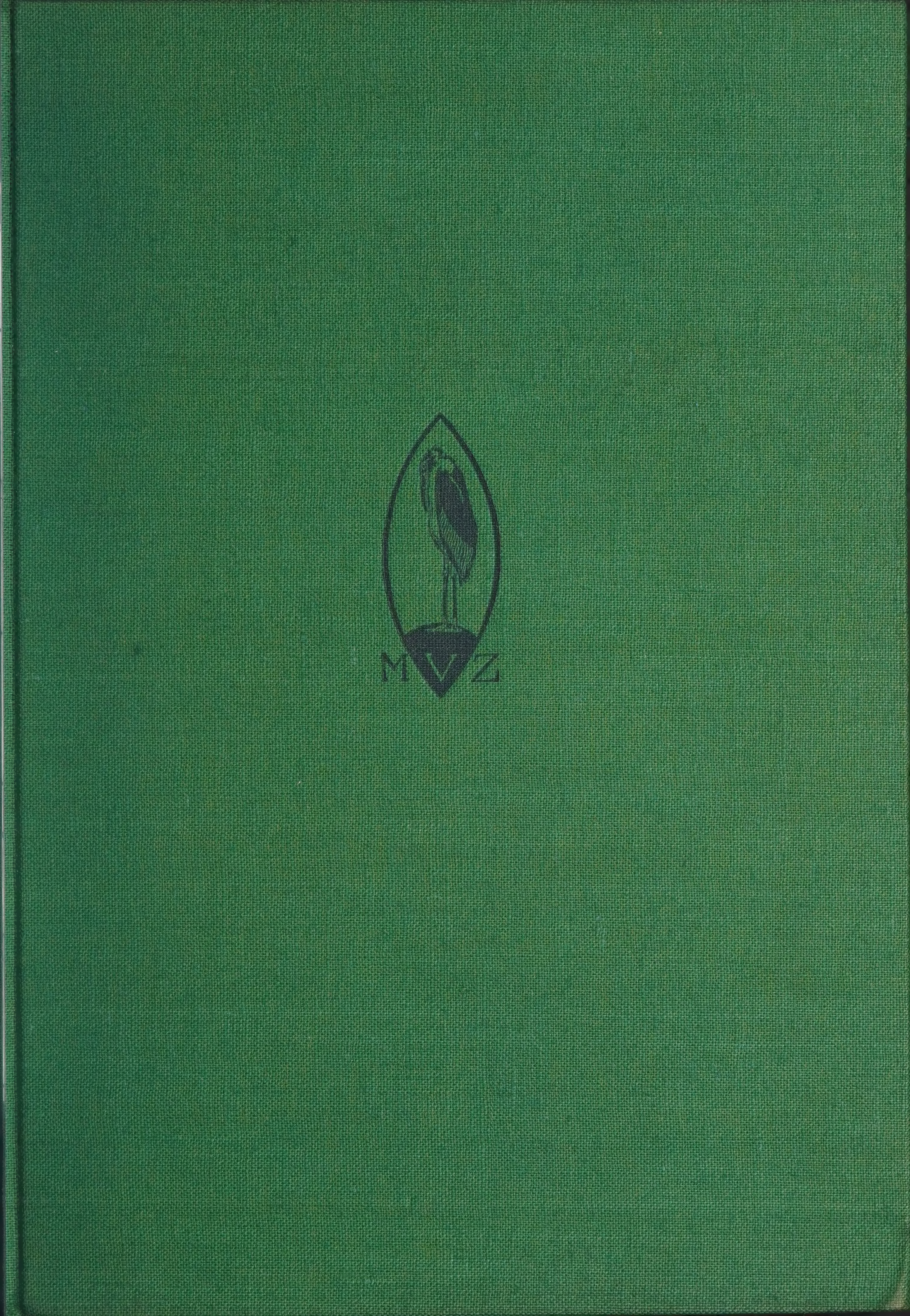
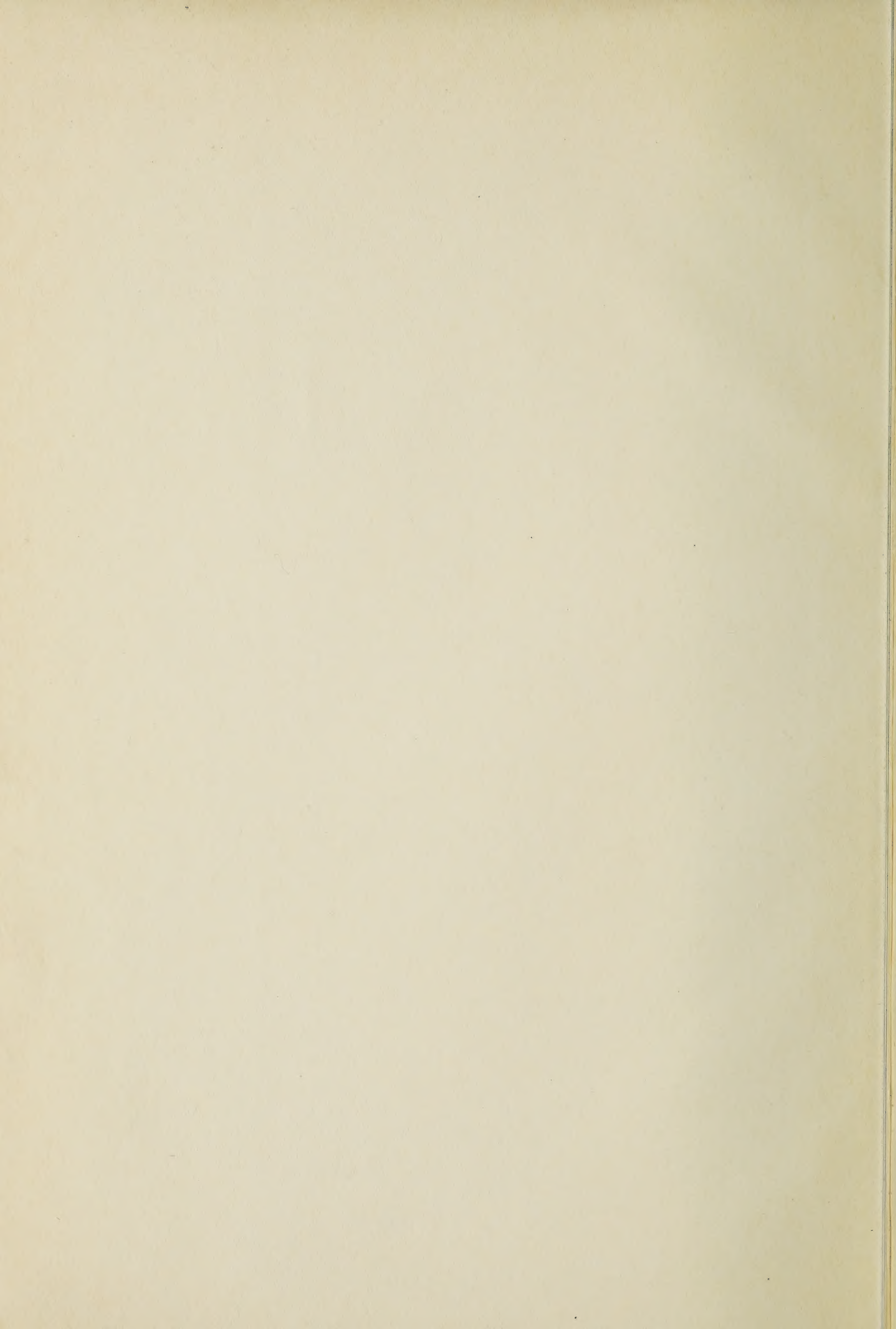

MVZ




M V Z

# MENSCHEN VÖLKER ZEITEN

EINE KULTURGESCHICHTE
IN EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

MAX KEMMERICH

V

ABRAHAM LINCOLN

VERLAG KARL KÖNIG / WIEN UND LEIPZIG

# ABRAHAM LINCOLN

PRÄSIDENT DER VEREINIGTEN STAATEN
VON NORDAMERIKA

VON

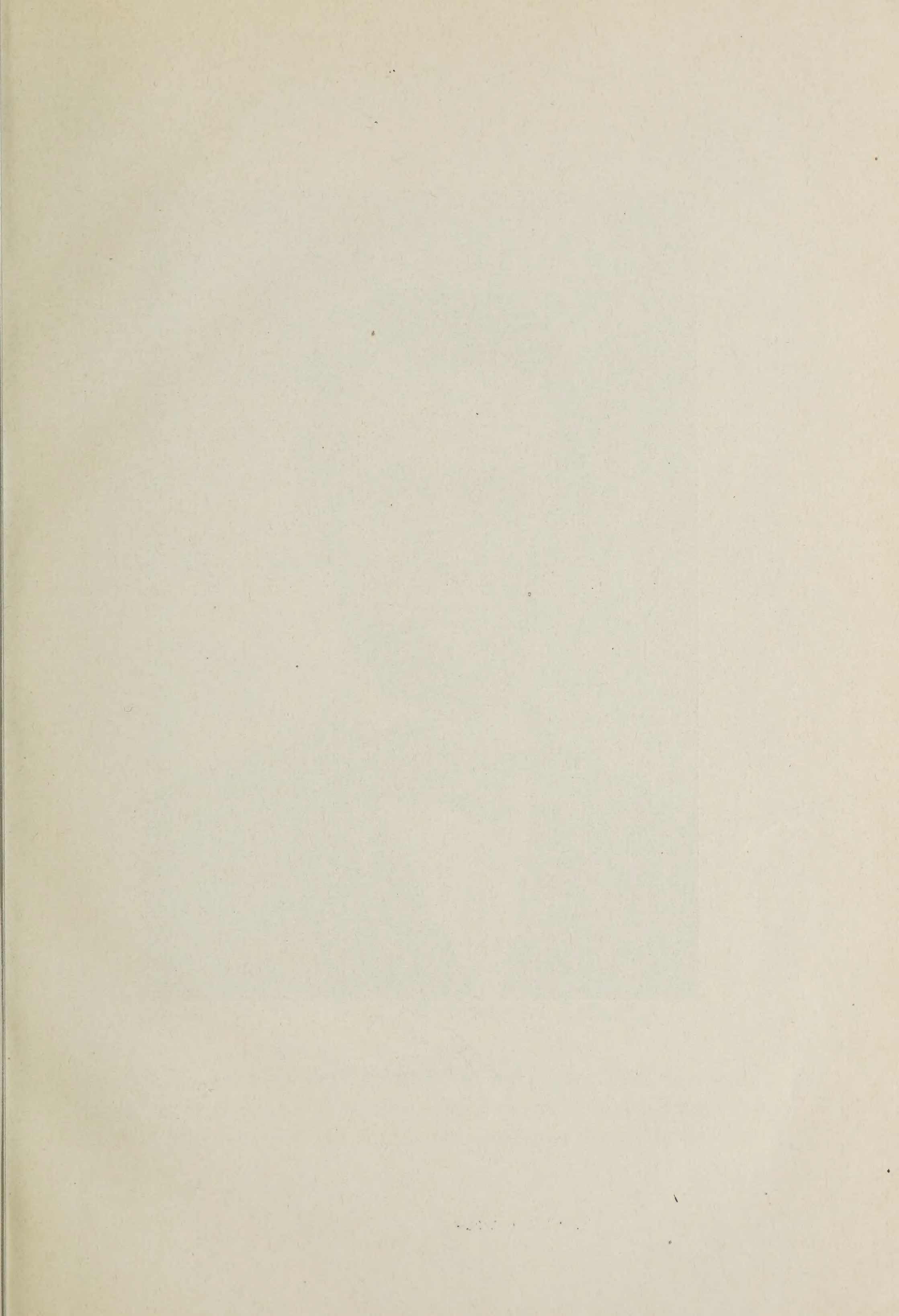
DR. GRAF ALBRECHT MONTGELAS

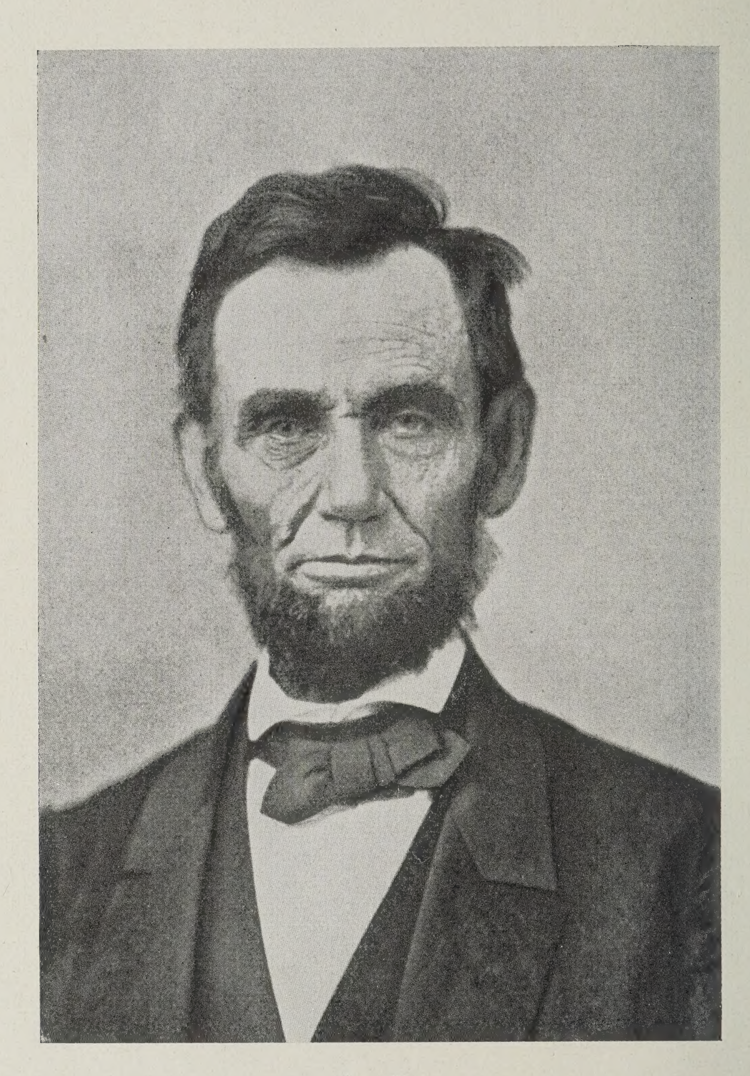
MIT 1 FAKSIMILE UND 28 ABBILDUNGEN

VERLAG KARL KÖNIG / WIEN UND LEIPZIG

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

Printed in Germany





A. Lincoln

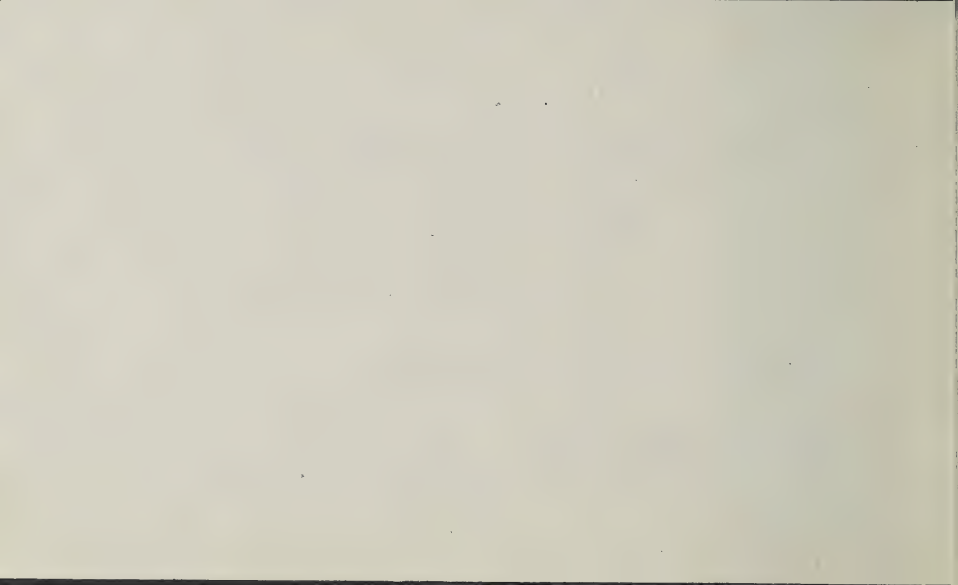
# A. L.

# President of the United States of North America.

by

Dr. Count Albrecht Montgelas

with one facsimile and 28 prints.



# A Man for the People's Times

## A Cultural Story in Simple Style.

written by

Max Kemmrich

Publisher Karl King, Vienna and Leipsig



# EIN VORWORT ÜBER EINEN KUNSTSTREIT

Der 12. Februar ist in den Vereinigten Staaten gesetzlicher Feiertag. An jenem Tag, dem Geburtstag Abraham Lincolns, gedenkt das amerikanische Volk des Märtyrer-Präsidenten, dem es die Erhaltung seiner Einheit und damit schließlich seine heutige Machtstellung in der Welt verdankt.

In ihm, der aus den ärmsten und einfachsten Schichten des Volkes herausgewachsen war, sah sich das Volk mit untrüglich sicherem Gefühl verkörpert, es vertraute dem Verstand des Führers, weil es dem Herzen des Mitbürgers traute. Das war Lincolns Rückhalt, und dieser Rückhalt gab ihm die Entschlußkraft und die Sicherheit, die er brauchte, um sein Land durch die furchtbare Krise eines vierjährigen Bürgerkriegs hindurchzuführen, in der der Kampf mit den widerstreitenden Meinungen und Interessen im eigenen Lager nicht weniger gefährlich und aufreibend war, als der Kampf mit dem besser geführten, besser vorbereiteten und in der Überzeugung seiner gerechten Sache einigen Feind. Nie hat ein Staatsmann, der nicht unumschränkter Herrscher war, eine schwerere Aufgabe zu vollbringen gehabt. Daß er sie gelöst hat, ist der Ruhm des Staatsmannes Lincoln, wie er sie gelöst hat, die Größe des Menschen Lincoln.

Bei der historischen Betrachtung der Taten großer Herrscher der Vergangenheit, die nur ihren eigenen Willen einzusetzen brauchten, läßt sich der Staatsmann vom Menschen trennen. Nicht so bei dem erwählten Führer eines Volkes in einem demokratischen Staat. Hier gibt letzten Endes der Mensch den Ausschlag. Eine Lebensgeschichte des Präsidenten Abraham Lincoln muß daher nicht zum wenigsten eine Geschichte des Menschen Lincoln sein, damit sie der lebenden Generation nicht nur ein Anlaß zur Begeisterung über den Erfolg, sondern eine Lehre in politischer Führerschaft sein kann. Zu leicht umgibt patriotischer Stolz und Verehrung die Gestalt eines

Mannes mit einem hellen Schein, der das Auge späterer Generationen blendet, so daß sie das Wesentliche nicht mehr erkennen. Aus Unverstand manchmal auch nicht erkennen wollen.



Das Lincoln-Denkmal in London von Barnard, dem Schöpfer der Lincoln-Statue in Cincinnati

Während des Weltkrieges, nachdem Amerika bereits an die Seite der Alliierten getreten war, entstand der Plan, eine Statue von Abraham Lincoln dem englischen Volk zu schenken und in Westminster aufzustellen. Das Komitee, das den Auftrag hatte, unter

den amerikanischen Künstlern die Auswahl zu treffen, entschied sich für den Bildhauer George G. Barnard, dessen Lincoln-Statue in Cincinnati steht. Eine Kopie sollte für London von Barnard gemacht werden. Die Statue ist eine realistische Betonung des einfachen, schlichten und unleugbar häßlichen Mannes aus dem Westen. In den großen Zeitungen des Landes erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Ein Abgeordneter von Massachusetts brachte die Sache sogar vor den Kongreß und verlangte von diesem Einspruch gegen die Sendung der Statue nach London, weil Barnard Lincoln mit „unförmlichen Clownfüßen" dargestellt habe und „mit über den Magen gekreuzten Armen, als leide er unter großen inneren Schmerzen". Ein bekannter Kunstkritiker, Herausgeber einer Kunstzeitschrift, die sich die Bekämpfung „moderner" Kunst ausdrücklich zum Ziel gesetzt hat, erließ einen offenen Brief, in welchem er das Werk Barnards verdammte, weil der Künstler Lincoln als „Sansculotte-Demagogen" dargestellt habe. Der einzig überlebende Sohn des großen Präsidenten nannte die Statue „grotesk, soweit sie Ähnlichkeit, verleumderisch, soweit sie ein Sinnbild sein sollte". Ein damals noch lebender anderer amerikanischer Staatsmann, Joseph Choate, der sich an Lincoln erinnerte, nannte sie „schauderhaft".

Doch da erhoben sich Stimmen für Barnard. Sargent, der berühmte Porträtmaler, schrieb ihm: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mir Ihr Werk gefällt." Ein anderer, Abbott H. Tayer, schrieb: „Wenn ich Barnards Lincoln betrachte, so ist es mir, als kämen von diesem unaussprechlich großen und milden Menschen, der da in Bronze gegossen vor uns steht, die Worte Luthers: ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders'." Roosevelt gibt ein Interview: „Ich beglückwünsche Barnard von ganzem Herzen. Er hat uns den Lincoln gegeben, den wir alle kennen und lieben." Und schließlich schrieb Ida M. Tarbell, die dem Studium und der Geschichtsschreibung über Lincoln die Arbeit eines Lebens gewidmet hat: „Barnards Abraham Lincoln ist für mich das Tiefste, das über den Mann bisher in irgendeiner Form gesagt worden ist."

Der Streit zwischen dem Werk von St. Gaudens in Chicago, das den Staatsmann Lincoln verkörpert, und dem Werk Barnards, das Ausdruck des Menschen ist, wurde zugunsten des Menschen ent-

schieden. Jedoch schuf Barnard für London eine neue Statue. Sie steht heute auf dem Platz vor Westminster Abbey.

Der Bruder des früheren Präsidenten Taft, Charles P. Taft, der Barnards Originalwerk seiner Heimatstadt Cincinnati geschenkt hatte, schrieb mir damals (ich hatte Gelegenheit genommen, zugunsten Barnards in den Streit einzugreifen) einen anerkennenden Brief.

Wenn der deutsche Leser der folgenden Geschichte am Schluß sich auf die Seite der Anhänger Barnards stellt, so weiß ich, daß dies Buch seinen Zweck erfüllt hat.

Berlin, am Verfassungstag 1924

DER VERFASSER

# JAHRE DER VORBEREITUNG

## FRÜHE JUGEND

Weitab von Europa, weitab sogar von der Zivilisation des nahen Mutterstaates Virginia lagen in dem Jahr, in dem in Deutschland die Schlacht bei Jena geschlagen wurde und das Heilige Römische Reich deutscher Nation aufhörte zu bestehen, die waldbedeckten Hügel und Talgründe Kentuckys. Hier und dort war der Urwald gefällt, der Boden umgeackert, wuchs um ein einsames Blockhaus Mais, Getreide und Tabak. Die Männer, die hier das der Wildnis und den Wilden abgerungene Land bestellten, gewannen wenig mehr als ihren und ihrer Frau und Kinder Unterhalt. Aber in Virginia, woher die meisten gekommen, hatten sie das kaum gekonnt. Dort gehörte das Land den großen, vornehmen Herren, Nachkommen jüngerer Söhne englischer Landedelleute. Diese hielten sich Negersklaven, um die Feldarbeit zu tun. Da war kein Fortkommen für „arme Weiße", und wer das Zeug dazu hatte oder zu haben glaubte, zog westwärts in das Hinterland — in den Hinterwald, müßte man eigentlich sagen —, wo Selbständigkeit und billiges, gutes Land lockte. Manche brachten es allerdings auch da zu nichts Rechtem. Das waren solche, die nur der Abenteuertrieb in die Wildnis geführt, oder denen Selbständigkeit über Fleiß ging oder deren Ruhelosigkeit sie nicht lange seßhaft werden ließ. Ein wenig von all diesen Eigenschaften steckte übrigens auch im Besten dieser Pioniere.

So einer, der es bisher zu nichts Rechtem gebracht hatte, war der Mann, der in jenem Jahr am Nolin Creek, einem kleinen Fluß im östlichen Kentucky, drei Meilen etwa von dem Ort Hodgensville, den Platz für ein kleines Blockhaus absteckte. Er war streng genommen kein eigentlicher Pionier. Sein Vater schon war aus Virginia nach dem westlichen Teil der damaligen englischen Kronkolonie gezogen, als hier noch die Ureinwohner den weißen Eindringlingen den

Boden streitig machten. Der Vater war auch von einer Rothaut aus dem Hinterhalt erschossen, und er, sechsjährig, nur dadurch gerettet worden, daß der ältere Bruder mit einem wohlgezielten Schuß den Indianer niederstreckte, als er gerade mit dem Kind im Walde verschwinden wollte.

Die kleine Waise war aufgewachsen und hatte bald bei diesem, bald bei jenem Ansiedler Arbeit gesucht, als Holzfäller oder Ackerknecht, als Flößer oder als Zimmermann, wenn ein neuer Landsucher sich ein Blockhaus gebaut. Das Zimmermannshandwerk war das einzige, das er einmal richtig gelernt hatte, und zwar bei einem gewissen Joseph Hanks. Aber im Hinterwald, wo jeder selbst zugriff und sich alles selbst machte und zusammenbastelte, hatte das Handwerk keinen goldenen Boden. Ebensowenig wie drüben in Virginia, wo die Negersklaven zu allem angelernt wurden.

Jetzt hatte er von der Regierung ein kleines Stück Land bekommen und wollte selbst Farmer werden. Daher das Blockhaus, das aber noch einen anderen Grund hatte. Was er beim alten Hanks gelernt, kam ihm zustatten. Die nötigen Stämme waren bald gefällt, geschält und zugehauen, die vier Wände, Haus- und Zimmerwände zugleich, waren rasch aufgerichtet, das Dach gedeckt. Die Erde im inneren Viereck wurde zum Fußboden gestampft, hölzerne Läden vor den Fenstern angebracht — Fensterglas: ein unbekannter Luxus im neugerodeten Urwald — und die Türe eingesetzt. Gegenüber der einen Ecke des Vierecks wurde ein Pfosten in den Fußboden gehauen: das einzige Bein des Bettes. Von diesem Pfosten aus, im rechten Winkel, rammte er zwei Latten zu den beiden Wänden hin ein, darüber kamen Bretter, dann Felle, dann ein Sack aus hausgesponnenem Linnen, gefüllt mit den getrockneten Hüllblättern von Maiskolben: das Bett war fertig. Die übrigen Möbel waren ebenso schnell und einfach hergestellt. Das Haus konnte bezogen werden.

Und schon nach ein paar Tagen brachte jener Mann eine Frau ins Haus. Sie war von fast zartem Wuchs und stillem Wesen und paßte nicht recht in diese Umgebung, die selbst für Männer nur taugte, wenn sie rauh und arbeitshart waren. Die wenigen Nachbarn erzählten sich, daß Thomas Lincolns Frau eigentlich das Kind eines jener vornehmen Herren aus Virginia sei. Was an dem Gerücht wahr, weiß niemand. Sicher ist nur, daß Nancy Hanks, die Nichte

des Zimmermanns Josef Hanks, in Virginia geboren war, und daß etwas in ihrem Wesen gelegen haben muß, das sie von ihrer sonstigen Verwandtschaft unterschied.

Ihr Sohn, Abraham Lincoln, hat jedenfalls in späteren Jahren einmal den Gedanken, die dieses Gerücht hervorriefen, nachgehangen, als er, grüblerisch wie er war, sich selbst sein inneres Wesen zu erklären suchte, das in vielem seiner nächsten Umgebung auch so unähnlich, ja fremd war. Er wurde in diesem Blockhaus als zweites Kind von Thomas und Nancy Lincoln am 12. Februar 1809



Das Blockhaus bei Hodgensville (Kentucky), in dem Abraham Lincoln geboren wurde. (Nach einer Photographie gezeichnet von O. Hundt)

geboren. Das erste Kind war ein Mädchen, Sarah. Ein drittes, Thomas, starb klein.

Die Heirat hatte den Kampf um das tägliche Brot für Tom Lincoln nicht leichter gemacht. Das bißchen Land, das er zugeteilt bekommen, brachte nicht viel ein, und wie vorher mußte er oft Taglöhnerarbeit suchen. Immerhin, zehn Jahre hielt er es hier aus, wo er sein Blockhaus gebaut, wo seine Kinder geboren und wo die Verwandten seiner Frau lebten. Dann aber beschloß er fortzuziehen, mehr und besseres Land zu erwerben. Blockhaus und Äcker verkaufte er für zehn Fässer Whisky und 20 Dollar in bar und zog mit seiner Frau und den beiden Kindern nordwärts in den Staat Indiana. Dort sollte, wie man sich in Kentucky erzählte, das Land

fruchtbar und ergiebig sein wie weiland das Gelobte Land. Man muß übrigens von der Art der Bezahlung für das Lincolnsche Anwesen nicht darauf schließen, daß Tom Lincoln ein Säufer gewesen. Bares Geld in den Staaten war überhaupt knapp, jetzt nach dem zweiten Krieg mit England erst recht, und in den entlegenen Siedlungen des Westens auch sonst eine Seltenheit, die die Bezahlung mittels Ware einfach notwendig machte. Und Whisky war ein Zahlungsmittel, das in Kentucky von jeher leicht flüssig zu machen war.

Mehr als eine Woche muß die Wanderung der Familie nach ihrem neuen Wohnsitz gedauert haben. Dem schnelleren Wasserweg, auf selbstgezimmertem Flachboot, einen Nebenfluß des Ohiostroms hinunter und dann auf dem Ohio selbst stromabwärts, wollte Tom Lincoln seine Familie nicht anvertrauen. Er selbst hatte, als er im Sommer diesen Weg genommen, um die neue Siedlungsstelle zu erkunden, einen Unfall mit seinem Flachboot gehabt, wobei außer Möbelstücken auch die Whiskyfässer über Bord gegangen waren. So zog man denn zu Fuß. Abe, wie man in Amerika die Abrahams nennt, war, als die Auswanderung vor sich ging, noch nicht acht Jahre alt, mager, aber hochgeschossen und kräftig für sein Alter, und konnte wohl beim Tragen der paar Habseligkeiten helfen.

Es war im Spätherbst 1816, als die Familie an dem vom Vater ausgewählten Platz, nicht weit nördlich vom Ohio, ankam. Für den hereinbrechenden Winter wurde nur eine Art Jägerhütte gebaut, ohne Fenster und Tür, die eine Seite ganz offen, aber dafür niedrig, so daß das schräge Dach nah an den Boden reichte. Vorgehängte Felle schützten vor Schneesturm, Regen und Wind. Hier verbrachten die Lincolns ihren ersten Winter in Indiana. Im Frühjahr wurde ein Blockhaus gebaut und das Land bestellt. Und im Herbst kamen Verwandte aus Kentucky nach, darunter Abes Vettern und Jugendgespielen Dennis und John Hanks.

Im zweiten Sommer auf der neuen Farm starb Nancy Lincoln. Das rauhe Leben, die Arbeit und die steten Sorgen hatten ihre Gesundheit untergraben. Einen Arzt gab es weit und breit nicht, und als sie krank wurde, stand sie nicht wieder auf. Was wir von dem schwermütigen Zug im Wesen des großen Präsidenten wissen, berechtigt uns zu der Annahme, daß der Tod der Mutter den Neunjährigen furchtbar mitnahm. Sein „Engel von Mutter“, wie er sie

auch später immer nannte, war dem Kind all das gewesen, was eine arme Frau, mehr als eine reiche, in ländlicher Abgeschlossenheit besonders, ihren Kindern sein kann. Früh schon hatte sie ihren kleinen Sohn Lesen und Schreiben gelehrt. Ihre eigene Liebe zu Büchern hatte sie ihm übermacht, glücklich, als sie seine Veranlagung entdeckte. Schulen hatte es in Kentucky nicht gegeben. Nur ganz kurz vor dem Wegzug der Familie hatte sich ein Lehrer in der Gegend niedergelassen, und Abe hatte drei Monate lang begierig den weiten Weg zur Behausung des Lehrers gemacht. Auch Kirchen gab es nicht. Sein erster Religionslehrer war gleichfalls die Mutter gewesen, wie denn das Buch, das lange das einzige ihm zugängliche gewesen, eine alte Bibel war, aus der ihm die Mutter vorgelesen. Zwar gab es Wanderprediger, die von Zeit zu Zeit die Niederlassungen besuchten, aber sie mußten im Freien predigen. Wir wissen aus Lincolns späteren Erzählungen, wie eifrig der kleine Bub dann zuhörte und welchen Eindruck die Vortragsart dieser religiösen Volksredner auf ihn machte.

An einen solchen dachte der verwaiste Abe jetzt, und an ihn schrieb er seinen ersten Brief. Darin bat er den Prediger, den er öfter im früheren Blockhaus bei seinen Eltern gesehen, doch zu ihnen nach Indiana zu kommen und über dem Grab seiner Mutter Gottesdienst abzuhalten. Es spricht für den Eifer jener Männer, daß dieser die weite und beschwerliche Reise nicht scheute und die Bitte des Kindes erfüllte.

Die Kinder im Blockhaus blieben nicht lange verwaist. Schon im Dezember 1819 brachte der Vater aus Kentucky seine zweite Frau mit, die Witwe eines gewissen Johnston. Man erzählt sich, daß Sally Bush vor ihrer Ehe mit Johnston Tom Lincolns erste unglückliche Liebe gewesen sei. Sie brachte ihre drei Kinder mit, einen Sohn und zwei Töchter, jung genug, um ihren beiden Stiefkindern Gespielen zu sein. Sie selbst wurde ihnen eine gute Mutter.

Der kleine Lincoln wuchs heran wie jeder andere Bub des Hinterwaldes. Er verfügte über das, was hier am meisten galt: Größe und Muskelkraft. Aber es ist sehr bezeichnend, daß von all den vielen Geschichten, die seine damaligen Spielgenossen später über des großen Präsidenten Jugendzeit erzählten, keine einzige war, die von einem Mißbrauch seiner überlegenen Stärke berichtete. Ein Spiel-

verderber war er nicht; er konnte ausgelassen sein und Streiche ausdenken, aber als er einmal dazu kam, wie ein paar Altersgenossen ein Stück glühendes Holz auf eine Schildkröte gelegt hatten und erwartungsvoll um das arme Geschöpf herumstanden, jagte er die Quälgeister auseinander und befreite das Tier aus seiner Pein. Die Nachbarn hatten den kräftigen Jungen, der immer bereit war, bei der Arbeit zu helfen oder Gänge zu machen, alle gern. Diese Hilfsbereitschaft hatte eine starke Beimischung von Gutmütigkeit, die ihm zeitlebens blieb. Eine Bitte abzulehnen fiel ihm schwer, und als er später zu politischem Einfluß gelangt war, gehörten die Wünsche seiner Parteigenossen um Stellen oder Vergünstigungen für sich und andere mit zu den vielen Prüfungen seiner Laufbahn.

Ein nettes Beispiel für diese Gutmütigkeit mag hier erzählt werden. Als er schon in New Salem wohnte, traf ihn einmal ein Ortsfremder, dem der ungewöhnlich lange Mensch aufgefallen war und dem die Szene deshalb im Gedächtnis haftete, auf einer Bank liegend, in ein Buch vertieft und mit einem Fuß eine Wiege schaukelnd. Irgendeine Nachbarsfrau hatte dem „ehrlichen Abe", wie er schon damals allgemein hieß, ihr Kind anvertraut, während sie fort mußte. Die Geschichte ist bezeichnend, nicht nur für das Zutrauen, das alle Welt zu ihm hatte, und für seine einem weichen Herzen entspringende Gutmütigkeit, sondern vor allem auch für eins: er las ein Buch. Oder richtiger, wie er als junger Mensch seinem Brotherrn einmal zur Antwort gab, er studierte ein Buch.

Bücher waren selten im Hinterwald. Abgesehen davon, daß Lesen und Schreiben das Rüstzeug war, das ein Farmer im Westen am allerwenigsten nötig hatte, unterhielt man sich nach getaner Arbeit lieber, indem man mit Verwandten oder Nachbarn zusammensaß und Geschichten erzählte. Es waren meist echte Lederstrumpfgeschichten, lustige und traurige, aus der Zeit der ersten Grenzansiedlung. Hier, wo jede Familie etwas erlebt hatte, brauchte man keine erfundenen Romane. Das Leben der Ansiedler und ihrer Väter und Großväter barg Spannendes und Schauriges genug.

Der junge Lincoln aber wollte lesen. „Äsops Fabeln" war nach der Bibel das erste Buch, das ihm in die Hände fiel. Lange blieb es das einzige, und er konnte es buchstäblich auswendig. Aus dieser ersten Kinderlektüre stammt wohl seine Gewohnheit, die ihn auch

als Mann und als Präsident nicht verließ, seine Beweisführung durch eine meist dem Alltagsleben entnommene Geschichte zu veranschaulichen. Ja oft war eine solche Geschichte seine einzige Antwort und sein Ausweg, um eine Diskussion abzubrechen. Aber noch eine andere Eigenschaft entwickelte dieses erste Buch. Wie die Erwachsenen zusammensaßen und irgendeiner Erzählung zuhörten, so drängten sich die Jungen um Abe, der ihnen jene Fabeln wiedererzählte, ausgeschmückt durch eigene Zutaten und vorgetragen mit der Lebhaftigkeit des geborenen Geschichtenerzählers. Und ein Geschichtenerzähler blieb Lincoln sein ganzes Leben. Niemand konnte eine Gesellschaft so gut unterhalten, wußte so viele Anekdoten, hatte ein solches Gedächtnis für Witze wie er. Und wie alle leidenschaftlichen Erzähler liebte er Geselligkeit, zog es ihn hin, wo lustige Menschen beisammen waren. Und wenn er eine gute Geschichte wußte, dann mußte sie heraus, ganz gleich, ob er sie dem Portier vom Weißen Haus oder dem Staatssekretär, ob er sie in ungezwungenem Zusammensein mit Bekannten oder bei ernsten Kabinettssitzungen erzählte. In einem der ernstesten der Augenblicke des Bürgerkriegs, als er sein Kabinett zusammenberufen hatte, um ihm seinen Entschluß mitzuteilen, die Befreiungsproklamation für die Sklaven zu erlassen, eröffnete er die Sitzung damit, daß er einige komische Stellen aus dem Buch eines bekannten amerikanischen Humoristen vorlas, das er am Tag vorher gelesen hatte. Dieser Sinn für Humor und Freude am Witz bedeutete für Lincoln ein großes Glück; denn es war tatsächlich die einzige Art der Ausspannung, die ihm gegeben war. Mit allerhand Menschen reden, sie zum Lachen bringen, die Wirkung einer guten Geschichte auf sie beobachten und selbst herzlich lachen können, war dem geplagten, von schweren Sorgen gedrückten Mann doch immer Bedürfnis und die Befriedigung dieses Bedürfnisses seine Erholung. Das schloß, wie bei solchen Menschen oft, die Schwermut nicht aus, die ein nicht minder ausgeprägter Zug seines Charakters war, in seinen Gesichtszügen und seinen Augen jedenfalls derjenige, der sich am eindringlichsten widerspiegelte. Dieser Zwiespalt im Wesen, der sich schon in dem ernst lesenden Kind, dem einsam im Freien sitzenden, nachdenklichen Knaben, dem in Gesellschaft ausgelassenen und witzigen Jungen offenbarte, hat dem Leben des erwachsenen Mannes seine innere Tragik gegeben.

Eine Begebenheit wollen wir hier vorwegnehmen, aus einer Zeit, als der dreiunddreißigjährige Lincoln bereits verheiratet und aufstrebender Politiker in der Hauptstadt von Illinois war. Der Führer der gegnerischen Demokratenpartei und gewesene Präsident van Buren war auf einer Reise in einem kleinen Ort, ganz nahe bei Springfield, steckengeblieben und genötigt, dort in einem elenden Gasthof zu übernachten. Einige Springfielder Freunde des Expräsidenten, alles demokratische Politiker, beschlossen hinzufahren, um ihm die Zeit etwas zu vertreiben. Sie kamen auf den Gedanken, Lincoln aufzufordern mitzukommen, von dem sie aus Erfahrung wußten, daß er auch die langweiligste Gesellschaft mit seinen Erzählungen und Witzen in Stimmung bringen konnte. Außerdem vertrauten sie auf seine Gutmütigkeit. Lincoln ging auch wirklich mit. Van Buren war, obwohl gewiß nichts weniger als ein musterhafter Charakter als Politiker, persönlich von bestrickender Liebenswürdigkeit und wie Lincoln ein „good mixer", der sich in jede Gesellschaft schnell hineinfand. Lincolns Geschichten und drollige Anekdoten aus dem Leben der Hinterwäldler hielt die kleine Herrengesellschaft bis spät in die Nacht wach, und van Buren erzählte nachträglich einem der damals Anwesenden, daß ihn vom vielen Lachen noch eine Woche lang die Rippen schmerzten.

Manch ein Mann des öffentlichen Lebens und in Lincolns Stellung hätte geglaubt, durch sein Mitkommen sich etwas zu vergeben, hätte wahrscheinlich die Aufforderung selbst schon als ungehörige Zumutung empfunden. Er nicht. Und nichts ist im Leben dieses großen Menschen bezeichnender als die Tatsache, daß in allem, was nicht inneres Wachstum darstellt, der Mann vom Knaben sich kaum unterschied. Er war eben nie „erzogen" worden, und seine Selbsterziehung in des Wortes wörtlichster Bedeutung beschränkte sich auf Verstandes- und Willensbildung. Niemals entschied für ihn Herkommen oder Norm über das, „was man tun kann" oder „was man nicht tun kann". In allen solchen Dingen folgte er unmittelbar seinem Instinkt und seinem Herzen, und sie haben ihn gerade in den dunkelsten Jahren seiner Präsidentschaft da sicher geführt, wo Brauch und Etikette den rechten Weg bestimmt nicht bezeichneten. Demgegenüber wiegt es federleicht, daß durch diese „Unerzogenheit" zu Anfang

seiner Präsidentschaft die persönliche Zusammenarbeit mit seinen Mitarbeitern im Kabinett nicht so reibungslos vor sich ging, wie es wünschenswert gewesen wäre. Wer soviel innere Würde besaß wie er und wen sein Gefühl so sicher leitete, der konnte der konventionellen Würde ohne nachhaltigen Schaden entbehren. Das Volk hat das Gefühl, und an dem sicheren Gefühl des Volkes scheiterte in jenen oft bitteren Zeiten Kritik und Anfeindung.

Lincoln hatte als Bub, wie auch später, die Gewohnheit, laut oder wenigstens halblaut zu lesen. So sprach er gleichsam in den Worten des Buches zu sich selbst und verarbeitete, was er „hörte". Aus dieser rhetorischen Art des Lesens erklärt es sich wohl auch, daß er noch als reifer Mann sich des Inhalts in früher Jugend gelesener Bücher oft in allen Einzelheiten erinnerte. Dazu kam die weitere Gewohnheit, Stellen, die ihm besonders gefielen, abzuschreiben und auswendig zu lernen. Gewiß ist mancher Zug, den spätere amerikanische Biographen in dem Knaben Lincoln entdecken zu dürfen glauben, durch die Verehrung zu dem großen Präsidenten zu einer Wichtigkeit gedeutet, die ihm vielleicht nicht zukommt. Wenn aber seine Stiefmutter von ihm erzählt, wie er seine Gedanken schriftlich auszudrücken suchte und Konzept auf Konzept mit Kohle auf Holzschindeln niederschrieb, bis er alles, was er ausdrücken wollte, in solch enge Form gegossen hatte, daß das bißchen kostbare weiße Papier, das er sich von der Mutter erbettelte, für die endgültige Niederschrift ausreichte, so drängt sich einem wirklich der Gedanke auf, daß hier die Grundlage gelegt wurde zu der Klarheit des Ausdrucks und Knappheit des Satzgefüges, die manche Reden des Präsidenten zu den wundervollsten gemacht haben, die die englische Sprache kennt.

Wir wissen, daß in jener Zeit sein Bücherschatz sich vermehrte. Zwei Lebensbeschreibungen von Washington und die Gedichte des Schotten Robert Burns gaben seiner Phantasie neue Nahrung. Er selbst hat später erzählt, daß ihn weniger die kriegerischen Begebenheiten im Freiheitskrieg gegen England interessierten, als der Gedanke, daß es doch etwas Großes gewesen sein mußte, um dessentwillen Washington und seine Freunde in den oft verzweifelten Situationen den Glauben nicht verloren und allen Mißerfolgen zum Trotz bis zum Erfolg ihrer Sache durchhielten.

Nach allem, was von dieser Seite im Wesen des jungen Lincoln schon gesagt worden ist, sollte man vielleicht ein späteres Zeugnis seines Jugendkameraden Dennis Hanks nicht anführen. Man bekommt zu leicht eine falsche Vorstellung von einem Jungen, von dem es heißt, daß er „fortwährend las, schrieb, rechnete und Gedichte machte". Aber Hanks wollte dadurch sicher nur andeuten, daß er in dieser Beziehung eben anders war als er selbst und die übrigen jungen Leute der Ansiedlung, und das Bild wäre einseitig, wenn man nicht vermerken würde, daß er „jeden auf den Rücken legte" und sich nicht auf seine geistige Überlegenheit berief, wenn sich die übrigen körperlich austoben wollten.

Lincoln war in seinem neunzehnten Jahr, als er seine erste Reise unternahm. An dieser Stelle können wir auch seiner Körperlänge Erwähnung tun. Sie und das hagere, eingefallene Gesicht mit den tiefliegenden, sinnenden Augen gehören nun einmal wesentlich zu dem Gesamtbild des Mannes, wie es sich der Phantasie, nicht nur seines eigenen Volkes, eingeprägt hat. Wenn man drüben von der Länge eines Menschen spricht, so fügt man zu der Maßangabe die Erläuterung hinzu „in Strümpfen" — „*in his stockings*". Diesen Ausdruck konnte man damals bei dem Sohn des Westens nicht anwenden. Strümpfe waren für ihn ein ungekannter Luxus, und die stets zu kurzen Hosen des viel zu schnell wachsenden jungen Riesen ließen diesen Mangel auch deutlich sichtbar werden. Jedenfalls maß er damals schon seine volle Länge, 1,93 Meter. Dabei war er hager, die Brust schmal, fast eingefallen, ein Beweis, daß die Portionen im Blockhaus in ähnlichem Verhältnis zum Wachstum des Knaben gestanden hatten wie seine Hosen. Am auffallendsten waren seine unverhältnismäßig langen Arme, die der ganzen Gestalt etwas Groteskes gaben und seinen politischen Feinden, besonders auch den englischen Karikaturisten, später reichliche Gelegenheit zu billigen Witzen lieferten. Von dieser ersten Reise, die er auf selbstgezimmertem Flachboot flußabwärts unternahm, um Erzeugnisse der väterlichen Farm in den Siedlungen zu verkaufen, hat er als Präsident einmal seinem Staatssekretär Seward erzählt. An irgendeiner Flußansiedlung am unteren Ohio baten ihn zwei Reisende, sie und ihr Gepäck an einen Flußdampfer heranzurudern. Dafür schenkten sie ihm jeder einen halben Silberdollar. Offenbar befürchtend, daß

die Geschichte von den zwei Silberdollars dem vornehmen und in ganz anderen Verhältnissen aufgewachsenen Seward keinen großen Eindruck gemacht hatte, fügte Lincoln hinzu: „Sie mögen das für etwas sehr Unwichtiges halten, für mich aber war es damals der größte Augenblick meines Lebens. Ich hielt es kaum für möglich, daß ich, ein armer Kerl, in weniger als einem Tag einen ganzen Dollar verdient hatte. Die Welt schien freier und schöner vor mir zu liegen, und von jenem Tag an war ich ein hoffnungsfreudigeres und selbstbewußteres Menschenkind."

Reich ist Abraham Lincoln nun trotz dieses Glücksgefühls, das ihm das erste selbstverdiente Geld brachte, nicht geworden. Von wem hätte bei ihm das Talent zum Geldmachen auch stammen sollen? Von der feinfühlenden Mutter gewiß nicht. Aber auch nicht vom Vater, der es selbst nach dreizehn Jahren im gelobten Land Indiana nicht zum reichen Farmer gebracht hatte und daher jetzt wieder, noch lange nicht das letztemal, beschloß, sein Glück woanders zu versuchen.

Im Herbst 1829 verkaufte Thomas Lincoln seine Farm an einen Nachbar. Diesmal war es Illinois, von wo man sich Wunderdinge in bezug auf Fruchtbarkeit des Bodens und Freigebigkeit der Regierung in der Landverteilung erzählte. Im Frühjahr des nächsten Jahres brach man auf, diesmal eine ganze Karawane, in mit Ochsen bespannten Planwagen. Die ganze Verwandtschaft zog mit: die beiden mittlerweile verheirateten Töchter Sally Lincolns mit ihren Männern, Sallys Sohn, John Johnston, und Abe. Dessen Schwester Sarah, die sich im Ort verheiratet hatte, war kurz vorher gestorben, die Hanks waren schon im Jahr vorher in die Nähe der Ortschaft Decatur im südlichen Illinois übergesiedelt. Zwei Wochen dauerte diesmal der Marsch dorthin. Auf Staatsgelände wurde die neue Farm abgesteckt. Noch heute hängt in Tausenden von Wohnungen der Union, besonders aber im Staat Illinois, das Bild, das den jungen Riesen darstellt, wie er die gefällten Baumstämme spaltet, aus denen er die Pfosten zurechthieb, um die Gemarkung einzufrieden. Und „*the railsplitter*", das war der Ehrentitel, den ihm später seine begeisterten Anhänger gaben, und der Schlachtruf, mit dem sie seinen Namen als Mann aus dem Volke vor das Volk brachten.

Lincoln half dann noch beim Bau des Hauses, kein Blockhaus mehr aus rohen Stämmen sondern mit Bretterwänden aus den Sägemühlen von Decatur, pflügte und bestellte das Land und blieb den Winter über bei seiner Familie. Im Frühjahr machte er sich, zweiundzwanzigjährig, daran, selbständig sein Fortkommen in der Welt zu suchen.

## DAS PROBLEM DER SKLAVEREI

Im Jahre 1620, genau zweihundert Jahre vor dem Missourikompromiß, das, wie wir sehen werden, einen Versuch darstellte, das weitere Vordringen der Sklavenhaltung innerhalb der Vereinigten Staaten wenigstens örtlich zu begrenzen, brachten englische Schiffe die ersten afrikanischen Sklaven nach der Kolonie Virginia. Schon damals und später erhoben sich in den nördlichen Kolonien Proteste, die aber in London auf taube Ohren stießen. Als es dann 1776 zum Befreiungskriege der dreizehn Kolonien gegen England kam, war einer der ersten Akte des in Philadelphia versammelten Revolutions-Kongresses das Verbot der Sklaveneinfuhr. Es geschah dies fast gleichzeitig mit der Veröffentlichung der berühmten Unabhängigkeitserklärung, die als fundamentales Grundgesetz die „selbstverständliche Wahrheit" aufstellte, daß „alle Menschen zur Freiheit und Gleichberechtigung geboren sind". Aus der Gleichzeitigkeit jenes Verbotes der Sklaveneinfuhr und der Erklärung der fundamentalen Tatsache, auf welcher sich der Staatsbürgerbegriff der neuen Nation aufbaut, hat gegenüber den Argumenten südstaatlicher Parteigänger Lincoln die Auffassung abgeleitet und immer wieder vertreten, daß die „Väter der Republik" die Sklaverei als solche verwarfen und mit dieser ersten Maßregel ihren Fortbestand unmöglich machen wollten.

Daran ändert auch nichts, daß einige Jahre später, bei der Niederschrift der Verfassung, der Kongreß auf Betreiben der Südstaaten eine Frist bis zum Jahre 1808 setzte, während der die Einfuhr noch gestattet wurde. Wenn man bedenkt, daß bei Beendigung des Freiheitskrieges der neugewordene Staat nach fünfjährigen Kämpfen auf eigenem Boden zwar ungeheure Schulden, aber kaum Einnahmen hatte, da Handel und Gewerbe völlig zerrüttet waren, so

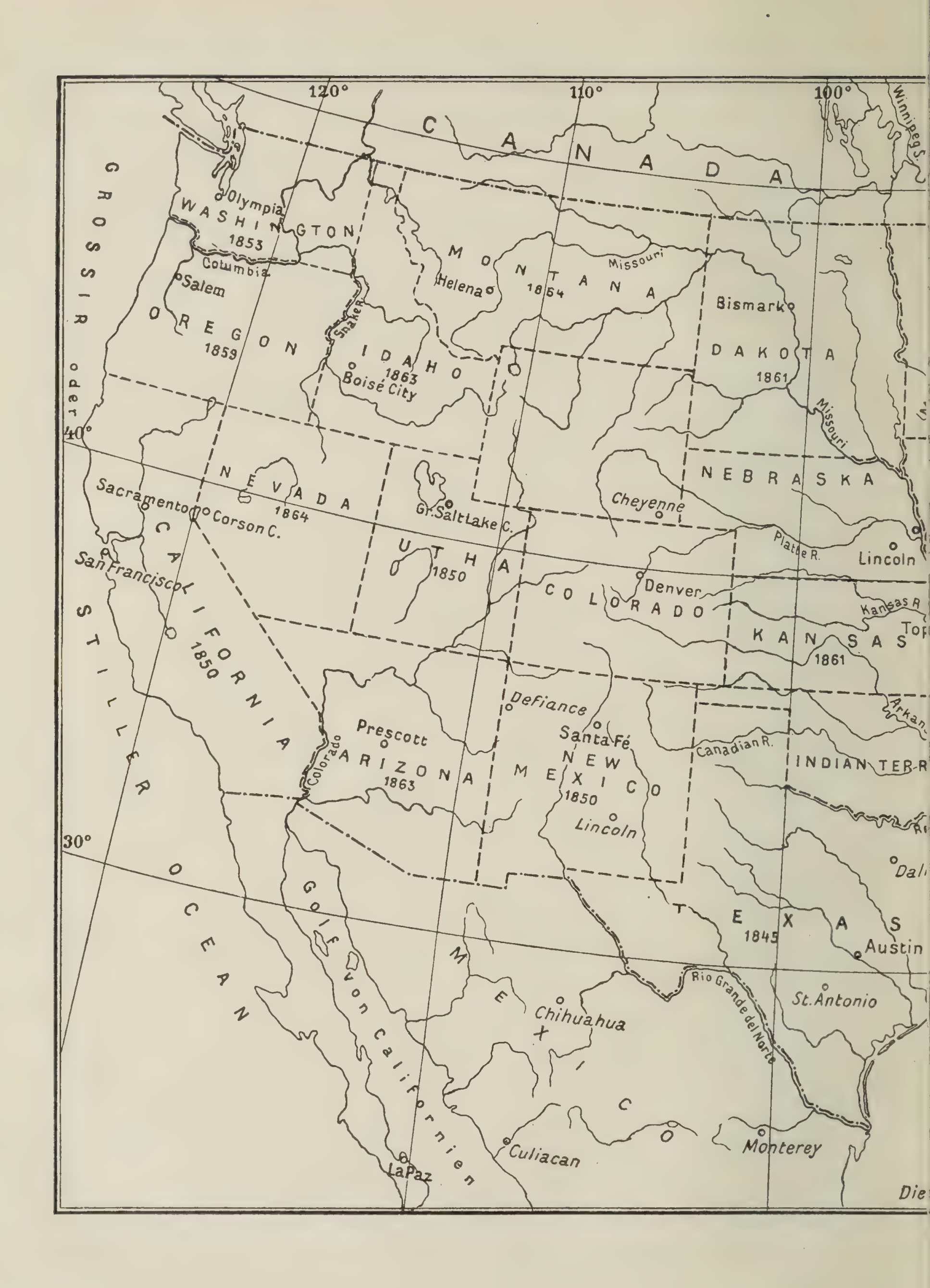
ist es begreiflich, daß die Unionsregierung dem Drängen der Südstaaten nach schwarzen Arbeitskräften nachgab. Der wirtschaftliche Wohlstand dieser Staaten beruhte nun einmal auf dem Plantagenbetrieb mittels Negersklaven.

Dieser erste Erfolg der sogenannten Sklavenstaaten leitete ihren Kampf für ihre „Rechte" gegenüber der öffentlichen Meinung der übrigen Nation ein, der schließlich mit dem Abfall jener Staaten von der Union, ihrer Besiegung durch dieselbe und der endgültigen Aufhebung der Sklaverei endete. Das Geburtsjahr Lincolns, 1809, ist also das erste Jahr, in welchem kein neuer, wildgeborener Schwarzer als Sklave nach den Vereinigten Staaten eingeführt wurde, das Jahr seiner Ermordung das, in welchem durch Beendigung des Bürgerkriegs der letzte Sklave der Union wieder zum freien Mann wurde.

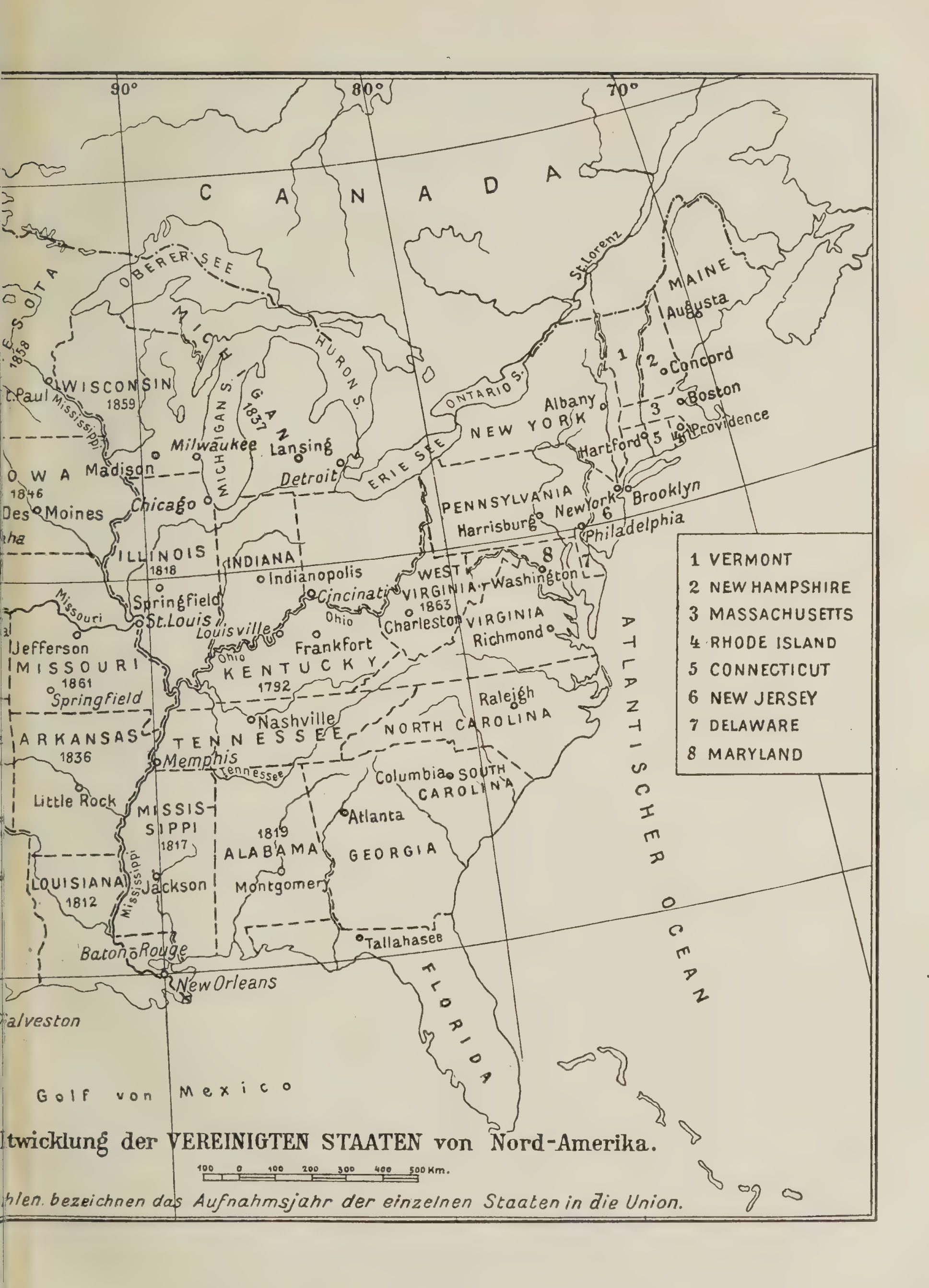
Die Sklavereifrage war für die Südstaaten in erster Linie, und früher jedenfalls ausschließlich, eine Wirtschaftsfrage. Allerdings besteht kein Zweifel, daß in den späteren jahrzehntelangen politischen Auseinandersetzungen zwischen dem Norden und dem Süden sich eine Anschauung herausbildete, die das Halten von Sklaven als ein unveräußerliches Herrenrecht ansah und die „heilige Institution des Südens" als eine in Gottes Weltordnung fest verankerte, „gottgewollte Abhängigkeit" ehrlich empfand. Wir brauchen nicht bis nach Amerika zu gehen, um solch ehrliche Überzeugung bei moralisch und ethisch sonst hochstehenden Menschen zu finden. Es hat auch in Europa Zeiten gegeben, wo gewisse Kreise die Aufhebung der Leibeigenschaft als ein tiefes Unrecht und den Beginn des Unterganges der Weltordnung ansahen.

Die „Väter der Republik", und man muß Amerika kennen, um zu wissen, welche Gefühle des Stolzes und der Ehrfurcht diese Bezeichnung auslöst, hatten diese Auffassung jedenfalls nicht. Sie konnten sie auch gar nicht haben, denn, und auch hierin hat Lincoln recht, der Wortlaut der Unabhängigkeitserklärung und der Geist, der sie eingegeben, sind mit der Auffassung, daß Menschen, gleich welcher Farbe, Eigentum anderer Menschen sein können, einfach unvereinbar. Aber auch aus manchen Äußerungen jener Männer geht ihre Auffassung der Sklaverei gegenüber klar und eindeutig hervor.

So schreibt Washington, selbst Grundbesitzer und Sklavenhalter, in einem Brief aus dem Jahr 1786 an einen Mitunterzeichner der Un-



C A N A D A
GROSSIR oder STILLER OCEAN
Olympia
WASHINGTON
1853
Columbia
Salem
OREGON
1859
Snake R.
MONTANA
1864
Helena
Missouri
Bismark
DAKOTA
1861
IDAHO
1863
Boise City
NEVADA
1864
Sacramento
Corson C.
Gr. Salt Lake C.
UTHA
1850
NEBRASKA
Cheyenne
Platte R.
Lincoln
Denver
COLORADO
Kansas R.
KANSAS
1861
San Francisco
CALIFORNIA
1850
Prescott
ARIZONA
1863
Colorado
Defiance
Santa Fé
NEW MEXICO
1850
Lincoln
Canadian R.
INDIAN TER.
TEXAS
1845
Austin
St. Antonio
Rio Grande del Norte
Golf von Californien
MEXICO
Chihuahua
Culiacan
La Paz
Monterey
120°
110°
100°
40°
30°




...twicklung der VEREINIGTEN STAATEN von Nord-Amerika.

...hlen. bezeichnen das Aufnahmsjahr der einzelnen Staaten in die Union.

abhängigkeitserklärung, Robert Morris, über die Sklaverei: ,,Ich kann nur das eine versichern, daß wohl kein Mann lebt, der aufrichtiger den Wunsch hegt, es möge ein Plan angenommen werden, um sie (die Sklaverei) abzuschaffen. Aber es gibt nur einen rechtlichen und zugleich wirksamen Weg, dies zu tun, und das ist der Weg gesetzgeberischer Autorität. Was meine Stimme betrifft, wird sie bei der Abstimmung nicht fehlen.“

Zur Abstimmung kam es nicht. Die Gründe für die Rücksichten auf das wirtschaftliche Fundament der Sklavenstaaten zu jener Zeit habe ich angedeutet. Aber andere ,,Väter“ dachten ebenso wie Washington und Morris. Sogar Thomas Jefferson, der Abgott und später falsch ausgelegte Prophet der Sklavenhalterpartei, schreibt in seinen Memoiren über das Sklavenproblem in seinem Heimatstaat Virginia: ,,Noch können wir die Entwicklung der Sklavenemanzipation und Deportation friedlich und so allmählich herbeiführen, daß diese Unbill fast unmerklich zu bestehen aufhört, und dabei die Stellen der Sklaven in gleichem Tempo durch freie weiße Arbeiter ausfüllen. Wenn man aber dieser Unbill erlaubt, sich weiter fort- und durchzusetzen, dann kann die Menschheit nur mit Schaudern an die Möglichkeiten denken, die solch eine Fortentwicklung ihr eröffnet.“ Deutlich und prophetisch.

Die Deportation, richtiger die Rücksendung der Schwarzen nach Afrika, war im übrigen, wie man sieht, schon früh ein Problem, mit dem sich amerikanische Staatsmänner befaßten. Auch noch Lincoln hat immer wieder nach einem solchen Ausweg gesucht. Die Gründung der Negerrepublik Liberia durch amerikanische Freigelassene im Jahre 1816 hat zu einer Lösung der Frage auch nicht geführt.

Noch deutlicher drückte sich ein anderer ,,Vater der Republik“, James Wilson von Pennsylvania, aus. Dort hatte die Sklaverei, besonders dank den Bemühungen der Quäker, ,,friedlich und allmählich“ aufgehört zu bestehen. In einer Rede im Parlament seines Heimatstaates befürwortete er die Ratifizierung der Bundesakte durch Pennsylvania und nahm besonders Bezug auf das in der Verfassung enthaltene Verbot der Sklaveneinfuhr ab 1808. Er bedauert, daß diese Frist zugestanden wurde, und sagt von dem Verbot selbst: ,,Ich halte es für den grundlegenden Schritt, der dazu führen wird, die Sklaverei ganz aus diesem Lande zu verbannen; und obwohl der

Zeitpunkt in weiterer Zukunft liegt, als ich selbst es wünschen möchte, wird das Verbot dieselbe rücksichtsvolle und allmähliche Wandlung herbeiführen wie bei uns in Pennsylvania."

Ja in derselben Rede spricht Wilson es als seine Auffassung des damals dem Kongreß gleichfalls übertragenen Anrechts auf neue Territorien aus, daß die aus solchen Territorien später gebildeten Staaten in „dieser Beziehung" unter der Kontrolle des Kongresses sein werden und daß „Sklaven niemals in sie eingeführt werden würden". Leider eine falsche Prophezeihung. Der ganze erbitterte Kampf der kommenden Generationen sollte sich darum drehen, welche der neuen Staaten Sklavenstaaten sein durften und welche nicht.

Einer der angesehensten Männer jener Zeit, dessen Name gleichfalls unter dem Freiheitsdokument steht, Patrick Henry von Virginia, hat sogar schon damals auf einen staatsrechtlichen Punkt hingewiesen, der im Bürgerkrieg von ausschlaggebender Bedeutung werden sollte. In Virginia war die öffentliche Meinung, trotzdem es ein sklavenhaltender Staat war, eigentlich gegen die Sklaverei. Henry spricht das in einer Rede vor dem Parlament von Virginia offen aus: „Die Sklaverei ist verhaßt. Wir fühlen ihren verhängnisvollen Einfluß. Wir bedauern ihr Bestehen mit allem Mitleid, dessen Menschlichkeit fähig ist." Und dann führt er seinen Landsleuten vor, wie all diese Gefühle der Menschlichkeit und des Abscheus, die sie selbst empfinden, vielleicht einmal im ganzen Lande so mächtig werden könnten, daß der Kongreß nach einem gesetzlichen Mittel suchen wird, aus eigener Machtvollkommenheit, nicht also durch eine Verfassungsänderung, die der Zustimmung der Bundesstaaten, also auch der Sklavenstaaten bedarf, die Sklaverei abzuschaffen. Und er zeigt diese gesetzliche Möglichkeit, nicht ahnend, daß sie einmal gerade gegen seinen Staat, als einen der Hauptanführer der Rebellion, angewandt werden würde. Schon im Freiheitskrieg gegen England hatte die provisorische Regierung der konföderierten Kolonien denjenigen Sklaven die Freiheit geschenkt, die in das Heer eintraten. Wenn also jemals, meinte Henry, der Fall eintreten sollte, und er war überzeugt, daß er eintreten würde, daß die Unionsregierung die Sklaverei mit der Wohlfahrt des Landes und der Sicherheit der Union oder ihrer Verteidigung nicht mehr für vereinbar halten würde, dann würde sich die Regierung in Washington dieses Präze-

denzfalles erinnern. Das also war die Ansicht der „Väter", auf die Lincoln sich berufen konnte.

Bald stellte sich aber heraus, daß durch das Einfuhrverbot von Sklaven die Sklaverei nicht nur nicht allmählich abgebaut, sondern daß sie zu einer innerpolitischen Streitfrage wurde, die auf Generationen hinaus die politische Atmosphäre des jungen Staates vergiftete. Wenn der erste Kongreß geglaubt hatte, daß sich die großen Plantagenbesitzer des Südens wegen mangelnder Zufuhr neuer Arbeitskräfte in ihren Betrieben allmählich auf freie, entlohnte Arbeiter einstellen würden, so hatte er sich getäuscht. In einem Staat allerdings hatte dieser Prozeß eingesetzt, und zwar, wie wir gesehen haben, in Virginia, das durch seine Lage den kulturellen und geistigen Einflüssen des Nordens am zugänglichsten war. Als aber durch die Aufschließung südlicher Territorien, die Erwerbung Louisianas von Napoleon (1803) und später Floridas von Spanien (1819) das Gebiet der Union, auf dem sich Baumwollkultivierung betreiben ließ, vergrößert wurde, trat eine solche Nachfrage nach Sklaven ein, daß Sklavenzüchtung zu einer noch dazu sehr gewinnbringenden Industrie wurde. Dieser Industrie widmete man sich in Virginia, das selbst kein Baumwollstaat im eigentlichen Sinne ist, nunmehr in großzügiger Weise, und dieser Sklavenzüchterstaat wurde neben dem alten Baumwollstaat Süd-Carolina der erbittertste Gegner jeder auf Sklavenemanzipation gerichteten Bewegung und der eifrigste Förderer der weiteren Ausbreitung der Sklaverei in den neuen Staaten.

Dieser Ausbreitung, wenigstens im Nordwesten, war vorläufig dadurch ein Riegel vorgeschoben, daß neue Staaten nur aus dem sogenannten Nordwest-Territorium gebildet werden konnten. Dieses ungeheure Gebiet westlich der eigentlichen Kolonien bis an den Mississippi war im Versailler Frieden vom 3. September 1783, der die Unabhängigkeit der Kolonien vollendete, von England abgetreten worden. Da die Kolonien sich im wahrsten Sinne des Wortes nach Westen zu in Urwald und Prärie verliefen, eine eigentliche Westgrenze also nicht hatten, so beanspruchten sie ursprünglich ihr Hinterland für sich. Durch Einzelverträge mit den nunmehrigen Bundesstaaten gelangte die Unionsregierung in den unmittelbaren Besitz des ganzen nordwestlichen Hinterlandes, und zwar, wie wir eben hörten, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß im Bereiche

dieses Territoriums die Sklaverei auf immer verboten sein sollte. Dieser Bundesakt kam nach Ratifizierung aller Einzelverträge 1787 zustande. Sobald nun Teile dieses Territoriums sich durch stärkere Besiedlung, Einrichtungen auf dem Gebiet der Verwaltung und Annahme einer Verfassung genügend konsolidiert hatten, konnten sie um Aufnahme in die Union als Staat einkommen. So entstanden aus dem Nordwestterritorium im Laufe der Jahre sechs große Bundesstaaten: Ohio (1803), Indiana (1816), Illinois (1818), Michigan (1837), Iowa (1846) und Wisconsin (1848).

Zum Verständnis der weiteren geschichtlichen Entwicklung der Sklavenfrage, die mit der Aufnahme neuer Bundesstaaten in die Union so eng zusammenhängt, müssen wir uns einen Augenblick mit der Verfassung der Union beschäftigen. Vom Standpunkt der Sklavenhalter aus gesehen, lag die Gefahr doch immer vor, daß durch einen Zusatz — Amendment — zur Verfassung die Sklaverei für die ganze Union verboten würde. So ein Amendment auf gesetzgeberischem Wege herbeizuführen, lag sehr wohl im Bereich der Möglichkeit. Es bedarf dazu nach der Verfassung in erster Linie der Zustimmung des Kongresses, d. h. des Repräsentantenhauses und des Senats. Ersteres setzt sich aber aus Abgeordneten zusammen, deren Anzahl von der Bevölkerungszahl des Staates abhängt, da auf eine bestimmte Anzahl Wahlberechtigter ein Abgeordneter kommt. In den Senat entsendet dagegen jeder Staat, ob groß oder klein, ob ein spärlich besiedelter Präriestaat oder ein übervölkerter Industriestaat, nur je zwei Senatoren. Und nun halte man sich den technischen Vorgang bei einer Verfassungsänderung vor Augen, der eine Zweidrittelmehrheit in beiden Häusern des Kongresses und überdies Ratifizierung durch zwei Drittel der Bundesstaaten vorsieht.

Im Repräsentantenhaus war die Vertreterzahl der nördlichen Staaten ständig im Wachsen, eine natürliche Folge der außerordentlich raschen Bevölkerungszunahme dieser Staaten. Letztere Erscheinung erklärt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß der Hauptstrom der europäischen Auswanderer nach der neuen Welt zog, um sich eine neue wirtschaftliche Existenz zu gründen. Solche wirtschaftliche Möglichkeiten gab es im Süden fast gar nicht. Zum Plantagenbetrieb mit Sklaven gehörte immerhin einiges Kapital, und ohne Sklaven war er nicht konkurrenzfähig. Ein handwerklicher

oder gewerblicher Mittelstand, also die große Masse der Bevölkerung eines normalwirtschaftlichen Landes jener Periode, konnte sich dort nicht entwickeln, wo die meisten Bedarfsartikel des täglichen Lebens von unbezahlten Arbeitern im eigenen Betrieb oder Haushalt hergestellt oder aus dem industriellen Norden oder Europa eingeführt wurden. Während die Bevölkerung im Norden von Jahr zu Jahr anwuchs, sich nach dem Nordwesten in die Territorien ergoß und so ihre Entwicklung zu vollberechtigten Staaten beschleunigte, blieb die weiße Bevölkerung des Südens fast stationär.

Mußte diese Entwicklung sehr bald zu einer Majorisierung der Südstaaten im Repräsentantenhaus führen, so war die Gefahr im Senat noch größer, falls das Programm wirklich durchgeführt wurde, neue Staaten nur dann aufzunehmen, wenn ihre Verfassung die Sklaverei ausschloß. An der „Nordwest-Ordonnanz" vom Jahr 1787 wagte man nicht zu rütteln. Es mußten also weiter südlich neue Staaten geschaffen werden. Zwei der Südstaaten, Georgia und Nord-Carolina, die ebensowenig feste Westgrenzen hatten wie die nördlichen Kolonien, hatten schon kurz nach der Errichtung des Nordwest-Territoriums ihr westliches Hinterland bis an die französische Kolonie Louisiana an den Kongreß abgetreten. Dieses Gebiet war zum Teil natürlich schon damals besiedelt und kultiviert, und zwar, wie selbstverständlich, von der Mutterkolonie aus. Es herrschten also in diesem Gebiet dieselben wirtschaftlichen und sozialen Zustände wie im Süden überhaupt. Daher ergab es sich ganz von selbst, daß, als sich aus diesen südlichen Territorien Staaten bildeten — Tennessee 1796, Mississippi 1817 und Alabama 1819 —, dies Sklavenstaaten wurden.

Die Angst vor dem politischen Schisma auf Grund der Sklavenfrage und die daraus entstandene Neigung zu Kompromissen mit den von Anfang an selbstbewußter und energischer auftretenden Aristokraten des Südens hatte zu der Übereinkunft geführt, neue Staaten immer nur in der Reihenfolge zuzulassen, daß abwechselnd ein sklavenfreier Staat und ein Sklavenstaat der Union beitreten konnten. Eine Zeitlang hatte dieses System auch ganz gut gearbeitet, aber bei der größeren Ausdehnung des nordwestlichen Territoriums, aus dem sich immer neue Staaten bildeten, mußte einmal der Augenblick eintreten, wo diese einfache Spielregel ver-

sagte. Und er kam bald. Aus dem seinerzeit durch des Präsidenten Thomas Jefferson staatsmännischer Initiative von Napoleon erworbenen Louisiana, welches das ganze rechte Stromgebiet des Mississippi und Missouri umfaßte, war (1812) im Mündungsgebiet des Mississippistromes der Staat Louisiana als Sklavenstaat zugelassen worden. Da suchte im Jahre 1819 das im oberen Stromgebiet gebildete Territorium Missouri um Zulassung als Bundesstaat nach. Nun ragte dieses Territorium nach Norden weit in sklavenfreies Gebiet hinein und grenzte östlich fast der ganzen Länge nach an den im Vorjahr zugelassenen ausgesprochen sklavereifeindlichen Staat Illinois. Im Norden wollte man von einer Zulassung Missouris als Sklavenstaat nichts wissen, und auch die Bewohner des Territoriums selbst, meist kleine Farmer, viele davon erst kürzlich eingewandert, darunter zahlreiche Deutsche, waren zum großen Teil gegen die Sklaverei.

Die Sklavenhalterpartei im Kongreß aber bestand darauf, daß Missouri nur Bundesstaat werden dürfe, wenn es in seiner Verfassung keine Bestimmung gegen die Sklaverei enthalte. Sie bestand erst recht darauf, als, nachdem der Kampf im Kongreß schon ein Jahr gedauert hatte, das an Kanada angrenzende Küstenterritorium Maine gleichfalls um Aufnahme in die Union, selbstverständlich als sklavenfreier Staat, nachsuchte. Mit diesen beiden neuen Staaten hätten die Sklavereigegner vier neue Sitze im Senat gewonnen. Der Streit, der in unglaublich erbitterter Form in beiden Häusern des Kongresses getobt hatte, wurde schließlich durch die Überredungskunst Henry Clays dahin geschlichtet, daß Maine als sklavenfreier und Missouri als Sklavenstaat aufgenommen wurden. Zugleich aber wurde die Bestimmung getroffen, daß die südliche Grenze Missouris, die Breite von 36° 30′, als nördliche Grenze für Sklavenstaaten für alle Zukunft zu gelten habe. Man begann also eine Regel gleich mit einer Ausnahme. Immerhin, das berühmte „Missouri-Kompromiß" hat für eine Generation wenigstens genügt, um den Norden gegen das Vordringen der Sklaverei zu schützen und daher zu beruhigen.

Als es im Jahre 1820 abgeschlossen wurde, war Abraham Lincoln elf Jahre alt. Als es vierunddreißig Jahre später durch ein sklavereifreundliches Gesetz über den Haufen geworfen wurde, war Henry Clay zwei Jahre tot, seine Kompromißpartei, die Whigs, am Sterben,

und Lincoln begann seinen eigentlichen kurzen und siegreichen Kampf gegen die soziale Gefahr vom Süden her, die, wie wir sehen werden, durch staatsrechtliche Auslegung ihrer Vertreter zu einer politischen Gefahr für das Staatsgefüge der Union geworden war.

Zehn Jahre später, in dem Jahr, da der Planwagen mit Thomas Lincoln, seiner Frau und ihrer Verwandtschaft und seinem Sohn Abraham, den Radspuren früherer Siedler folgend, über die welligen Prärien langsam dahinächzte, hielt Daniel Webster im Senat zu Washington seine große Rede für die Einheit der Nation gegen den Senator Hayns von Süd-Carolina. Der Name des Heimatstaates des Senators ist bezeichnend, der brave Mann selbst dagegen war nur vorgeschickt. Hinter ihm stand, und alle wußten es, der Vizepräsident der Union, John Caldwell Calhoun aus Süd-Carolina.

Seit langem im öffentlichen Leben, schon Mitglied von Monroes Kabinett und unter des jetzigen Präsidenten Andrew Jackson Vorgänger, John Quincy Adams, bereits Vizepräsident, hat Calhoun seinen ganzen großen Einfluß sein ganzes politisches Leben lang dazu aufgeboten, die „Übergriffe" der Unionsregierung zu bekämpfen. Da in der vorausgegangenen Ära solche Übergriffe tatsächlich nicht vorgekommen waren, war die von ihm entfaltete Agitation zugunsten eines weitgehenden Partikularismus vorerst eine rein theoretische Angelegenheit, was die Köpfe im Süden jedoch nicht verhinderte, sich schon damals erheblich zu erhitzen. Als aber unter Jacksons Amtsvorgänger die Frage einer Schutzzollpolitik, die gegen die Interessen der reinen Rohstoffstaaten des Südens verstieß, aktuell wurde und in seinem letzten Amtsjahr zu einer Schutztarif-Gesetzgebung führte, begannen die staatsrechtlichen Theorien Calhouns einen folgenschweren tatsächlichen Inhalt zu bekommen. Wie, wenn ein einzelner Staat sein Interesse durch ein Uniongesetz wirklich schwer geschädigt glaubte? Sollte er sich majorisieren lassen oder hatte er das Recht, als „souveräner" Staat die Anwendung eines solchen Unionsgesetzes innerhalb seines Hoheitsgebietes zu verhindern? Calhoun bejahte dieses Recht auf „Nullifikation". Er ging sogar weiter. Der Gedanke, die Union als eine Föderation souveräner Staaten zu betrachten, war auch im Norden noch immer sehr populär, ohne daß hier irgend jemand dabei an einen ernsthaften Konflikt oder gar eine bewaffnete Auflehnung gegen die

Unionsregierung gedacht hätte. Diese Popularität stammte vielmehr aus der Frühzeit der Republik, wo ein Mann mit allen Eigenschaften des volkstümlichen Führers diese Auffassung gegen einen andern Staatsmann vertrat, den man wegen seiner straff zentralistischen Lehre in den Verdacht gebracht hatte, daß er monarchistischen Tendenzen huldige. Jener populäre Staatsmann war Washingtons Staatssekretär und zweiter Nachfolger, Thomas Jefferson, gewesen; sein Widerpart Washingtons Finanzminister, Alexander Hamilton. Bei diesem milden Partikularismus, dem, wie gesagt, auch im Norden die bodenständige Bevölkerung der einzelnen Staaten anhing, glaubte Calhoun einsetzen zu können, um seine staatsrechtliche Theorie rechtswissenschaftlich zu begründen. Wirklich „souverän" bleibt ein Staat doch nur dann, wenn er das unbeschnittene Recht hat, Teile dieser Souveränität, die er auf die Bundesregierung übertragen, wieder zurückzunehmen und damit sich selbst die volle Souveränität zurückzugeben. Die logische Folgerung aus dieser Beweisführung war natürlich, daß die Union lediglich ein Staatenbund sei, und das Nullifikationsrecht, das Calhoun für die einzelnen Staaten beanspruchte, war, wenn man die Staatenbund-Theorie in all ihren Konsequenzen durchdachte, eigentlich gar keine übermäßige Forderung. Die Union mußte froh sein, daß ein Staat nicht einfach ohne jeden Grund „austrat".

In diesen bekannten Gedankengängen des südstaatlichen Führers bewegte sich die Rede des Senators aus Süd-Carolina.

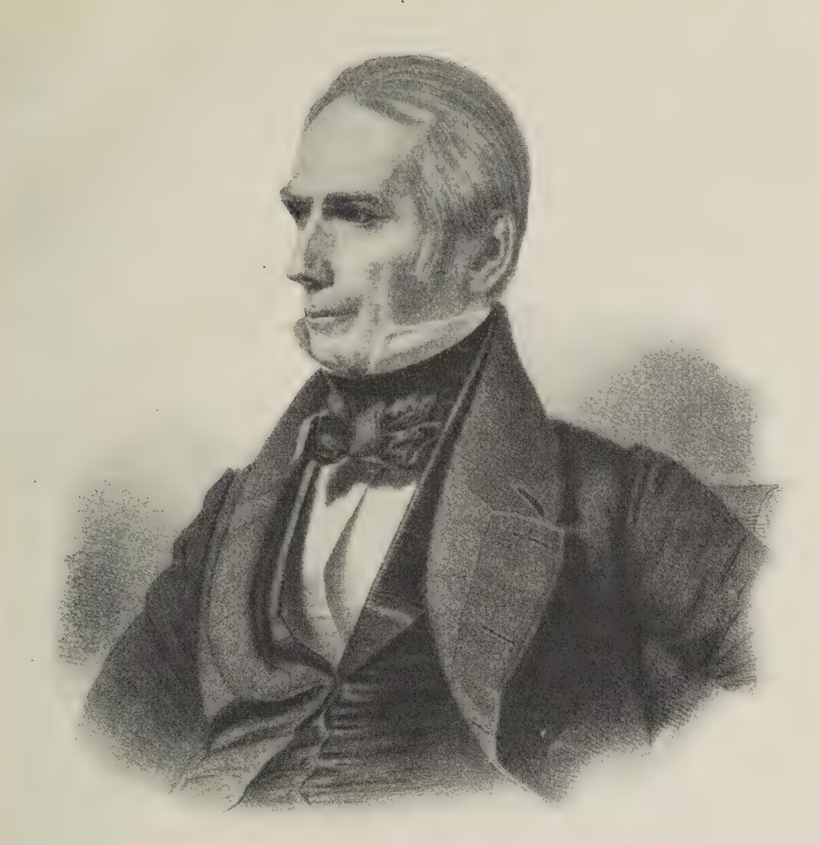
Die Rede, die Daniel Webster an jenem Tage hielt, gilt auch heute noch als das Meisterwerk dieses als großer Redner berühmten Amerikaners. Aus der Entstehungsgeschichte des Landes, aus den oft erbitterten Parteikämpfen, die nach dem siegreichen Freiheitskrieg der Annahme einer gemeinsamen Verfassung vorausgingen, aus der schließlichen vorbehaltlosen Annahme dieser Verfassung durch die einzelnen Staaten bewies er, daß die Union einen ewigen Bund darstelle, daß damals ein großes gemeinsames Vaterland geschaffen worden war, und daß von dem Augenblicke an Treue zur Union über Treue zum Heimatstaat zu stehen habe.

Die Rede Websters hat damals im Norden und Westen einen mächtigen Widerhall gefunden. Der Unionsgedanke als solcher war zum ersten Male deutlich als politisches, staatliches und vaterländisches

Ideal dem ganzen Lande vorgeführt worden. Als ein lebendiges Etwas, das sein Dasein nicht dem Ehrgeiz einzelner Politiker in Washington sondern dem Willen der ganzen Nation verdanke, deren Willen, als dem der Mehrheit der Nation, sich einzuordnen und unterzuordnen Pflicht jedes einzelnen Bürgers und jedes einzelnen Bundesstaates sei. Die Entwicklung in den nächsten dreißig Jahren wäre aber unverständlich, würde man annehmen, daß der Norden nunmehr in diesem Punkte einig gewesen wäre. Es gab im Gegenteil unendlich viel Leute, auch außerhalb des Südens, die, obwohl gute Unionisten, für weitgehende Rücksichtnahme auf Staatsrechte eintraten, weil sie der ehrlichen Überzeugung waren, daß Zwang nie ein so starker Kitt sein könne wie freiwillige Mitarbeit. Diese Demokraten des Nordens sympathisierten mit den Demokraten des Südens, und daraus erklärt sich, daß sie später, auch in der Sklavenfrage, „um der Union willen" ein großes Stück Wegs mit dem Süden gingen, ja sich von diesem vorschieben und mißbrauchen ließen, als das vitalste Interesse der Union schon längst eine Trennung der Wege verlangte.

Dazu kam allerdings noch ein mehr gefühlsmäßiges Moment, daß Männer aus dem Norden und Süden in der von Andrew Jackson erst richtig geschaffenen demokratischen Parteiorganisation zusammenhielten.

Als Sohn eines „armen Weißen" aus Nord-Carolina war Andrew Jackson geboren worden und nach einer bewegten Jugend im wilden Westen im Laufe seines Lebens Farmer, Milizoffizier, Advokat, Richter, Abgeordneter und wieder Farmer gewesen. Im Kampf gegen die Indianer hatte er sich einen Namen als unerschrockener und tüchtiger Soldat gemacht. Später, im zweiten Krieg mit England, zur Führung einer Armee berufen, hatte er durch sein Draufgängertum und seinen Sieg über die Engländer bei New Orleans — einer der wenigen amerikanischen Erfolge in diesem Krieg — sich große Popularität im ganzen Land verschafft. Als Mann, der alles seiner eigenen Tüchtigkeit und Arbeit verdankte, hatte er eine gefühlsmäßige, sehr betonte Abneigung gegen das, was er schon damals als die „Regierung der Reichen" bezeichnete. Diese Abneigung war bis zur Reizbarkeit gesteigert worden durch seinen ersten Mißerfolg bei der Präsidentenwahl des Jahres 1824, wo ihm, wie er fest



Henry Clay

glaubte, mit Unterstützung Henry Clays, der vornehme Bostoner John Quincy Adams vorgezogen worden war. Daß, als Jackson bei der nächsten Wahl mit großer Mehrheit gewählt worden war, der alte Krieger den Grundsatz, daß dem Sieger die Beute gehöre, ins politische Leben rücksichtslos übernommen hat, interessiert uns hier nur insofern, als die Unsitte, bei einem Wahlsieg alle Ämter bis zum kleinsten Posthalter an Parteifreunde zu verteilen, zu den Dingen gehörte, die Lincoln seine Amtstätigkeit nicht erleichterten.

Eine weitere Folge von Jacksons Abneigung gegen die „Regierung des Geldes“ war sein Kampf gegen die von Hamiltons Genie geschaffene Zentralbank, deren Auflösung er erzwang. Der rein agrarische Süden konnte diesem demokratischen Programmpunkt um so eher zustimmen, als das System der privilegierten Staatsbank in

den einzelnen Staaten, das Jackson einführte, ganz in ihre partikularistische Theorie hineinpaßte. Die historische Tradition der Demokraten, die sich, vielfach zu Unrecht, von Jefferson ableitete, hatte überdies in der Vernichtung von Hamiltons Hauptwerk eine willkommene Stärkung erfahren. Die schwere finanzielle Krise, welche die Bankenpolitik des demokratischen Präsidenten im industriellen Norden zur Folge hatte, traf die Südstaaten nicht so schwer, da ihr Hauptabnehmer für ihre Baumwolle ja doch England war. Auch die Gegnerschaft des Südens gegen die von Adams eingeleitete Schutzzollpolitik fand bei den Demokraten des Nordens wohlwollende Berücksichtigung. Die gefühlsmäßige Einstellung der kleinen Leute sah in den hohen Schutzzöllen nur den Vorteil der Reichen. So ergab sich die sonderbare Tatsache, daß die gleiche Partei im Süden die aristokratisch-konservativen Elemente, im Norden alle jene umfaßte, die gegenüber dem, was sie die Geldaristokratie nannten, die Abneigung ihres Parteiführers teilten. Noch heute spricht man drüben von „demokratischem Wahlwetter", wenn es am Wahltag regnet und daher die „feinen Leute" zu Hause bleiben. Und noch heute nimmt man einen republikanischen Wahlsieg in einem „*silk stocking ward*", einem „Seidenstrumpfbezirk", als eine nicht abzuwendende Selbstverständlichkeit hin.

Die gemeinsame Abneigung gegen die neue Aristokratie des Handels und der Industrie hielt so die reiche, feudale Kaste des Südens mit dem kleinen Mann des Nordens in der Partei zusammen und hat dieser Partei auf Jahrzehnte hinaus bis zur Wahl Lincolns den ausschlaggebenden Einfluß in der Politik der Vereinigten Staaten gesichert.

Zwar eine schwere Belastungsprobe hatte die Parteieinheit noch unter Jackson zu bestehen. Dieser war im Herbst 1831 wiedergewählt worden. Im darauffolgenden Jahr beschloß der von den Demokraten beherrschte Kongreß eine Ermäßigung des mißliebigen Zolltarifes. Die Gewandtheit Henry Clays hatte auch diesmal ein Kompromiß zustandegebracht. Calhoun, der nicht mehr Vizepräsident war, erklärte die Ermäßigung für ungenügend, und das Staatsparlament von Süd-Carolina versuchte, die Probe auf das Calhounsche Exempel zu machen. Es erklärte die Zollgrenze für null und nichtig, beschloß, den Zoll nicht zu bezahlen, und forderte die anderen Süd-

staaten auf, seinem Beispiel zu folgen. Jackson handelte rasch und durchgreifend. Er erklärte das Vorgehen Süd-Carolinas für Hochverrat und ließ sich vom Kongreß Vollmachten zur Unterdrückung der Rebellion geben. Da die anderen Südstaaten nicht mittaten, gab Süd-Carolina dieses Mal noch nach.

## ALLERLEI SCHICKSALE

Der Mann, der 29 Jahre später eine weit gefährlichere Empörung, die auch von diesem Staate ausging, niederkämpfen sollte und dem Gedanken der Union zum uneingeschränkten Sieg verhalf, hatte in dem Jahr, das den eben geschilderten Ereignissen vorausging, seinen ersten bleibenden Eindruck von „unserer Einrichtung im Süden“ erhalten. So nämlich nannten die Südstaatler die Sklaverei, das fatale Wort vermeidend und zugleich der Sache selbst den Nimbus und die Rechtlichkeit eines ehrwürdigen Brauches und uralten Rechtes gebend.

Ein Händler namens Offutt aus der Gegend, wo sich die Lincolns niedergelassen hatten, heuerte im Frühjahr 1831 den arbeitssuchenden Abe, seinen Stiefbruder Johnston und den Vetter John Hanks und fuhr, das breite Flachboot mit allerlei Produkten beladen, den Sangamonfluß hinunter in den Mississippi und diesen Strom hinab bis New Orleans. Die jungen Leute besahen sich die Stadt und waren zum ersten Male in ihrem Leben Zeugen, wie auf offenem Markt Neger, alte und junge Männer, Frauen und Kinder, versteigert und verkauft wurden. Vielleicht wurde da gerade eine jener Sklavenauktionen abgehalten, die am erschreckendsten das ganze Ausmaß des Sklavereielends in seiner seelischen Marter zeigten. Die Schwarzen, die bei einer solchen Gelegenheit an den Meistbietenden versteigert wurden, stammten fast immer alle von derselben Plantage.

Ein letztes Abschiedswort, und die Mutter war vom Sohn, der Bruder von der Schwester, die Frau vom Manne auf Lebenszeit getrennt. Es ist kaum glaublich, daß den Menschen dort unten solche Szenen nicht mehr Eindruck machten als vielleicht einem weichherzigen Städter das Blöken eines Kalbes, das man der Kuh wegnimmt und auf den Schlächterwagen wirft. Dem jungen Lincoln griff der Anblick ans Herz. Nach dem Tode des großen Sklaven-

befreiers erzählte sein damaliger Gefährte, John Hanks, von dem Eindruck, den jene Szene auf seinen Vetter gemacht hatte. „Sein Herz blutete. Er sagte nicht viel, blieb schweigsam und sah ganz schlecht aus. Ich kann wohl sagen, daß er auf jener Reise sich seine Ansicht über die Sklaverei gebildet hat. Wie ein glühendes Eisen senkte sie sich in sein Bewußtsein, damals im Mai 1831.“ Man mag diese Erzählung für eine spätere Ausschmückung jener Jugendepisode halten. Gewiß ist jedenfalls, daß Lincoln, zum Unterschied von anderen, das wesentliche Unrecht der Sklaverei, das Unrecht, das dem Menschen im Sklaven zugefügt wird, tief gefühlt hat. „Wenn Sklaverei kein Unrecht ist, dann gibt es überhaupt kein Unrecht.“ Diese Worte aus einer späteren Zeit zeugen deutlich für seine innere Einstellung zu dieser „Institution des Südens“. Sie stammen aus einer Zeit, wo er der Union zuliebe zwar bereit war, die Abstellung dieses Unrechts nicht zu fordern, wohl aber gegen seine Verbreitung sich stemmte.

Die Verteidiger dieser „patriarchialischen Einrichtung“ wiesen immer darauf hin, wie durch sie die unselbständigen Schwarzen von Sorgen für das tägliche Brot befreit, gepflegt und gehegt wurden, wie nur je ein wertvolles Arbeitstier von seinem Herrn gepflegt und gehegt wurde; wie sie im Alter, von schwerer Arbeit befreit, bis zu ihrem Tod von der guten Herrschaft durchgefüttert wurden.

Für das Verständnis dieses rührenden Bildes hatte der Mann einfach kein Organ, der sagen konnte: „Ich möchte nicht ein Sklave sein, ich möchte aber auch nicht sein Herr sein.“

Bei alldem ist nicht anzunehmen, daß sich der junge Lincoln damals schon in seinen Gedanken viel mit dieser Frage beschäftigte. Vorerst hatte er näherliegende Sorgen. Er mußte sich dauernde Arbeit suchen. Offutt, dem der junge Mensch offenbar gefallen hatte, fragte ihn, von der Reise zurückgekehrt, ob er Verkäufer in einem Laden werden wollte, den er in New Salem zu eröffnen gedachte. Es war dies ein kleiner Ort an dem schon erwähnten Sangamonfluß in der nach diesem Fluß benannten Provinz oder Grafschaft. Lincoln nahm mit Freuden an. Sein Erzählertalent kam ihm in diesem neuen Beruf sehr zustatten, und bald kannten in dem kleinen Nest alle den langen Abe, und die „Gemischte Warenhandlung“ Offutts war immer voll Nachbarn, die der witzige Lincoln aufs beste unterhielt. War einmal niemand im Laden, so

wurde gelesen. Irgendwie hatte Gibbons berühmtes Werk „Die Geschichte vom Verfall und Untergang Roms“ seinen Weg in diese entlegene Gegend und die großen Hände des Ladenlehrlings gefunden. Eine englische Grammatik vollendete seine Beherrschung der Sprache, ein Band Gesetzesfälle, später auch Blackstones berühmte „Kommentare“, gaben neue und zugleich praktische Geistesbeschäftigung und der „Louisville Courier“ brachte Kunde von der großen Politik und den Reden von Clay und Webster, wie es sich für ein braves oppositionelles Whigblatt gehörte. Spätere Freunde aus jener ersten Zeit erzählen, wie oft man, wenn man in den Laden trat, den langen Clerk, auf einem Stapel Pferdedecken oder Tuchballen hingestreckt, in ein Buch vertieft finden konnte. Bei den Nachbarn galt Lincoln bald als ein „Studierter“, und schon damals begannen sie sich in Streitfällen an ihn zu wenden, damit er ihnen aus seinen Büchern Ratschläge gäbe.

Natürlich gab es in dieser Gegend auch genug junge Leute, die dem neuen Ankömmling, der sich so schnell beliebt gemacht hatte und sich mit seinem ewigen Bücherlesen ein Ansehen zu geben schien, nicht hold waren. Ein paar in der Gegend wegen ihrer Rauflust berüchtigte junge Burschen beschlossen, dem Fremden ein bißchen Bescheidenheit beizubringen. Und so kam es, daß Lincoln sich eines Tages vor seinem Laden einer Rotte hänselnder und drohender Kerle gegenüber sah, die, als er sich nicht reizen ließ, daran gingen, den Laden zu demolieren. Ein kurzer Ringkampf, bei dem der Führer der Gesellschaft, ein gewisser Jones Armstrong, sehr unsanft die Bekanntschaft des heimatlichen Erdbodens machte, endete mit einem Handschlag und wirklich ewiger Freundschaft zwischen Sieger und Besiegten. Und viele Jahre später hat der Anwalt Lincoln den Sohn Armstrongs gegen eine Mordanklage unentgeltlich verteidigt und dessen Freispruch bewirkt und so die Dankesschuld abtragen können, die er Jones Armstrong und seiner jungen Frau dafür schuldete, daß ihm ihr Haus in seinen armen Tagen ein eigenes Heim ersetzt hatte. Der Fall war übrigens nicht leicht zu gewinnen gewesen. Die öffentliche Meinung, die des jungen Mannes offenbar ererbte Rauflust kannte, war von seiner Schuld überzeugt. Daß aber sein Freispruch dem Tatbestand entsprach, dürfen wir trotzdem ruhig glauben; denn vom Anwalt Abraham Lincoln war es bekannt,

daß er schon mehr als einmal die Vertretung in einem Prozeß niedergelegt hatte, wenn er zu der Überzeugung gekommen war, daß das Recht auf der Gegenseite war.

Der Laden, den Lincoln betreute, hatte nach jenem Ringkampf von den Burschen der Nachbarschaft nichts mehr zu fürchten. Aber ein gutes Geschäft scheint es doch nicht gewesen zu sein; denn noch war kein Jahr vergangen, da gab Offutt die „Gemischte Warenhandlung" auf und zog fort. Lincoln, ohne Stellung, trug sich jetzt plötzlich mit dem Gedanken, seine Nachbarn und Mitbürger in der Hauptstadt des Staates zu vertreten. Um hier nicht ganz falsche Vorstellungen vom Charakter des erst dreiundzwanzigjährigen Lincoln zu bekommen, muß man sich vor Augen halten, daß das „Abgeordnetenhaus" von Illinois kein europäisches Parlament war und sich auch mit den entsprechenden Einrichtungen der älteren Staaten in keiner Weise vergleichen läßt. Männer, die das Vertrauen ihrer Nachbarn besaßen und Zeit und Lust hatten, sich ihrer Wünsche und Sorgen anzunehmen, kamen in dem Hauptort, einen anderen Namen kann man der damaligen Hauptstadt Vandalia eigentlich nicht geben, zusammen und berieten die gemeinsamen Wünsche auf Verbesserung der Straßen, Ausbau von Flußlandungsplätzen und ähnliche Pläne. Nur um das Bild jener Gegend und jener Zeit noch deutlicher zu machen: Chicago bestand damals aus etwa dreißig kleinen Holzhäusern.

Im übrigen bewies ein Ereignis, das sehr bald eintrat, daß Lincoln nicht mit Unrecht glauben durfte, das Vertrauen seiner Nachbarn zu besitzen. Im Mai des Jahres 1832 überschritt der Indianerhäuptling Black Hawk, der „schwarze Falke", den Mississippi und brach mit seinem Stamm in dem nördlichen Illinois ein, um seine alten Jagdgründe zurückzunehmen. Der Gouverneur von Illinois erließ einen Aufruf zur Bildung von Freiwilligenkompanien, und Lincoln meldete sich mit anderen jungen Männern der Provinz, darunter selbstverständlich fast vollzählig die rauflustige Bande um Armstrong. Lincoln wurde von der aus den Freiwilligen seines Bezirkes gebildeten Kompanie zum Hauptmann gewählt, das erste Amt, das er der Wahl seiner Mitbürger verdankte. Der Feldzug selbst war kurz und bot den Freiwilligen wenig Gelegenheit, kriegerischen Ruhm zu ernten. Den Hauptanteil an der Niederwerfung der In-

dianer hatten die tüchtigen Regulären unter Oberst Zachary Taylor, dem später siegreichen General im mexikanischen Krieg und einem der Vorgänger Lincolns auf dem Präsidentenstuhl der Union. Lincolns einzige überlieferte Heldentat war die Befreiung eines alten Indianers aus den Händen seiner eigenen Leute, die den Unglücklichen schon zum Erschießen gegen einen Baum gestellt hatten, als er dazukam und dazwischenfuhr.

Als die Freiwilligen bald darauf nach Hause entlassen werden konnten, ließ sich Lincoln als Gemeiner bei den Regulären einmustern und wurde dem Zug eines Leutnants Robert Anderson zugeteilt. So begegneten sich in den nordischen Wäldern zwei Männer, deren Namen mit dem großen Bürgerkrieg auf immer verbunden bleiben werden. Dieser Leutnant war im Jahre 1861 Kommandant des Forts Sumter, gegen das der erste Schuß der Südstaaten abgefeuert wurde, der den Krieg unvermeidlich machte. Noch ein anderer Leutnant diente damals bei den Regulären und mag oft den Gruß des Gemeinen Abraham Lincoln entgegengenommen haben: Jefferson Davis, Präsident der „Konföderierten Staaten", das Haupt der Rebellion.

Der Indianeraufstand war niedergeschlagen, und Lincoln, wieder ein gewöhnlicher Bürger, aber mit dem Nimbus des Landesverteidigers und dem Anspruch auf ein Stückchen Staatsland, kehrte mit noch einem Kameraden aus der Sangamonheimat in langen Tagemärschen nach New Salem zurück. Es ist wohl möglich, daß seine Kriegskameraden ihn ermuntert haben, sie nunmehr auch als Abgeordneter zu vertreten. Jedenfalls stellte er sich zur Wahl und erhielt von den 207 Stimmen in New Salem 206, ein schönes Vertrauensvotum. Aber der übrige Bezirk sicherte dem Gegenkandidaten die Wahl. Lincolns Wahlprogramm zeigte im übrigen, welcher Partei er sich anzuschließen gedachte. „Ich bin für eine Zentralbank, Aufbau im Innern und hohen Schutzzoll." Es war das Programm der Whigs, verständlich bei einem jungen gescheiten Menschen, der für Clay und Webster schwärmte. Bezeichnend ist auch der Schlußsatz seines kurzen Wahlaufrufes: „Sollte ich gewählt werden, werde ich sehr dankbar dafür sein, wenn nicht, so ist es auch gleich." Es zeugt für den Idealismus Lincolns, daß er seine politische Laufbahn da begann, wo sie am schwersten war und keinen einträglichen Posten versprach: bei der machtlosen Minderheit.

Und einen einträglichen Posten hätte er recht nötig gehabt. Über Frühjahr und Sommer hatte ihm sein Soldatensold hinweggeholfen, jetzt hieß es, wieder Geldverdienst suchen. Kaufläden scheint es in New Salem mehr gegeben zu haben, als die paar Einwohner erhalten konnten. Das hatte schon Offutt erfahren müssen, und um die Zeit, von der wir jetzt sprechen, hatte ein anderer Kaufmann auch die Lust an seinem Geschäft verloren. Er bot es Lincoln an, und dieser, zusammen mit einem gewissen Berry, kaufte Laden samt Inventar. So froh war der andere, sein Geschäft loszuwerden, daß er, was bei der damaligen Geldkrise übrigens eigentlich die Regel war, einen Wechsel des völlig mittellosen Lincoln nahm. Nun hatte dieser wieder Zeit zum Lesen und Studieren, denn mit Kundschaft war er nicht geplagt. Er studierte jetzt ernstlich „auf Anwalt" und lieh sich bei künftigen Kollegen Bücher aus. Daß dieses Studium dem Ladengeschäft nicht gerade förderlich war, kann nicht verwundern, und daß der Kompagnon, Berry, mehr Wisky trank, als er verkaufte, half dem Geschäft auch nicht vorwärts. So kam, was kommen mußte, schon nach wenigen Monaten sah sich Lincoln genötigt, den Laden zu schließen. Im übrigen haben im Laufe der Jahre nicht nur die Ladenbesitzer New Salems entdeckt, daß in dieser Gegend kein rechtes Fortkommen sei, sondern die übrigen Einwohner auch. Der Ort besteht nicht mehr.

Für Lincoln begann damals aber eine schlimme Zeit. Er verdiente sich mehr Dank als Geld, indem er vor dem Friedensrichter des Ortes die Vertretung in kleinen Streitsachen übernahm. Auch bekam er eine Hilfsstellung im Büro eines Landvermessers und schließlich die Stelle eines Postmeisters in New Salem. Die Post kam nur einmal die Woche, und Lincoln konnte zwischendurch beim Landvermessen etwas Geld für das tägliche Leben verdienen. Aber die Schulden aus seiner Kaufmannszeit blieben, und einmal wurden ihm sein Pferd und seine Meßapparate gepfändet. Das war ein böser Schlag. Zu Fuß konnte er unmöglich die weit auseinander liegenden neuen Siedlungen und Niederlassungen abgehen. Glücklicherweise kaufte bei der Auktion ein guter Freund Pferd, Sattelzeug und Apparate zurück.

Es kam das Jahr 1834 und damit das Ende der zweijährigen Legislatur-Periode in Illinois. Diesmal wurde Lincoln gewählt. Er



John Caldwell Calhoun

hatte durch seine Tätigkeit als Landvermesser Leute im weitesten Umkreis kennen gelernt und sich viele Freunde gemacht. Von da ab blieb er durch drei Legislatur-Perioden bis zum Jahre 1840 Abgeordneter. Von seiner Tätigkeit als solcher ist wenig zu berichten. Lokale Gesetzgebung und Verwaltungsfragen füllten die Sitzungen aus. Nur einmal warf das große ungelöste Problem des Landes damals schon seinen Schatten in die Versammlung der Männer aus Illinois. Dieser Staat war kein Sklavenstaat, wohl aber sein südlicher Nachbar Kentucky und sein westlicher Missouri. Besonders aus ersterem stammten, wie ja die Lincolns auch, viele Bewohner des Landes. Sie hatten ihre südlichen Vorurteile mitgebracht. Die herrschende Partei waren die Demokraten. Einer ihrer Führer, Stephen Douglas, war ein bedeutender Kopf, und, wie wir bald sehen werden, ein Mann, der es auch über die Grenze von Illinois zu großem Einfluß brachte. Sich mit dem Süden vertragen war demokratisches Dogma, und gegen die Sklaverei agitieren galt im politischen Leben als schlechter Ton. Die „Abolitionisten“ gar, die Abschaffung der Sklaverei verlangten und von denen einige so weit gingen, es als

Pflicht der sklavenfreien Staaten zu erklären, sich von den „verruchten“ Sklavenstaaten zu trennen, wurden als Fanatiker und Störer des inneren Friedens geschmäht und verfolgt. Einer ihrer Führer war in Illinois von einer erregten Menge erschlagen worden. Bei dieser Stimmung im Lande ist es kein Wunder, daß das Parlament von Illinois „schwarze Gesetze“ annahm, wie z. B. das, welches auch freien Schwarzen den Aufenthalt im Staate verbot.

Es gehörte also wirklich Mut dazu, als Lincoln mit noch einem anderen Abgeordneten einen Protest gegen diese Gesetze zu Protokoll gab, in welchem es gleich eingangs heißt, daß nach Meinung der beiden Unterzeichneten „die Sklaverei auf Ungerechtigkeit und obendrein auf falscher Politik beruhe“. Wenn das Schreiben dann weiter betont, daß der Kongreß in Washington nach der Verfassung allerdings kein Recht habe, die Sklaverei in den einzelnen Staaten abzuschaffen, so war dies eine Absage an die „Abolitionisten“, deren Fanatismus die Dinge gewiß nicht besser machte und eine Entwicklung, wie sie Lincoln schon damals zu erhoffen schien, direkt hemmte.

Ein bleibendes Denkmal seiner damaligen Tätigkeit ist die Verlegung der Landeshauptstadt von Vandalia nach Springfield, das bisher schon Hauptort seiner Heimatprovinz Sangamon war. Dorthin siedelte nunmehr auch Lincoln im Jahre 1837 über, nachdem er schon vorher als vollberechtigter Anwalt bei den Gerichten zugelassen worden war.

Ein Freund, von dem wir noch später hören werden, ein Kaufmann namens Speed, erzählt, wie eines Tages ein unendlich langer Mann in seinen Laden trat und nach dem Preis eines einfachen Bettes, einer Kommode, eines Tisches und von ein paar Stühlen fragte. Auf die Nennung der sehr bescheidenen Summe hin machte der Fremde ein so hilfloses und trauriges Gesicht, daß sich Speed von ihm seine Sorgen und Zukunftspläne erzählen ließ. Die Unterredung endigte damit, daß Lincoln das gutherzige Angebot des Ladeninhabers annahm, dessen Wohnung über dem Laden und darin sein großes Doppelbett mit ihm zu teilen.

Lincoln war damals achtundzwanzig Jahre alt, und die Traurigkeit, die Speed auffiel, war nicht nur eine Folge seiner ständigen

Geldsorge; zwei Jahre vorher, in New Salem, das er jetzt auf immer verließ, hatte man ein Grab zugeschaufelt. „Dort liegt mein Herz begraben“, hatte er damals seinen Freunden gesagt. Es war das Grab seiner ersten Braut Ann Rutledge.

## VERLOBUNGEN UND HEIRAT

Was wir von Lincolns Charakter wissen, ermöglicht uns die Geschichte seiner ersten Liebe aus den wenigen Angaben zu rekonstruieren, die seine Biographen hinterlassen haben. Diese können das Wenige auch nur von Lincoln selbst gehört haben, und über diesen Punkt muß er, der doch sonst so mitteilsam, ja mitteilungsbedürftig war, wenig gesprochen haben. Was wir wissen, hat sein Partner und Freund, der Springfielder Rechtsanwalt Herndon, in seiner Lebensbeschreibung des ermordeten Präsidenten mitgeteilt. Lincoln war bei all seiner Zielbewußtheit eine weiche Natur und bei all seiner Freude an Geselligkeit ein einsamer Mensch. Seine stete Bereitschaft zu helfen mag einem hilflosen und noch dazu unglücklichen Mädchen gegenüber zum Bedürfnis geworden sein, und Verständnis für die Leiden anderer führt solche Menschen leicht dazu, Dankbarkeit für dieses Verständnis mit Liebe zu verwechseln, die ihnen selbst Bedürfnis ist und an die sie sich klammern.

So ein des Trosts bedürftiges Menschenkind war Ann Rutledge gewesen. Sie war längere Zeit mit einem jungen Mann aus einem der Oststaaten verlobt gewesen, dieser aber hatte aus irgendeinem Grund, es scheinen Familienrücksichten gewesen zu sein, die Verlobung gelöst und war nach dem Osten zurückgekehrt. Lincoln mag, wie ihre anderen Freunde, versucht haben, die Verlassene zu trösten, und aus diesem Freundschaftsverhältnis wurde eine Verlobung, ohne daß aber bei dem Mädchen der Gedanke an den ersten Verlobten schwand. Jedenfalls erhielt sie eines Tages von ihm einen Brief, worauf sie mit Lincoln eine Unterredung hatte. Was in diesem Briefe gestanden haben mag, weiß niemand. Vielleicht waren die Hindernisse, die der ersten Verlobung im Wege gestanden hatten, beseitigt, und damit in dem Mädchen sowohl wie in Lincoln ein seelischer Konflikt hervorgerufen, dem beide Naturen offenbar schlecht gewachsen waren. Wenige Tage darauf starb Ann Rutledge,

und Lincoln wurde von einer solch melancholischen Depression ergriffen, daß seine Freunde für seinen Verstand fürchteten.

Er selbst hat erzählt, daß er sich damals nicht getraute, ein Taschenmesser bei sich zu tragen, weil ihn, wenn er allein war, die Schwermut zu übermannen drohte. Derselbe Freund, von dem wir berichteten, daß er ihm das gepfändete Pferd zurückgekauft, brachte ihn auf seine Farm und behielt ihn dort, bis er wieder lebensfreudiger geworden war. Aber dieses traurige Erlebnis hatte Lincolns Bedürfnis nach einem verständnisvollen Kameraden für seine einsamen Stunden noch verstärkt, und kaum zwei Jahre darauf ist er wieder verlobt. Diesmal mit einem Mädchen namens Mary Owens, das bezeichnenderweise älter war als er.

Kaum ist er verlobt, fängt er an darüber nachzugrübeln, ob er die Frau auch glücklich machen könne. Er liebt sie, fürchtet aber, daß seine Liebe mehr dem Bedürfnis entspringe, jemanden für sich zu haben, und scheut sich deshalb, die Frau an sich zu binden. Er weiß nicht, ob es anständig ist, ein Wesen an sich zu ketten, hält es aber gleichzeitig bestimmt für unanständig, sich selbst nicht gebunden zu fühlen. Der Mangel an Entschlußfähigkeit, das Grübeln und immer von neuem Bedenken, das seine politischen Gegner und selbst Freunde ihm später oft vorgeworfen, hier zeigt es sich in der selbstquälerischen Art, wie er diese Liebesgeschichte behandelte. Mary Owens war entschlossener als er. Sie brach die Verlobung ab. Sie wußte wohl selbst, daß sie nicht die Frau war, neben einem Manne glücklich zu werden, dessen Geist zu weit war, um dem Bedürfnis der Frau nach kleinen Aufmerksamkeiten ständig Rechnung zu tragen, und dessen Herz trotzdem zu gut war, um die Berechtigung dieser Frauensehnsucht nicht zu fühlen. Daß sein Herz zu weich war, um ganz allein für sich zu stehen, und zugleich zu gut, von anderen ein egoistisches Opfer zu verlangen, war die Tragik im Liebesleben dieses Mannes. Seine spätere Heirat hat diese Tragik nicht behoben, und seine nächsten Freunde wußten, welches seelische Martyrium diese Ehe oft war.

Wenn wir bei der Geschichte seiner Verlobungen und seiner schließlichen Heirat länger verweilen, so nur deshalb, weil hier der Schlüssel zu dem Charakter des Mannes liegt, weil hier all jene Eigenschaften zutage treten, die auch dem Staatsmann Lincoln anhaften

und die, während sie die Herzen gewannen, den Verstand, selbst seiner Freunde, oft nahe zur Verzweiflung brachten. Dann aber auch, um die Größe des Mannes hervorleuchten zu lassen, der zu der Not seines Volkes und in der furchtbaren Krise, durch die er sein Land erfolgreich zu steuern berufen war, noch die eigene Seelennot und die eigene Seelenlast zu tragen hatte.

Lincolns Frau kam 1838 nach Springfield auf Besuch zu Verwandten. Mary Todd war damals ein lebenslustiges Ding, aus angesehener Familie stammend, begabt und nicht ohne Ehrgeiz. Sie hatte einen eigenen Willen, und als sie sich unter den vielen jungen Leuten, die ihr im mädchenarmen Springfield den Hof machten, den jungen Rechtsanwalt und Abgeordneten aussuchte, dessen Armut bekannt war, und dessen Äußeres jedenfalls nicht zu seinen Gunsten sprach, bewies sie, daß sie einen Blick für wirkliche Größe besaß. Ihre Lebenslust muß den Spaßmacher Lincoln angeregt haben, jedenfalls war sie die Anstifterin eines Streiches, dessen Humor man auch nur verstehen kann, wenn man sich in die damaligen Verhältnisse der Kleinstadt Springfield hinein zu versetzen vermag.

Unter den jungen Herren der Stadt war auch ein gewisser Shields, Irländer von Geburt und wie alle seine Landsleute drüben eifriger und erfolgreicher Politiker. Selbstverständlich Demokrat. In dem Hauptblatt der Stadt erschien eines Tages ein offener Brief, in welchem eine Witwe ihre politischen Ansichten zum Besten gab, wobei die demokratische Partei und vor allem ein gewisser junger Politiker irischer Abkunft ziemlich schlecht wegkamen. Der Brief stammte von Lincoln. Der in seiner Eitelkeit tief gekränkte Shields erzählte in der ganzen Stadt herum, daß er, sobald er den Namen der Briefschreiberin erfahren würde, sich furchtbar rächen werde. In einem zweiten Brief bot nun die Witwe zur Versöhnung dem entrüsteten jungen Mann ihre Hand an. Die Schadenfreude in der Stadt war groß, und Mary Todd, in deren Verwandtschaft angesehene Männer der Stadt waren, unterhielt sich königlich über den gelungenen Witz und verfaßte noch ihrerseits kleine Spottgedichte, die in der Gesellschaft bald bekannt wurden. Mit Lincolns Einverständnis gab der Redakteur der Zeitung den Namen des Briefschreibers schließlich preis, worauf Shields Lincoln forderte. Duellieren war damals in den Staaten keine Seltenheit. Alexander Hamilton war

im Duell gefallen, und bei den Kongreßmitgliedern aus dem Süden war es schon beinahe zu einem Sport geworden, politische Gegner aus dem Norden, denen sie sowieso ritterliche Tapferkeit abzusprechen beliebten, zum Duell zu fordern. Lincoln hatte wohl kaum die Absicht, es zum Duell kommen zu lassen. Er wählte Kavalleriesäbel, und dem aufgeregten Shields erschien es doch weiser, sich von dem jungen Riesen nicht in Stücke hauen zu lassen. Er war zufrieden, als Lincoln erklärte, daß er nur eine politische Satire beabsichtigt hatte und in keiner Weise der Ehre des jungen Mannes zu nahe treten wollte. Bald nachher verlobte sich die Anstifterin dieses Scherzes mit Lincoln.

Doch kaum sind sie verlobt, kommen ihm Zweifel. Welcher Art diese Zweifel waren, sieht man aus einem Brief, den er einige Zeit später an seinen Freund Speed schrieb, der sich seinerseits eben verlobt hatte. Bezeichnend für einen Mann wie Lincoln sind die vernünftigen Ratschläge, die er dem Freunde gibt, nachdem er selbst eben erst durch ihre Nichtbefolgung die böse Krise heraufbeschworen hat, von der gleich die Rede sein wird. Er schreibt dem verlobten Freunde: ,,Du machst Dir Gedanken darüber, ob Du sie so liebst, wie Du solltest. Was für Unsinn! Wie bist Du denn dazu gekommen, um sie zu werben? Du sagst, Du hättest Dich damals hineingeredet. Was heißt das? Doch nichts anderes, als daß Du es Dir nicht ausreden konntest. Hast Du nicht gleich das erstemal, als Du sie sahst oder von ihr hörtest, gedacht oder sogar schon geplant, um sie zu werben? Was hat denn damals, gleich zu Anfang, der Verstand damit zu tun gehabt?“

In einem anderen Briefe an Speed, kurz darauf, glaubt er ihm nochmals zureden zu müssen und entschuldigt sich für den Fall, daß dies gar nicht mehr nötig sei, mit ,,der Hölle, die ich in dieser Beziehung durchgemacht habe, und mit der wunden Stelle, die jetzt noch in mir ist“. Es war nicht nötig. Sein Freund heiratete bald, und die Ehe wurde sehr glücklich.

Was aber war das für eine ,,Hölle“, von der der zweiunddreißigjährige Lincoln hier spricht? Das Grübeln und Zweifeln, das nach seiner Verlobung mit Mary Todd von neuem ausbrach, wurde schließlich unerträglich. Auch das Gefühl seiner Armut drückte auf ihn und die Gewißheit, daß er zum Geldmachen auch nicht das

geringste Talent hatte. Durfte er einer Frau ein solch bescheidenes Dasein anbieten? Durfte er, weil ihm nichts an Geld lag, dasselbe von der Frau aus verwöhnterer Umgebung annehmen? Er beschloß schließlich, die Verlobung wieder zu lösen. Einen Brief, den er zu diesem Zwecke aufgesetzt hat, zeigt er dem Freund, demselben, dem er später so gute Ratschläge gegeben hat. Dieser nennt den schriftlichen Bruch feige, und Lincoln beschließt schweren Herzens eine mündliche Auseinandersetzung. So wie wir Lincoln kennengelernt haben, können wir uns diese Szene lebhaft ausmalen. Was im Brief Gründe gewesen, wurden im Beisammensein mit der Verlobten bloße Entschuldigungen. Aus den Entschuldigungen werden Trostworte für die weinende Braut. Aus dem Entschluß, sich frei zu machen, der Vorsatz, sein Glück dem Leben dieses Menschenkindes zu opfern. Lincoln ist nach dieser Zusammenkunft verlobter denn je. Streng und kritisch gegen sich selbst, ist Urteil über andere seinem innersten Wesen zuwider. Selbst zu weich für einen konsequenten Egoismus, führt er gegen sich selbst alle Gründe für den Egoismus der anderen ins Feld.

Es kommt der Hochzeitstag, der 1. Januar 1841. Als der Bräutigam nicht zur Trauung erscheint, suchen ihn die Freunde und finden ihn auf einsamen Wegen herumirrend wie ein geistig Verstörter. Aus der Hochzeit wurde nichts, Mary Todd verließ Springfield und fuhr ins Elternhaus zurück.

Auf der Farm der Eltern seines Freundes Speed genest Lincoln langsam von seiner seelischen Depression. Und als im nächsten Jahr Mary Todd wieder zum Besuch ihrer Verwandten nach Springfield kommt, wird durch Vermittlung gutmeinender Freundinnen auch die Verlobung wieder erneuert. Am 4. November 1842 fand die Hochzeit statt. Dem Ehepaar wurden im Laufe der Jahre vier Söhne geboren, wovon der eine schon als Kind in Springfield starb, ein anderer während Lincolns Präsidentschaft in Washington. Die Liebe zu diesen Kindern und die Sorge um sie haben diesen zwei ungleichen Menschen geholfen, die Lebensgemeinschaft zu ertragen.

Daß Mary Todd ihren Mann geliebt, darüber ist wohl kein Zweifel. Aber sie liebte ihn mit einem zum Teil oberflächlichen Ehrgeiz, den er nicht verstand und nur mit großer Geduld ertrug. Sie wollte aus ihrem Mann bei Lebzeiten das machen, was die kleinen Epigonen,

die Barnards Lincolnstatue für Westminster verwarfen, aus dem toten Präsidenten machen zu müssen glaubten: einen Mann mit all der äußeren Würde und all den äußerlichen Attributen eines bedeutenden Staatsmannes. Den Hang Lincolns, mit allerlei Menschen über allerlei Dinge zu reden, konnte sie mit der Überlegenheit ihres Mannes über andere nicht zusammenreimen. Sie stammte eben aus einer ganz anderen Umgebung und hat gewiß in bester Absicht versucht, die am Sohn des Hinterwaldes vernachlässigte äußere Erziehung nachzuholen. Dabei muß man ihr eines zugute halten: in einer Welt, die sich von äußerem Wesen und Auftreten, ja von Kleidung imponieren läßt, schmerzte es sie, daß ihrem Mann all das fehlte. Daß sie sich über diesen Gedanken, der im Grunde doch nur ein Ausfluß einer begreiflichen Eitelkeit war, nicht erheben konnte, war eine Schwäche, daß sie ihm in herrischer Weise allzu oft nörgelnden Ausdruck verlieh, ein böser Charakterfehler, daß er aber nicht ganz unbegründet war, selbst im damaligen Amerika, beweisen die Widerstände und unnötigen Reibungen, die solche Äußerlichkeiten sogar bei bedeutenden Männern in der Umgebung des späteren Präsidenten hervorriefen. Daß Lincoln unter dem Bewußtsein litt, daß seine Frau ihn anders wünschte, selbst wenn dies nicht in Szenen zum Ausdruck kam, ist sicher. Daß die Ehe selbst aber für ihn und seine Laufbahn ein Glück war, ebenso. Das Problem, mit dem er gerungen und das ihn zu sehr beschäftigt hatte, war gelöst; schlecht gelöst gewiß, aber es ist fraglich, ob es sich bei einer Natur wie der seinen besser lösen ließ. Von jetzt an widmete er sich als Anwalt ganz den kleinen Sorgen seines Nächsten und bald als Staatsmann den großen Problemen seines Landes.

## ANWALT UND ABGEORDNETER

Das Leben eines Rechtsanwalts in dem damaligen Illinois und überhaupt im Westen spielte sich anders ab als in den älteren Staaten. Das Gericht reiste zu bestimmten Terminen nach den verschiedenen größeren Ortschaften, und der Anwalt reiste mit, im zweirädrigen Sandläufer oder meist zu Pferd, die Akten in den Satteltaschen. Für einen Anwalt, der, wie Lincoln, gleichzeitig politischen Ehrgeiz hatte, war dies eine ausgezeichnete Gelegenheit, Land und

Leute kennenzulernen. Bei Lincolns Neigung, sich mit Menschen in Gespräche und Debatten einzulassen, gab es bald auf und ab im Bereich des Springfielder Gerichtsbezirks kaum eine lokale Größe, die den langen Rechtsanwalt aus der Hauptstadt nicht gekannt hätte. Seine Praxis selbst war schon so, daß die hochmögenden Politiker des Ostens, und vor allem die Herren aus dem Süden, nicht ganz unrecht hatten, wenn sie von dem Präsidentschaftskandidaten von 1860 als von einem „*small country lawyer*“, einem kleinen Bauernanwalt, sprachen. Nur hatte dieser Anwalt eben so gar keinen Ehrgeiz, das zu werden, was auch heute noch das Ziel jedes seiner amerikanischen Kollegen und sogleich sichtbarer Ausdruck seiner Tüchtigkeit ist, ein „*corporation lawyer*“, ein gutbezahlter Anwalt großer Industrieverbände, die es übrigens im damaligen Westen auch gar nicht gab. Und wie sollte es ein Mann zu Geld und Ansehen bringen, der einmal einem Klienten sagte, daß er zwar seinen Prozeß gewinnen könne und ihm die nicht unbedeutende Summe, um die er prozessierte, sicher sei, daß er aber eine ehrliche Familie, die verklagte Partei, nicht ins Unglück bringen wolle und ihm daher rate, den Versuch zu machen, die Summe lieber in ehrlicher Arbeit zu gewinnen.

Dafür benutzte dieser Bauernanwalt seine Mußestunden zu philosophischen Studien, las Euklid, machte Gedichte, schrieb auch hin und wieder Artikel für die Zeitung, sprach gelegentlich in Vereinen und Versammlungen und blieb vor allem lebhaft an den politischen Tagesfragen interessiert.

Im Südwesten der Vereinigten Staaten bereiteten sich Dinge von weittragender Bedeutung vor. Die Südstaaten suchten neue Gebiete, wo sie „ihre Institution“ ausbreiten konnten. Denn im äußersten Nordwesten war eben das riesige Territorium Oregon gebildet worden. Die langen Grenzstreitigkeiten mit England waren gütlich beigelegt, die Grenze zwischen Canada und den Staaten lag fest, vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sich auch aus diesem Territorium neue Staaten bilden würden, und das Missouri-Kompromiß verschloß das ganze Gebiet dem Eindringen der Sklaverei. Damit wäre das Übergewicht des sklavenfreien Nordens ein für allemal hergestellt gewesen, denn der große Südwesten gehörte einem amerikanischen Staat, der sich

gleich den Vereinigten Staaten, wenn auch erst 1821, von seinem Mutterlande, Spanien, unabhängig gemacht hat. Gerade der Freiheitskampf der Mexikaner und des übrigen Latein-Amerika hatte seinerzeit den Präsidenten Monroe zur Erklärung seiner berühmten Doktrin veranlaßt, die zwar hauptsächlich gegen europäische Eroberungen auf dem amerikanischen Kontinent gerichtet war, aber sehr wohl auch dahin ausgelegt werden konnte, daß die nunmehr von Europa unabhängigen Staaten der Neuen Welt sich nicht gegenseitig Gebiete wegnehmen sollten. Ein Teil dieses Mexiko nun, das Gebiet von Texas, das unmittelbar an die Sklavenstaaten Louisiana und Arkansas angrenzte, war schon seit vielen Jahren durch Zuwanderer aus diesen Staaten und anderen Südstaaten besiedelt worden. Ja die mexikanische Regierung, der an einer Erschließung des Landes lag, hatte diese Besiedlung zum Teil sogar gefördert, und konzessionierte Agenten brachten ganze Züge neuer Ansiedler aus den Staaten dorthin. Diese zugewanderten Farmer und Ranch-Besitzer fühlten sich von vornherein den wenigen größeren Grundbesitzern aus der spanischen Zeit überlegen, während die Masse der ohnedies spärlichen einheimischen Bevölkerung, arme Indianer und Halbblütige, für sie überhaupt nicht in Betracht kamen. So bildete sich noch unter mexikanischer Herrschaft, begünstigt durch die der Unionsregierung nachgebildete bundesstaatliche Verfassung Mexikos, in diesem Grenzgebiet ein fast selbständiger Staat, der sich nur wenig um die von Mexiko aus erlassenen Gesetze und Verwaltungsmaßregeln kümmerte. Als der mexikanische Präsident Santa Anna im Jahre 1836 den Versuch machte, ein strammeres zentralistisches Regime im ganzen Lande durchzuführen, widersetzten sich die Texaner und erklärten sich schließlich für unabhängig. Der Versuch Santa Annas, Texas zu unterwerfen, mißlang. Mit Hilfe zahlreicher Freiwilliger aus den Staaten wurden die mexikanischen Regulären zurückgeschlagen. Texas konstituierte sich als selbständige Republik, da der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Andrew Jackson, ebensowenig wie seine unmittelbaren Nachfolger dem Wunsch nach Aufnahme als Bundesstaat in die Union stattgeben wollten. Dazu war der Status von Texas völkerrechtlich doch zu unsicher, da Mexiko den Versuch einer militärischen Unterwerfung zwar vorläufig aufgab, die Unabhängigkeit aber nicht anerkannte. Zum Präsidenten der Republik



General Zachary Taylor

Texas wurde der erfolgreiche Verteidiger des Landes, Sam Houston, ein geborener Virginier, gewählt. Die Fehden zwischen Texas, das die 1829 in Mexiko abgeschaffte Sklaverei wieder eingeführt hatte, und den Sklavenstaaten in der Union, rissen während der folgenden neun Jahre nicht ab, und dem Druck der Südstaatler in Washington nachgebend, nahm schließlich der Präsident John Tyler die Aufnahme als Bundesstaat in die Union vor. Mexiko brach daraufhin sofort die diplomatischen Beziehungen zur Union ab. Außerdem konzentrierte es Truppen auf dem linken Ufer des Rio Grande.

Der Gedanke, einen Krieg gegen Mexiko zu führen, war im Norden sehr unpopulär. Nicht mit Unrecht sah man darin, wie man heute sagen würde, nur ein Mittel, die imperialistischen Bestrebungen der Sklavereistaaten zu fördern. Vor allem die Vertreter des geistigen

Lebens, das sich unbestritten im Norden konzentrierte, haben schon damals, wie später im Bürgerkrieg, die Sache menschlicher Freiheit zu der ihren gemacht. Von dem Dichter James Russell Lowell erschienen damals in Boston die „*Biglow Papers*“, politische Flugblätter, die mit beißender Satire die Politik der Südstaaten und der sklavereifreundlichen nördlichen Demokraten geißelten.

Der neugewählte demokratische Präsident James Polk steuerte konsequent auf den Krieg zu. Er erklärte den Rio Grande zum Grenzfluß von Texas und damit der Vereinigten Staaten und gab dem General Zachary Taylor den Befehl, an den Rio Grande vorzurücken. Die am linken Ufer verschanzten Mexikaner widersetzten sich dem Vorrücken der Unionsarmee, und damit war, im April 1846, der Krieg „von den Mexikanern“ begonnen.

Der Gegenkandidat Polks für die Präsidentschaft war wieder einmal Henry Clay gewesen. Lincoln hatte sich mit Eifer an dem Wahlkampf in Illinois beteiligt, hatte Reden gehalten, landauf, landab die Farmer bearbeitet und war über die Niederlage seines Helden ganz traurig. Dafür brachte ihm das folgende Jahr eine Entschädigung. Er wurde von seiner Partei als Kandidat für das Repräsentantenhaus aufgestellt, und damit ein heißer Wunsch erfüllt, den er seit Aufgabe seines Mandats im Landtag von Illinois gehegt hatte. Seine Wahl war außerdem ein persönlicher Triumph. Er bekam mehr Stimmen, als irgendein Whigkanditat in seinem Bezirk je auf sich vereinigt hatte, und siegte mit großer Majorität über seinen demokratischen Gegenkandidaten.

So kam Lincoln im Herbst 1847 zum erstenmal nach Washington. Kurz vorher, im September 1847, hatte der General Winfield Scott, der mit einer Unionsarmee in Veracruz gelandet war, die Stadt Mexiko eingenommen, nachdem ein Jahr vorher Taylor einen Sieg nach dem anderen errungen hatte und das ganze mexikanische Gebiet, das heute die Staaten New Mexiko, Arisona, Nevada und Kalifornien umfaßt, durch Truppen der Union besetzt oder wenigstens von Mexiko abgeschnürt worden war.

Damit war der Krieg eigentlich schon entschieden, und, wie es in solchen Fällen geht, hatte die Abneigung gegen ihn mit jedem Erfolg der amerikanischen Waffen abgenommen. Wenn Lincoln trotzdem im Kongreß noch eine Rede gegen diesen Krieg hielt und ihn als un-

gerecht brandmarkte, so entsprach das seiner Natur, die sich einer ungerechten Handlung auch dann noch widersetzte, wenn der Erfolg ihr recht zu geben schien. Er ging sogar so weit, in einer „großen Anfrage", die allerdings nie beantwortet wurde, dem Präsidenten verschiedene sehr klar formulierte Fragen vorzulegen, in welchen er Auskunft darüber verlangte, ob das Gebiet am Rio Grande, wo die Mexikaner „angegriffen hatten," nicht unbestritten zu dem Gebiet gehörte, welches sich seinerzeit von der spanischen Fremdherrschaft befreit und stets einen Teil der Republik Mexiko gebildet hatte.

Der Krieg selbst endete im Februar 1848 mit einem Frieden, in welchem Mexiko das ganze ungeheure Gebiet, von welchem oben die Rede war, abtrat. Ganz abgesehen von den Waffentaten des Heeres in einem durch die Beschaffenheit des Landes sehr strapaziösen Feldzug, war dies ein so großer und greifbarer Erfolg des Krieges, daß die Kriegsgegner nunmehr ihre unpopulär gewordene und obendrein nutzlose Opposition aufgaben. Dazu kam, daß der Haupterfolg, der ungeheure Landzuwachs, in den Augen des amerikanischen Volkes seines Charakters als Eroberung aus einem ungerechten Krieg dadurch entkleidet wurde, daß die Unionsregierung an Mexiko eine Entschädigung von fünfzehn Millionen Dollars zahlte, wodurch die Sache den Anstrich eines legitimen Kaufs bekam. Außerdem übernahm die Union einen entsprechenden Teil der mexikanischen Staatsschulden.

Die Whigs bedienten sich dann auch eines geschickten Manövers, um den siegreichen Verlauf des von ihnen bekämpften Krieges zu ihrem Vorteil auszunutzen. Sie nominierten unter Übergehung Henry Clays den gefeierten Sieger von Palo Alto und Buena Vista, General Zachary Taylor, als ihren Kandidaten für die Präsidentschaftswahl des Jahres 1848. Dies wurde ihnen übrigens durch die Stellungnahme Taylors vor Ausbruch der Feindseligkeiten erleichtert. Er war gegen diesen Krieg gewesen, in dem er dann als Soldat seine Pflicht getan hatte. Die Demokraten glaubten nun auch, sie müßten einen General als Kandidaten aufstellen, und da General Scott sich ursprünglich gleichfalls gegen einen Eroberungskrieg ausgesprochen hatte, nominierten sie den General Cass, dessen kriegerischer Ruhm allerdings nur darin bestand, daß er im Black Hawk-

krieg den Oberbefehl über die Regulären geführt hatte. Das gab Lincoln Veranlassung zu einer derbwitzigen Rede im Repräsentantenhaus, in welcher er auf seine eigene Teilnahme an diesem Krieg hinwies und seine Heldentaten mit denen des Generals verglich. „Wenn General Cass damals wirklich einen kämpfenden Indianer gesehen hat, so hat er mehr gesehen als ich. Aber dafür habe ich viele blutige Schlachten mit den Moskitos geschlagen. Und obwohl der Blutverlust mich nicht gerade ohnmächtig werden ließ, kann ich ehrlich sagen, daß ich oft sehr hungrig war ... und wenn General Cass mir vorausstürmte, um wilde Heidelbeeren zu pflücken, so überbot ich ihn durch meine Angriffe auf wilde Zwiebel.“

Diese Rede hielt Lincoln, das muß bemerkt werden, in einer der letzten Sitzungen der zu Ende gehenden Legislaturperiode kurz vor der Wahl. In damaliger Zeit noch mehr als heute wurden diese letzten Sitzungen dazu benutzt, Wahlreden für die kommende Entscheidung zu halten. Aus dieser Fidelitasstimmung der Schlußsitzungen heraus ist diese Rede entstanden.

An dem Wahlkampf während der Kongreßpause beteiligte sich Lincoln diesmal außerhalb seines Staates in den nördlichen Neuenglandstaaten. Aber seine Freunde in Illinois bearbeitete er durch Briefe. Selbst im heutigen Amerika erinnert ein Wahlkampf in gewissen Äußerlichkeiten an Jahrmarktsgepflogenheiten und an die Ausgelassenheit mancher Volksfeste. Damals war das noch mehr der Fall. Wir können uns also nicht wundern, wenn Lincoln in einem Brief an seinen Partner Herndon in Springfield zu der Aufforderung, für die Wahl Taylors recht tätig zu sein, hinzufügt: „Jeder soll das tun, was er am besten kann. Einige können reden, andere können singen und alle können Lärm machen.“ Im übrigen war die Wahl Taylors, der selbst ein Südländer und Sklavenhalter und eigentlich gar kein Politiker war, bei seiner Popularität so gut wie sicher, und er wurde mit einer Mehrheit von hundertfünfzigtausend Stimmen gewählt.

In der kurzen Herbstsession, die auf die Novemberwahl folgte, tauchte die Sklavereifrage zum ersten Male seit dem Missourikompromiß des Jahres 1820 in bedrohlicher Form wieder auf. Bekanntlich tritt der amerikanische Präsident, der im November gewählt wird, erst im März des nächsten Jahres sein Amt an. In der Zwischen-

zeit regiert der eigentlich bereits durch die Volkswahl abgesetzte Präsident weiter. Um für den bevorstehenden Friedensschluß mit Mexiko die eventuell nötigen Geldmittel in der Hand zu haben, verlangte Polk vom Kongreß einen Kredit. Ein solches Gesetz wurde denn auch im Repräsentantenhaus eingebracht. Da beantragte ein Abgeordneter von Pensylvania namens David Wilmot einen Zusatz, in welchem an die Kreditgewährung die Bedingung geknüpft wurde, daß in jedem von Mexiko im Friedensvertrag eventuell abzutretenden Gebietsteil die Sklaverei für immer ausgeschlossen bleiben sollte. Dies war das berühmte Wilmotproviso.

Der Antrag verursachte ungeheure Aufregung unter den Abgeordneten der Südstaaten, erhielt aber trotzdem in allen Lesungen eine Mehrheit. Lincoln, wie sich das von selbst versteht, stimmte jedesmal dafür. Um Gesetz zu werden, mußte diese Kreditvorlage nunmehr auch vom Senat angenommen werden, und dieser benutzte die Kürze der Session, um über das Gesetz mit seinem gefährlichen Anhängsel nicht mehr abzustimmen; wodurch es sich von selbst erledigte. Gleichzeitig hatte Lincoln auf eigene Faust einen Gesetzesantrag eingebracht, durch den die Sklaverei wenigstens im Distrikt Kolumbia (der „reichsunmittelbaren" Zone, in welcher die Hauptstadt Washington liegt,) abgeschafft werden sollte. Obwohl der Antrag so formuliert war, daß das vom Kongreß angenommene Gesetz erst noch einer Abstimmung der Bewohner des Distrikts unterworfen werden sollte, stieß er auf wütenden Widerspruch bei der Sklavenpartei. Die Südstaatler empfanden diesen Antrag als eine empörende Beleidigung, da er in Wirklichkeit nur den Zweck haben konnte, „unsere Institution im Süden" als eine Einrichtung hinzustellen, die unwürdig sei, im Schatten des Kapitols zu bestehen. Als eine Beleidigung hatte Lincoln seinen Antrag sicher nicht gedacht, aber sein Empfinden in der Sache hatten die Gegner richtig erkannt. Er fand den Gedanken unerträglich, am Sitz der durch die Unabhängigkeitserklärung geschaffenen und durch ihre Grundsätze ihm heiligen Regierung seines Landes menschliche Sklaven zu wissen. Der Aufruhr, den sein Antrag verursachte, war aber so groß, daß man es gar nicht erst zur Abstimmung kommen ließ.

Mit dem Frühjahr 1849 war die zweijährige Abgeordnetenperiode für Lincoln vorüber. Sei es, daß ihm die Tätigkeit im Repräsentan-

tenhaus, die er sich so sehr gewünscht und die er mit so großen Erwartungen angetreten, enttäuscht hatte, sei es, daß man ihm in Illinois seine „unpatriotische“ Haltung gegen den Krieg verübelt hatte oder daß andere Männer der Partei mit der Sendung nach Washington belohnt werden sollten, jedenfalls war Lincoln nicht wieder Kandidat. Er kehrte nach Springfield zurück. In einem Lebenslauf, den er viele Jahre später als Kandidat für den Senat in Washington niederschrieb, sagte er selbst, daß er um diese Zeit das Interesse an der Politik zu verlieren begann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Erfahrungen in Washington der Grund dafür waren. Lincoln hat die Politik nie um der Politik willen und erst recht nicht der pekuniären Möglichkeiten wegen getrieben. Ihn beherrschte das Verlangen, die freiheitlichen Ideale, denen sein Land sein Dasein verdankte, in diesem Lande erhalten zu sehen und ihnen schließlich zu völligem Siege, auch in der Frage menschlicher Sklaverei, zu verhelfen. Was er in Washington gesehen, die Macht des Südens, die Kompromißsucht seiner eigenen Parteifreunde, die Furcht für das Recht einzutreten, die das Schicksal seines eigenen Antrags gegen die Sklaverei in Washington ihm deutlich offenbart hatte, all das muß dazu beigetragen haben, ihn zu entmutigen. Er konnte es kaum verstehen, wie jemand das Unrecht der Sklaverei und ihre Unvereinbarkeit mit den Grundsätzen der Unabhängigkeitserklärung und ihrer „selbstverständlichen Wahrheiten“ nicht einsehen konnte, noch weniger aber verstand er die Männer, die es einsahen, aber ihre Überzeugung nicht mit aller Energie und ohne Rücksicht auf persönliche Folgen vertraten. Er begann an der Nützlichkeit und dem Erfolg seiner politischen Arbeit zu zweifeln und trug sich mit dem Gedanken, seine Arbeitskraft dem Lande auf einem unpolitischen Gebiet zur Verfügung zu stellen.

Mit dem Antritt der Präsidentschaft durch Taylor hatte die übliche Postenverteilung begonnen. Lincoln, als einer der Parteiführer in Illinois, mußte Empfehlungen weitergeben und Gutachten äußern. Er hat sich mit diesem Gebrauch auch später nie ganz abfinden können, und manche seiner damaligen Berichte nach Washington geben Zeugnis dafür, daß es eigentlich gegen sein Empfinden ging, einen Mann, der sich bewährt hatte, nur deshalb abzusetzen, weil er zufällig Demokrat war. Taylor war anderer Ansicht. Wie der alte

Soldat, der dieses System eingeführt hatte, Andrew Jackson, so meinte auch dieser alte General, daß, wenn der Führer die Präsidentschaft davon trüge, die Soldaten — nämlich die Wähler — sich in die übrige Beute teilen sollten.

Lincoln selbst bewarb sich aus den oben angedeuteten Gründen um einen eben geschaffenen ziemlich wichtigen Verwaltungsposten, dem des „Kommissärs des Allgemeinen Landbureaus", dem die Staatsländereien der Union, ihre Verwaltung und ihre Verteilung an Ansiedler unterstanden. Durch Quertreibereien einer Clique, die den Posten einem wenig bedeutenden Politiker aus Illinois zuschanzten, wurde aus diesem Plane nichts. Lincoln nahm die Enttäuschung ziemlich schwer. Statt des erstrebten Postens wurde ihm die Stelle eines Gouverneurs des Territoriums Oregon angeboten. Es war gar nicht, was er sich gewünscht hatte, aber immerhin war es eine bedeutende Stellung und bot die sichere Aussicht auf eine weitere Laufbahn, da Oregon doch in kurzer Zeit Bundesstaat werden würde. Lincoln war unschlüssig, neigte aber zur Annahme, da die Intrige, die seinen anderen Wunsch vereitelt hatte, ihn doch verletzt hatte und er wohl nicht ungern Springfield verlassen hätte. Da aber drang seine Frau in ihn, die Stellung abzulehnen. Teils hatte sie keine Lust, nach dem unkultivierten und noch wirklich ziemlich wilden äußersten Nordwesten des Landes zu ziehen, teils scheint sie den politischen Ehrgeiz, den ihr Mann in seiner augenblicklichen Stimmung verloren hatte, für ihn übernommen zu haben. Sie wollte nicht, daß Lincoln sich so weit weg von allen politischen Geschehnissen begrabe, und setzte ihren Willen durch. Dieses Mal zum Glück für das Land. Zwar hat Lincoln in den nächsten paar Jahren wenig aktiven Anteil an politischen Dingen genommen, als aber dann der Augenblick kam, wo durch die Verletzung des Missourikompromisses der Sieg des Sklavereigedankens in den Staaten entschieden schien und etwas geschehen mußte, sollte er nicht müßig zusehen, wie die Ideale, denen seine Jugend und seine ganze spätere Hingabe gegolten, zerschlagen wurden, in diesem Augenblick war er dann wenigstens da und konnte, unbehindert durch amtliche Pflichten, seine ganze Zeit und seine ganze Arbeitskraft der großen Sache widmen.

In der Zwischenzeit nahm er seine Anwaltstätigkeit wieder auf. Er war jetzt so bekannt und angesehen, daß seine Praxis nicht nur

ihn und seine Familie ernährte, sondern er auch noch seinen Vater und seine Stiefmutter und ihren recht leichtsinnigen Sohn John Johnston unterstützen konnte. Thomas Lincoln hatte in der Zwischenzeit noch verschiedene Male seinen Wohnsitz gewechselt, immer auf der Suche nach einer besseren Farm. Er starb im Jahre 1851, dreiundsiebzig Jahre alt. Die Stiefmutter überlebte den Präsidenten um mehrere Jahre. Lincoln, der sein Leben als Verheirateter in einem Zimmer bei einem Ehepaar begonnen hatte, dem er für Wohnung und Beköstigung vier Dollars in der Woche zahlte, baute sich jetzt ein eigenes Heim, und alles deutete darauf hin, daß er den Rest seines Lebens als angesehener Anwalt und Bürger der Stadt Springfield verbringen würde.

Seine Niedergeschlagenheit über die anscheinend unabänderliche Entwicklung seines Landes hielt an: „Wie schrecklich hart ist es zu sterben und sein Land in einem Zustand zurücklassen zu müssen, der um nichts besser ist, als wenn man überhaupt nie gelebt hätte. Die Welt ist ohne Hoffnung, taub dem allgemeinen Schrei, der ihren Todeskampf begleitet. Was kann man tun? Kann man überhaupt etwas tun? Wer kann es tun und wie kann es getan werden? Denkst du denn nie über solche Dinge nach?"

So klagt er seinem Freunde und Partner Herndon, und die Zeiten waren wohl dazu angetan, diese trübsinnige Stimmung zu verstärken. Kalifornien, das durch die Goldfunde im Jahre 1849 schnell eine, wenn auch etwas gemischte und abenteuerliche Bevölkerungszunahme erfahren hatte, hatte sich schon im Herbst desselben Jahres als Staat organisiert und eine Verfassung gegeben, die die Sklaverei ausdrücklich ausschloß. Darüber große Empörung bei der Sklavenpartei im Kongreß. Zum erstenmal tauchte das Argument auf, daß eine solche ausdrückliche Bestimmung in der Verfassung eines Staates der Verfassung der Vereinigten Staaten widerspreche, da diese ausdrücklich den Grundsatz aufgestellt habe, daß eine Staatsverfassung nichts enthalten dürfe, was der Unionsverfassung widerspreche, und diese Unionsverfassung die Berechtigung der Sklaverei anerkenne. Es war des alten Calhouns letzter Kampf. Seine große Rede in der Senatsdebatte ließ er durch einen jüngeren Kollegen vorlesen. Er selbst starb im März des folgenden Jahres, siebenundsechzig Jahre alt. Bald danach kam durch die Bemühungen Clays ein Kompromiß zustande. Kalifornien wurde als sklavenfreier Staat aufgenommen, die

Territorien New Mexiko und Utha mit der Bestimmung organisiert, in der Sklavereifrage freie Wahl zu haben. Dies war Henry Clays letztes Kompromiß. Er starb 1852. Die Sklavenpartei agitierte weiter und richtete ihr Augenmerk jetzt sogar über das Festland hinaus auf die Spanien verbliebenen Inseln. Was ihnen in Texas geglückt war, erst Besiedlung und dann Aufstand, versuchten einige der ganz Unentwegten nunmehr in Cuba, allerdings ohne Erfolg. Dagegen brachte das Todesjahr Clays den Sklavenfeinden einen moralischen Bundesgenossen, dessen Wirksamkeit allerdings vorerst nur in einer Bearbeitung und Vorbereitung der öffentlichen Meinung bestand. In diesem Jahr erschien Harriet Beecher Stowes berühmtes Buch „Onkel Toms Hütte".

In diesem Jahr starb übrigens auch Daniel Webster, dessen Unterstützung Clays im Kaliforniakompromiß ein deutliches Zeichen dafür gewesen war, daß von der Partei, deren Führer er gewesen war, den Whigs, ein energischer Widerstand gegen das immer selbstbewußter werdende Auftreten der Sklavereifreunde nicht mehr zu erwarten war. Die Niederlage, welche die Whigs in der Präsidentschaftswahl dieses Jahres erlitten, trotzdem sie den Eroberer von Mexiko, General Scott, zu ihrem Kandidaten gewählt hatten, war dafür ein deutlicher Beweis. Die Partei hatte eben kein Programm mehr. Es war die letzte Präsidentschaftswahl, in welcher sie als Partei auftraten.

Für die Entwicklung, die jetzt beginnen sollte, war ein bedeutungsvoller Zufall, daß der Führer der nördlichen Demokraten gleichfalls ein Politiker aus Illinois war. Stephen Douglas, bereits seit 1874 Senator in Washington, war ein Mann von zweifelloser Begabung, großem rednerischen Geschick und noch größerem politischen Ehrgeiz. Obwohl ebensowenig wie Lincoln ein Sohn des Staates — er war im April 1813 im Staate Vermont geboren —, hatte er in Illinois schnell Karriere gemacht. Im Gegensatz zu dem um vier Jahre älteren Lincoln hatte er, als er mit einundzwanzig Jahren sich als Anwalt in Illinois niederließ, sich der „richtigen" Partei, den Demokraten, angeschlossen. Mit achtundzwanzig Jahren bereits einer der anerkannten Führer der Partei, wurde er zum Richter des obersten Staatsgerichtes gewählt, wurde zwei Jahre darauf Abgeordneter des Repräsentantenhauses in Washington und vier Jahre später Senator.

Carl Schurz, der Befreier Gottfried Kinkels und geächtete deutsche Freiheitskämpfer von 1849, der nach Amerika ausgewandert war, hatte Gelegenheit, gerade in der Session des Senats, von der gleich die Rede sein wird, Douglas zu sehen und zu beobachten. Er schildert ihn als einen kleinen Mann mit breiten Schultern, gewölbter Brust, der viereckige Kopf mit seinen lebhaften Augen und energischen Zügen auf einem kurzen dicken Hals sitzend. Er trug das Haar lang und in der Aufregung schüttelte er es, warf es zurück wie eine Löwenmähne. Der ganze Mann machte den Eindruck eines kampflustigen Boxers, was ihm nicht mit Unrecht den Beinamen „der kleine Riese" eingetragen hatte. Seine Art zu reden entsprach seinem Äußeren. Kurz und wie schnelle Schläge kamen die Sätze heraus. Versagten die Argumente, so nahm er seine Zuflucht zu beißendem Spott oder überheblichem Hohn und persönlichen Beleidigungen. So war seine Beredsamkeit typisch die eines Demagogen, und er war, wie Schurz weiter ausführt, „der Abgott der roheren Elemente seiner Partei, und seine Kameradschaft mit diesen Elementen hatte seinem Benehmen und seinen Gewohnheiten ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt. Ich sah einmal, wie er in einer Nachtsitzung, nach einer stürmischen Rede, sich einem Kollegen auf den Schoß warf und sich dort zehn bis fünfzehn Minuten lachend und schwatzend rekelte, seine Arme um den Hals des Freundes, der in peinlichster Verlegenheit schien, ihn aber nicht abschütteln konnte oder wollte."

Douglas war im Senat immer mit der Sklavenpartei gegangen. Er hatte seinerzeit für die Annexion von Texas und später sogar für die von Cuba gestimmt. Die Lehren Calhouns von der Staatssouveränität griff er auf und arbeitete sie in seinem geschäftigen Geist weiter aus. Seine rein verstandesmäßigen Argumente und gescheiten Spitzfindigkeiten brachten ihm den Beifall der Sklavenhalter im Süden und beschwichtigten etwaige Gewissensbisse der nörgelnden Demokraten und der vielen kompromißbereiten Whigs, die bei der Stimmung, wie sie sich im Süden allmählich herausgebildet hatte, nicht mit Unrecht jede prinzipielle Stellungnahme gegen die Sklaverei als eine Gefährdung der Unionseinheit ansahen. Dazu kam noch, daß gerade die nördlichen Staaten der Union sich damals in einer Periode wirtschaftlichen Aufschwungs befanden, und die



Stephen A. Douglas

Masse der Bevölkerung wollte die Zeiten der Prosperität nicht durch gefährliche innerpolitische Kämpfe gehemmt oder unterbrochen sehen. So war Douglas der gegebene Führer der Demokraten des Nordens.

Die Wurzel seiner politischen Machtstellung aber lag doch in Illinois, das ihn in den Kongreß entsandt hatte, und als der Augenblick kam, wo er nicht nur diese Machtstellung, sondern auch seine politischen Theorien verteidigen mußte, war er genötigt, den Kampf dort auszukämpfen. Dadurch konzentrierte sich das Interesse des ganzen Nordens auf jenen Staat und auf den Mann, der dort den Kampf gegen den demokratischen Wortführer aufnahm. Und dieser Mann war Abraham Lincoln.

## DER BRUCH DES MISSOURIKOMPROMISSES

Im Senat in Washington bestand ein Ausschuß für die Angelegenheiten der Territorien. Douglas war Vorsitzender dieses Ausschusses. Im mittleren Westen gab es damals die zwei Territorien

Kansas und Nebraska, beide nördlich von der Scheidungslinie des Missourikompromisses gelegen. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des genannten Ausschusses brachte Douglas einen Gesetzentwurf vor den Kongreß, der die Territorialverfassung der beiden Länder neu regeln und für ihren bevorstehenden Eintritt als Bundesstaaten vorbereiten sollte. Dieser Gesetzentwurf enthielt die Bestimmung, daß die Bewohner der beiden Territorien das Recht haben sollten, selbst darüber zu entscheiden, ob sie in ihrer Staatsverfassung die Sklaverei zulassen oder ausschließen wollten. In den Reden, in denen er seinen Antrag begründete, spielten seine Souveränitätstheorien eine große Rolle. Schon Calhoun hatte die Behauptung aufgestellt, daß, ebensowenig wie es einem amerikanischen Bürger verboten werden könne, seine Kühe, seine Ackergeräte oder seinen Spazierstock bei Übersiedlungen in ein anderes Territorium mitzunehmen, es auch ungesetzlich sei, zu verhindern, daß er sein übriges Eigentum, seine Sklaven, dahin mitnehme. Douglas faßte die Sache feiner an. Er setzte in seinen Reden auseinander, daß es souveränes Recht des Volkes sei, über die Verfassung, unter der es leben wolle, selbst zu entscheiden. Die Frage der Sklaverei von vornherein durch die Unionsregierung — sei es zu ihren Gunsten oder Ungunsten — zu entscheiden, hieße dem Volke dieses souveräne Recht verkürzen. Das sei bisher geschehen, er aber wolle dieses Recht dem Volke zurückgeben.

Diese Begründung schien der Folgerichtigkeit nicht zu entbehren. Außerdem hatte das Kompromiß Clays vom Jahre 1850 diesen neuen Schritt der Sklavenfreunde vorbereitet. Das Prinzip, daß in neuen Territorien die Sklaverei ausgeschlossen bleiben müsse, war schon damals aufgegeben und das Gewissen der Sklavereigegner damit beruhigt worden, daß die Bodenbeschaffenheit von New Mexiko und Utah einen Plantagenbetrieb sowieso ausschlösse und die ganze Streitfrage daher eine rein akademische sei, nicht wert, um ihretwillen die Einheit des Landes aufs Spiel zu setzen. Douglas mag wohl gedacht haben, daß, wie damals die der Sklaverei ungünstigen Bodenverhältnisse, diesmal die Möglichkeit, die Sklaverei durch das bestechende „Recht der Volkssouveränität“ auszuschließen, den Norden zu einer ruhigen Hinnahme seines Vorgehens bewegen würde.

Er hatte sich getäuscht. Zwar gelang es ihm, im Kongreß sein „Kansas-Nebraska-Gesetz" durchzubringen, aber im Lande bemächtigte sich selbst gemäßigter Sklavereigegner eine ungeheure Aufregung. In Zeitungen und in öffentlichen Reden wurde Douglas mit Beschuldigungen überhäuft. Ganz deutlich wurde ihm vorgeworfen, daß es ihm nur darum zu tun wäre, sich die Gunst der Sklavenpartei für die kommende Präsidentenwahl zu sichern. Außerdem begann, kaum war die Vorlage im Mai 1854 Gesetz geworden, ein Wettrennen von Ansiedlern aus dem Norden nach Kansas, um bei der bevorstehenden Entscheidung für die Verfassung den Stimmen gegen die Sklaverei die Mehrheit zu sichern. Selbstverständlich blieb der Süden nicht untätig, und auch aus Sklavenstaaten ergoß sich ein Strom von Zuwanderern in das Territorium, darunter zum Teil recht zweifelhafte Elemente. Das ganze Land befand sich in ungeheurer Erregung, und es dauerte nicht lange, so kam es in Kansas selbst zu blutigen Schlägereien, die manchmal schon den Charakter eines kleinen Bürgerkrieges hatten. Wie mit einem Schlage war die tiefe Kluft, die durch das Land ging und die durch die bisherigen Kompromisse immer wieder verdeckt worden war, weit offen. Das ganze Land teilte sich in „Pro-Sklaverei-Männer" und „Freistaatenmänner". Die Zeiten der Kompromisse waren vorbei, die Gegensätze nicht mehr zu versöhnen.

In der Senatsdebatte gegen das Kansas-Nebraska-Gesetz hatten sich vor allem drei Männer hervorgetan: Senator Chase von Ohio, Senator Sumner von Massachusetts und Senator Seward aus New York. Chase verfaßte eine Proklamation an das amerikanische Volk, in der er die Bedeutung des neuen Gesetzes klar auseinandersetzte und zur Abwehr der Sklaverei und Verteidigung der Freiheit zu den Grundlagen der Union aufrief. Was diese Proklamation enthielt, war schon früher einmal als Programm einer Partei aufgestellt worden, die sich „Freie Bodenpartei" *(Free Soil Party)* genannt und sogar bei einer Präsidentschaftswahl einen eigenen Kandidaten aufgestellt hatte. Chase hatte dieser Partei angehört, und sein jetziger Aufruf bereitete die Bildung einer ähnlichen Partei auf breiterer Grundlage vor, der Republikanischen Partei, die das von den Whigs schlecht verwaltete Erbe übernehmen wollte. Charles Sumner war gleichfalls ein Mann von hohem Ansehen. Er war Staatsrechtslehrer

an der berühmten Universität Harvard gewesen und kannte auch Europa, wo er sich mehrere Jahre aufgehalten hatte. Er war ein Mann von großer Bildung, und seine ruhige und vornehme Art reizte die demagogischen Volksredner vom Schlage Douglas' ganz besonders. Dabei fehlte es ihm keineswegs an rednerischem Temperament und an Begabung. William H. Seward endlich war ein anerkannter Führer der Sklavereigegner im Lande, seitdem er sich im Gegensatz zu den alternden Führern Clay und Webster in der Debatte über das Kaliforniakompromiß offen und scharf gegen die Forderungen der Sklavereipolitiker ausgesprochen hatte.

In seiner Pose als Hüter der Verfassung und Vorkämpfer der Volkssouveränität hatte Douglas erklärt, ihm sei es gleichgültig, ob die Volksstimme sich für oder gegen die Sklaverei entscheide, wenn es nur wirklich die Volksstimme sei, die zu entscheiden habe. Demgegenüber berief sich Seward auf das „Höhere Gesetz", das auch über der Verfassung stehe, das Gesetz der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit. Damit war die Streitfrage in der großen Öffentlichkeit zum erstenmal aus dem Bereich staatsrechtlicher Dialektik herausgehoben worden. In Seward, der bereits seine erfolgreiche politische Laufbahn hinter sich hatte und Gouverneur von New York gewesen war, sahen die Freistaatenmänner den gegebenen Führer in dem Kampf, der ihnen vom Süden aufgezwungen worden war.

Was in diesen aufgeregten Monaten in dem Mann vorging, der schon als achtundzwanzigjähriger Abgeordneter auf dieses „Höhere Gesetz" hingewiesen hatte, können wir nur ahnen. Lincoln hatte sich an den öffentlichen Protesten, die der flagranten Verletzung des Missouriabkommens folgten, nicht beteiligt. Aus einigen Äußerungen, die uns Herndon überliefert, geht hervor, daß er die Gewalttätigkeiten, zu denen die Erregung des Landes besonders in Kansas geführt hatte, mißbilligte. Seinem Rechtssinn und seiner oft ausgesprochenen Ehrfurcht vor der in die Verfassung geschriebenen Tradition des Landes mußte der Gedanke widerstreben, das Recht auf Sklaverei, das schließlich verfassungsmäßig bestand, mit Gewalt zu beseitigen. Seine Hoffnung war es immer gewesen, daß der Fortschritt der Zeit und das Wachsen des Gefühls für die menschliche Freiheit die Sklaverei beseitigen würden. Er hätte gerne gesehen, daß durch die freie Wahl eines belehrten Volkes die Sklaverei abgeschafft

würde. Das war doch aber ein wesentlich anderer Standpunkt als der, den Douglas einnahm; denn er erklärte, solange nur das Volk dabei zu reden habe, wäre es ihm gleich, „ob die Sklaverei niedergestimmt oder hochgestimmt“ würde. Lincoln war es nicht gleich, aber es widerstrebte ihm, was er als Glaube in sich fühlte, anderen aufzuzwingen, ohne daß diese es auch in sich gefühlt hätten. So wird es erklärlich, daß er sich an dem Kampf nicht beteiligte, der in jenen ersten Tagen eher einer Verhetzung und Aufreizung glich als der Aufklärungsarbeit, von der allein er sich dauernden Erfolg versprach. Bedenkt man weiter die fast fatalistische Stimmung, in der er sich die letzten Jahre über befunden hatte, so mag es wohl sein, daß ihn die neue Niederlage der Antisklavereibewegung deshalb nicht so erregte, weil er sich fast schon mit dem Gedanken abgefunden hatte, daß die Bekämpfung der Sklaverei aussichtslos geworden war.

Aus dieser Stimmung, wenn sie wirklich die Hauptursache für sein Nichteingreifen in den Tageskampf gewesen sein sollte, wurde er durch das Auftreten von Douglas in Illinois aufgerüttelt. Dieser war, durch das jähe Aufflammen der feindseligen öffentlichen Meinung sehr beunruhigt, nach seinem Heimatsstaat geeilt, um vor seinen Wählern sich selbst und sein Vorgehen zu verteidigen. Daß seine Besorgnis begründet war, dafür erhielt er gleich einen sehr deutlichen Beweis, als er auf der Durchreise in Chicago am Abhalten einer Versammlung verhindert wurde. Als dann in der ersten Oktoberwoche 1854 in Springfield die jährliche landwirtschaftliche Schau abgehalten wurde und wie immer viele Farmer und Bürger aus anderen Orten des Landes in der Hauptstadt zusammen gekommen waren, benützte Douglas die Gelegenheit, um in einer Rede seinen Standpunkt zu erklären. Nicht die Sklaverei wolle er verteidigen, sondern das Recht der weißen Bürger, ihr Verhältnis zur Sklaverei selbst zu regeln. Es war wiederum das bestechende Souveränitätsargument, vermischt mit dem demagogischen Appell an die Rassenvorurteile der Macht.

Lincolns Freunde drangen in ihn, auf diese Rede zu antworten. Er war der einzige, der es tun konnte. Seit Jahren kannten seine Mitbürger seine Stellung zur Sklaverei; er hatte manchen Prozeß für schwarze Klienten geführt, wenn andere aus Furcht für ihre politische Karriere sich gescheut hatten, für die Rechte eines Negers ein-

zutreten. Er war der einzige, der die Sache der Gerechtigkeit und der Freiheit vertreten konnte, schwieg er, dann blieben die Argumente von Douglas unwidersprochen, und der Triumph der ohnedies übermächtigen Demokraten im Staate war vielleicht für immer gesichert. Am nächsten Tag hielt Lincoln eine Rede, deren Wortlaut nicht überliefert ist, die aber einen so durchschlagenden Erfolg hatte, daß Douglas, der während derselben verschiedene Male versucht hatte, Lincoln durch herausfordernde und höhnische Zwischenrufe zu verwirren, trotz seiner Ankündigung damals keine zweite Rede mehr hielt. Dafür sprach Lincoln einige Tage darauf in dem Städtchen Peoria, und auch hier hielt es Douglas für richtiger, trotzdem er hingereist war und mit seinen Anhängern unter den Zuhörern saß, nichts zu erwidern. Er vertraute offenbar auf den politischen Einfluß seiner Parteiorganisation und schien keine Lust zu haben, sich in Debatten festzulegen.

Die Rede, die Lincoln in Peoria hielt, ist die erste von den großen Reden, die seinen Ruf als politischer Redner begründeten. Wie die übrigen war sie keine Kampfrede. Getreu seinem Wesen und seiner Überzeugung, bildeten Begründungen und Belehrungen das Hauptelement aller seiner Ausführungen.

Die Anhänger der Sklaverei von der inneren Ungerechtigkeit derselben zu überzeugen, und wenn ihm dies nicht gelingen sollte, ihre Ansprüche zurückzuweisen, soweit sie über das ihnen in der Verfassung garantierte Recht hinausgingen, das war Zweck und Inhalt all seiner öffentlichen Äußerungen. Was das erstere betraf, so kannte er kein Kompromiß, was das verfassungsmäßige Recht der Sklavenstaaten betraf, so war er stets bereit, dem Prinzip der Duldung zu folgen, das die „Väter“ aus dem Zwange der Umstände heraus gleichfalls anerkannt hatten. Was auf seine Zuhörer stets den tiefsten Eindruck machte, war, daß dieser Mann alles, was er vorbrachte, in seinem Innersten fühlte und glaubte. Die landläufige gehobene Vortragsart des populären Festredners, die auch ihm als jungen Menschen als Gipfel der Beredsamkeit erschienen sein mag, hatte er längst abgelegt. Seine Begründungen waren klar und einfach, und die Beispiele, die er wählte, um sie zu illustrieren, waren dem Leben entnommen, wie er und das einfache Volk, dem er selbst entstammte, es kannte. Nur wenn er in seinen Reden Dinge berührte, die seine

Liebe zu seinem Land, den Glauben an die Grundsätze, denen es seine Entstehung verdankte, und die Zuversicht betrafen, daß diese Grundsätze doch Wahrheiten blieben, auch wenn ihre Unterdrückung das Gegenteil zu beweisen schien, wurden seine Gedanken zu feierlichen Worten, die ihren Weg zu den Herzen einer kritischeren und an große Redner gewöhnten New Yorker Zuhörerschaft ebenso sicher fanden wie zu den Herzen seiner Nachbarn und Landsleute.

In dieser ersten Rede enthüllt uns Lincoln das, was ihm während der Jahre, in denen er dem politischen Leben ferngeblieben, beschäftigt und gequält hatte. Er erzählt seinen Zuhörern noch einmal die Geschichte des Wilmotproviso, für das er sich als Repräsentant in Washington eingesetzt hatte und dessen Schicksal wir kennen. An der Gleichgültigkeit gegenüber dem Prinzip, dessen Ausfluß die menschliche Sklaverei sei, wäre es, meinte Lincoln, damals gescheitert, und diese Gleichgültigkeit haßt er. „Ich hasse sie, weil sie unserer Republik den Einfluß für das Recht nimmt, das ihr Beispiel haben sollte. Weil sie den Feinden einer freiheitlichen Verfassung scheinbar die Berechtigung gibt, uns als Heuchler zu erklären, und weil sie den wahren Freunden der Freiheit Grund gibt, an unserer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Und vor allem hasse ich sie, weil sie so viele treffliche Männer unter uns zwingt, gegen die Grundlagen der bürgerlichen Freiheit anzukämpfen und unsere Unabhängigkeitserklärung zu bemängeln, und sie schließlich dahin bringt zu behaupten, daß Selbstsucht der einzige wahre Beweggrund zur Tat ist.“ In diesen Sätzen haben wir schon den ganzen Lincoln: Seine Liebe zu seinem Vaterland, seinen unumstößlichen Glauben an die Wahrheiten seiner Staatsgrundlage und daher an die Sendung Amerikas und seinen Haß gegen die Einrichtung, die aus sonst ehrenhaften Männern, auch im Süden, unbewußt Feinde und Verräter des wahren Amerikanismus machte. Ihnen dies zum Bewußtsein zu bringen, ihnen seinen Glauben und seinen Stolz zu geben, das ist neben dem Entschluß, die Einheit des Landes zu erhalten, die Triebfeder all seines Denkens und Tuns. Sein Kampf gilt dem Prinzip und nicht den Menschen, und so sind seine Reden, sogar während des Bürgerkrieges, immer an alle Amerikaner gerichtet. Und das ist der Grund, warum heute auch der Südländer beim Lesen von Lincolns während des Bürgerkrieges gehaltenen Reden dieselbe seelische Erhebung

empfindet wie der Nordländer, dessen Vorfahren sie ein Antrieb waren, durch Besiegung des Südens die Einheit des Landes zu retten.

Außerdem ist diese erste Rede ein Beispiel für die klare und logische Art, wie Lincoln, von seinem sicheren Gefühl geführt, auch rein verstandesmäßig die scheinbare Logik in den Forderungen der Gegner widerlegte. Eines der beliebtesten Argumente demokratischer Politiker war, wie wir bereits gesehen haben, daß Eigentum immer Eigentum bleibe und daß, wie Lincoln sich ausdrückte, „wenn man mir erlaubt, mein Schwein nach Nebraska mitzunehmen", man dem anderen nicht verbieten könne, seinen Sklaven dahin mitzubringen. Wenn nun wirklich kein Unterschied zwischen Schweinen und Sklaven besteht, warum haben dann, fragt Lincoln, die „Väter" die Todesstrafe für Sklavenjäger verfügt, die versuchen sollten, wilde afrikanische Schwarze noch nach 1820 einzuführen? Niemand wäre doch je auf den Gedanken gekommen, auf den Fang von wilden Schweinen die Todesstrafe zu setzen. Und woher komme es, daß der Sklavenhändler auch im Süden ein verachteter Stand sei, ein Mann, dem der Sklavenhalter nicht die Hand gibt und mit dessen Kindern zu spielen er seinen Kindern nicht erlaubt, während er nichts dagegen hat, wenn sie mit den kleinen Sklavenkindern seiner Plantage herumtollen. Auch ließe man doch Pferde und Rinder nicht massenweise herrenlos herumlaufen, wie dies bei den vielen Negern im Norden der Fall wäre. Diese freien Schwarzen, Kinder oder Enkel von Sklaven, verdankten doch ihre Freiheit nur der Tatsache, daß ihre Besitzer ein unbestimmtes Etwas dazu getrieben habe, den armen Schwarzen ihre natürlichen Menschenrechte zurückzugeben. Hier lag wirklich der Kern des ganzen Problems, das „Höhere Gesetz", angesichts dessen sich die Geister scheiden mußten. War der Sklave eben kein Ding sondern ein Mensch, dann gab es keine Antwort auf Lincolns Argument, daß die Sklaverei dem „leitenden Grundsatz des amerikanischen Republikanismus" widerspreche, dem Grundsatz, daß „kein Mensch so erhaben ist, daß er daraus das Recht ableiten könnte, über andere ohne deren Zustimmung zu befehlen."

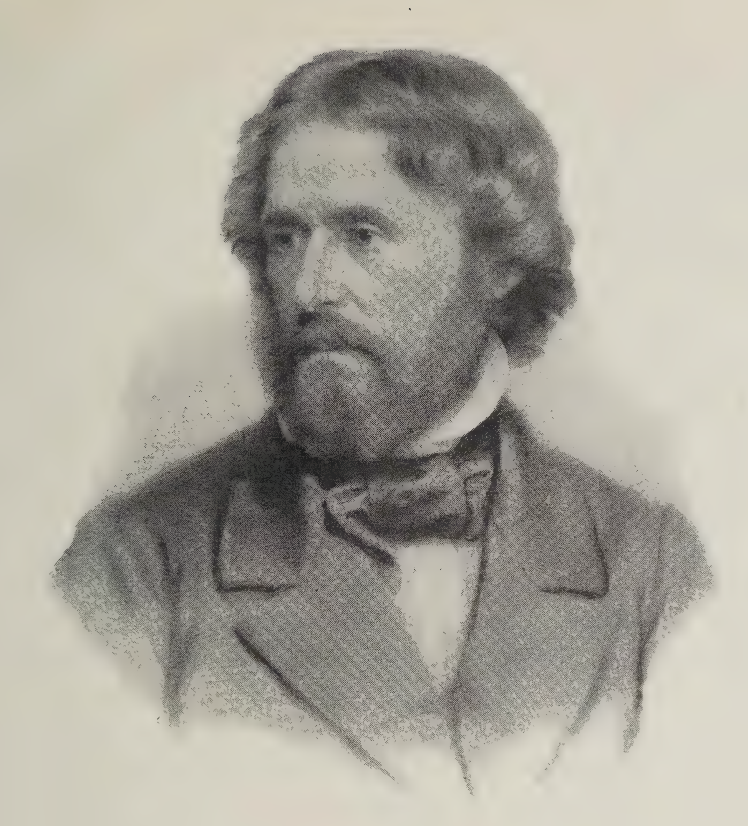
Lincoln hatte noch im selben Jahre Gelegenheit zu beweisen, daß ihm das Prinzip, für das er focht, über alles ging. Jener Shields, dem Lincoln seinerzeit den Streich mit dem Witwenbrief gespielt hatte, hatte es Dank seiner Rührigkeit innerhalb der demokratischen Partei

zum Senator in Washington gebracht. Seine Amtsdauer war abgelaufen, und das Abgeordnetenhaus von Illinois mußte seinen Nachfolger ernennen. Lincolns politischer Ehrgeiz war neu erwacht und er beschloß, als Kandidat für die Senatorenwürde aufzutreten. Der Teil der Demokraten, der mit dem sklavenfreundlichen Verhalten von Douglas nicht einverstanden war und in dem zur Wiederwahl aufgestellten Shields mit Recht nur eine Kreatur des Parteiführers sah, stellte als Kandidaten einen Anwalt namens Lyman Trumbull auf. So kam es, daß die Sklavereigegner zwei Kandidaten aufgestellt hatten, und es bestand die Gefahr, daß die Douglasleute den Vorteil dieser Zersplitterung haben würden, besonders da Shields seine Kandidatur zurückgezogen hatte und ein weniger kompromittierter Mann, ein gewisser Matteson, an seine Stelle getreten war. Um dies zu verhindern, bat Lincoln seine Freunde in der Kammer, für Trumbull zu stimmen, der zwar auch Demokrat war, aber von dem man überzeugt sein konnte, daß er in bezug auf die Sklavereifrage nicht mit Douglas gehen würde.

Im Herbst des Jahres 1856 waren wieder Präsidentschaftswahlen fällig, und es galt, den Demokraten, die sich unter der Führung von Douglas im Norden, wenn vielleicht nicht der Tendenz, so doch dem praktischen Erfolg nach, zur reinen Sklavereipartei entwickelt hatten, einen Kandidaten entgegenzustellen, der eine festgefügte Partei hinter sich hatte. So entstanden in allen Nordstaaten lokale Organisationen von Männern, die sich „Republikaner" nannten, Vertreter der Grundsätze der Republik, die mit den entsprechenden Organisationen untereinander Fühlung nahmen. In Illinois war die Partei auf einer Delegiertenversammlung am 29. Mai 1856 ins Leben getreten. Das Programm der Republikaner richtete sich direkt gegen das Kansas-Nebraska-Gesetz. Es erklärte das Recht des Kongresses, die Territorien der Sklaverei zu erschließen, als im Widerspruch zu der Verfassung, der Absicht der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung und der bisher unbestrittenen Tradition des Landes. Wie um dieser „Rückkehr zur Unabhängigkeitserklärung", wie Lincoln sie schon selbst verlangt hatte, die Weihe zu geben, trat der erste Wahlkonvent der neuen Partei in Philadelphia zusammen, der Stadt, in der die „Väter" das Grundgesetz der Nation verkündet hatten. Zum Kandidaten wurde ein Mann gewählt, dessen Name geeignet

schien, das Volk zu begeistern. John Fremont war seinerzeit mit einigen entschlossenen Freunden durch den Westen nach Kalifornia vorgedrungen, und noch bevor das Land von Mexiko gewonnen wurde, war es in Wirklichkeit dem nordamerikanischen Volk gesichert. So war er dem Land Verkörperung jenes selbstverständlichen Glaubens an die Schicksalsaufgabe des amerikanischen Volkes, an seine „*manifest destiny*", seine „offenbare Bestimmung", sich über den Kontinent auszubreiten und ihn zu beherrschen. Fremont, der „Pfadfinder" des amerikanischen Schicksals, mußte in allen Amerikanern nationale Gefühle wecken. Und dieses nationale Gefühl begann ein Faktor zu werden, den man in einem Kampfe, in dem es immer deutlicher um die Erhaltung der Einheit der Nation ging, für sich gewinnen mußte.

Freilich nicht in seiner nationalistischen Spielart, mit der damals gleichfalls ein Versuch gemacht wurde. Ein Teil der alten Whigs glaubte nämlich, getreu der Kompromißtradition der Partei, die Spaltung im Lande dadurch überbrücken zu können, daß er gegen die „Ausländer", die Neueingewanderten, Stimmung machte und eine „Amerikanische Partei" gründete. Lincoln, der übrigens nicht Delegierter in Philadelphia gewesen war, aber bei der Wahl für den Vizepräsidentschaftsposten die zweitgrößte Anzahl Stimmen bekam, hat sich in den Reden, die er in dieser Wahlkampagne hielt, auch gegen diese „Amerikaner" gewandt. Bei einem Mann von seinem angeborenen und gefühlsmäßigen Freiheitssinn war es selbstverständlich, daß er die Absicht, Ausnahmegesetze gegen Ausländer zu erlassen, als dem Geiste des echten Amerikanismus ebenso zuwider erklärte wie Schwarze in Sklaverei zu halten. Immerhin brachte es die Amerikapartei auf über 800000 Stimmen, die genügt hätten, dem republikanischen Kandidaten zum Siege zu verhelfen, und die dem schlauen Politiker Douglas für seine späteren Wahlkämpfe den Wink gaben, diese nationalistische Stimmung für sich auszunützen. Das gab Lincoln später Gelegenheit, die „Douglassche Version der Unabhängigkeitserklärung" anzugreifen, die darauf hinausliefe, die allgemein menschlichen Rechtsforderungen jenes Manifests der Kolonien in die Forderung umzufälschen, „daß alle Kolonisten die gleiche Freiheit und die gleichen Rechte haben müßten wie die übrigen englischen Untertanen".



John Charles Fremont

Der Wahlkampf dieses Jahres endete mit dem Sieg des demokratischen Kandidaten James Buchanan. Aber die Sklavereipartei wußte nun, daß sie einen geeinten und organisierten Teil des Volkes gegen sich hatte (fast 1350000 Wähler von einer Gesamtzahl von nicht viel über vier Millionen), der entschlossen war, dem Vordringen der Sklaverei mit allen gesetzlichen Mitteln Widerstand zu leisten. Um so rücksichtsloser ging sie nun vor. In Kansas kam es zu neuen Ausschreitungen. Kein Mann, der dort öffentlich gegen die Sklaverei auftrat, war seines Lebens sicher. Bei den Wahlen für die Delegierten, die eine Staatsverfassung entwerfen sollten, verhinderten bewaffnete Banden aus dem benachbarten Sklavenstaat Missouri die Sklavereigegner am wählen, während unter ihrem Schutz die Sklavereifreunde zwei oder noch mehr Stimmzettel abgaben.

Die auf diese Weise gewählten Delegierten traten in dem Ort Lecompton zum Staatskongreß zusammen, und die Verfassung, die sie aufstellten, gab selbstverständlich Kansas der Sklaverei frei. Die vergewaltigten Einwohner wählten einen zweiten Kongreß, der in Topeka tagte und eine sklavenfreie Verfassung annahm. Buchanan ließ durch Reguläre diesen Kongreß ausheben und weitere Sitzungen verhindern. So sah in Wirklichkeit die „Volkssouveränität" aus, die Douglas durch sein Kansasgesetz dem Lande hatte schenken wollen. Die Gefolgschaft, deren sich die Vornehmen im Süden bedienten, um ihren politischen Terror, nicht nur in Kansas, auszuüben, setzte sich aus den minderwertigsten Elementen der weißen Bevölkerung zusammen, deren Existenz übrigens eine Folge der Sklaverei war, die einen Mittelstand eben nicht aufkommen ließ und „arme Weiße" geradezu züchtete. Das einzige Selbstbewußtsein dieser Klasse von Menschen bestand darin, daß sie sich als Weiße besser als die Schwarzen dünkten. Der Gedanke, daß ihnen die Antisklavereibewegung auch noch dieses Letzte nehmen könnte, erklärt ihren Haß und ihre Wut, die sie zum willigen Werkzeug ihrer eigenen Herrenklasse machte.

Die Erregung über das von der demokratischen Regierung beschützte Vorgehen des Mobs in Kansas war im Norden ungeheuer. Aber auch in Washington hatten die politischen Gegensätze mittlerweile gefährliche Formen angenommen. Es ist doch immerhin ungewöhnlich, wenn ein Abgeordneter, der zu einer Parlamentssitzung geht, sich einen Revolver unterschnallt und ein Jagdmesser einsteckt, wie dies Carl Schurz von einem Mitglied des Repräsentantenhauses, Potter aus Wisconsin, erzählt, und wenn sogar im Senat ein Mitglied dieses hohen Hauses es für nötig hält, zwei geladene Reiterpistolen auf sein Pult zu legen. Aber ein Vorfall beweist, daß diese Vorsichtsmaßregel des Senators Wade von Ohio nicht ganz unangebracht war. Sumner hatte im Senat eine Rede gehalten, die sich gegen „das Verbrechen wider Kansas" richtete und in der er mit einem Senator aus Südkarolina wenig glimpflich umsprang. Einige Tage darauf erschien am Schluß einer Sitzung ein Neffe jenes Senators und Mitglied des Repräsentantenhauses für Südkarolina, Preston Brooks, und schlug mit seinem Stock dem auf seinem Platze sitzenden Sumner mit solcher Gewalt über den Kopf, daß der Stock

zerbrach und der fünfundvierzigjährige Sumner sein Leben lang teilweise gelähmt blieb. Brooks wurde für diese Tat im Süden wie ein Held gefeiert, und die Studenten der Staatsuniversität von Virginia beschenkten ihn mit einem „Ehrenstock“ mit goldenem Knauf. Duellforderungen von Südstaatlern an „feige Nordländer“ — feig, weil sie nicht auf jede rednerische Anrempelung mit einer Forderung reagierten — waren an der Tagesordnung. Das gab dann manchmal dem Norden doch Gelegenheit, sich über die „Kavaliere“ aus dem Süden lustig zu machen. So, wenn Potter einmal als Waffen lange Jagdmesser wählte, oder wenn jenem Stockattentäter Brooks zugemutet wurde, über den Niagarafluß hinüber Gewehrschüsse mit seinem nördlichen Gegner zu wechseln, bis einer von beiden liegen blieb. Jagdmesser sowohl wie Feuergefecht über einen Fluß weg wurden selbstverständlich als „unkavaliermäßig“ abgelehnt, und im Norden lachte man dann über die Abfuhr der Duellhelden.

In den Debatten wurde die Sprache der Südstaatler immer herausfordernder und häuften sich die Drohungen mit dem Austritt aus der Union immer mehr. Im Senat war es Buchanan gelungen, die Anerkennung der Lecomptonverfassung für Kansas zur Annahme zu bringen, und hätte das Repräsentantenhaus auch zugestimmt, wäre Kansas als Sklavenstaat in die Union aufgenommen worden. Hier bekam die Vorlage aber nicht die Mehrheit. Da versuchte die Sklavenpartei ein neues Manöver. Sie beantragte eine Volksabstimmung in Kansas für oder gegen die Sklaverei und scheute nicht davor zurück, das, was sie durch Gewalt nicht erreichen konnte, durch Bestechung zu versuchen. Die Unionsregierung besaß im Territorium Kansas große Ländereien, die sie dem jungen Staat als Eigentum zu überlassen versprach, falls er eine sklavenfreundliche Verfassung annehmen würde. Nun zeigte es sich erst recht, daß die Bevölkerung von Kansas seinerzeit vergewaltigt worden war. In freier Wahl und trotz der in Aussicht gestellten Belohnung entschied sich Kansas mit großer Mehrheit gegen die Sklaverei. Die Art, wie Buchanan hier vorgegangen war, scheint sogar Douglas zuviel geworden zu sein. Er wandte sich im Senat gegen den Bestechungsversuch der Regierung. Möglich ist wohl auch, daß er dabei an seine Wähler in Illinois dachte, da seine Wiederwahl in den Senat in kurzer Zeit bevorstand.

Bevor es aber zu dieser Wahl kam, erlitt die Sache der Sklavereigegner einen neuen schweren Schlag. Der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten, der Areopag auf Lebenszeit gewählter höchster Richter, der die Reinheit der Verfassung zu hüten hatte, traf eine Entscheidung, welche das ganze Programm, auf dem die republikanische Partei aufgebaut war, zu einem verfassungswidrigen stempelte. Diese allerdings nicht mit Stimmenmehrheit gefällte Entscheidung erklärte, daß „weder der Kongreß noch das Parlament irgendeines Territoriums" nach der Verfassung das Recht habe, die Sklaverei aus seinem Territorium auszuschließen. Der besondere Fall, der Anlaß zu dieser Entscheidung gab, war der eines Sklaven namens Dred Scott, dessen Besitzer nach einem der nordwestlichen Territorien ausgewandert war und ihn mitgenommen hatte. Unbestrittenes Recht war es, daß ein Sklavenhalter, der in einen Staat, in welchem die Sklaverei verboten war, einwanderte, damit den Schwarzen, die er etwa mitbrachte, die Freiheit geben mußte, beziehungsweise, daß diese die Freiheit automatisch erlangten. Nach der bisherigen Rechtsauffassung galten aber die nordwestlichen Territorien als sklavenfreies Gebiet. Dred Scott hatte für sich und seine Familie vor Gericht auf Feststellung seines Status als Freier geklagt. Die Entscheidung, die gegen ihn gefallen war, hatte prinzipielle Bedeutung. Durch sie war die Möglichkeit gegeben, durch Einwanderung von Sklavenhaltern in jedem Territorium die Bedingungen zu schaffen, die der Bildung eines Sklavenstaates vorauszugehen pflegten.

Im Norden war man nicht übel geneigt, diese Entscheidung der obersten gerichtlichen Behörde des Landes nicht anzunehmen und sich dem gesetzmäßigen Wiedereinfang solch flüchtiger Sklaven durch Regierungsbeamte mit Gewalt zu widersetzen. Lincoln, der sich in dieser ganzen Zeit mit dem organisatorischen Aufbau der Partei in Illinois, mit Aufklärungsarbeit durch Briefe und Versammlungsreden beschäftigte, hat sich auch hier gegen jede Gewaltanwendung ausgesprochen. Er hielt damals in Springfield eine Rede, in der er die Entscheidung als vorläufig zu Recht bestehend annahm, aber deutlich der Hoffnung Ausdruck gab, daß das Gericht seine Ansicht revidieren werde. Dann aber wandte er sich mit Schärfe gegen die Verschiebung der Diskussionsbasis, wie Douglas und seine Anhänger

sie beliebten und die auf die Aufhetzung der Rasseninstinkte hinausging. „Ich protestiere gegen die verlogene Logik, die aus der Tatsache, daß ich ein Negerweib nicht zur Sklavin haben will, den Schluß zieht, daß ich sie zur Frau nehmen möchte. Ich brauche beides nicht zu wollen. Ich kann sie einfach in Ruhe lassen. Selbstverständlich ist sie in mancher Beziehung nicht meinesgleichen. Aber in ihrem natürlichen Recht, ihr mit ihrer Hände Arbeit verdientes Brot zu essen, ohne irgend jemand um seine Erlaubnis hierzu zu fragen, in diesem Recht ist sie mir gleich und allen anderen Menschen gleich". Und er verfolgt diesen Gedanken zu seinem realistischen Ende. Wäre die Entscheidung im Falle des Sklaven Scott anders ausgefallen, so wären er, seine Frau und seine zwei Töchter frei geworden. Dann, sagt Lincoln, wäre die Möglichkeit, das Blut dieser Töchter mit weißem Blut zu mischen, immerhin noch von dem freien Willen dieser schwarzen Mädchen abhängig geblieben. „So aber bleiben sie dem erzwungenen Konkubinat ihrer Herren preisgegeben und werden vielleicht gegen ihren Willen Mütter von Mulatten, verbleiben so in dem Zustand, der Neunzehntel aller unserer Mulatten auf dem Gewissen hat und durch den das Blut der Nation mit dem der Schwarzen ständig vermischt wird".

Mit dieser Rede trat Lincoln endgültig in die politische Arena wieder ein, um sie nicht zu verlassen, bis er seinen Gegner Douglas aus dem Felde geschlagen hatte.

## KAMPF MIT DOUGLAS UND PRÄSIDENTSCHAFTSWAHL

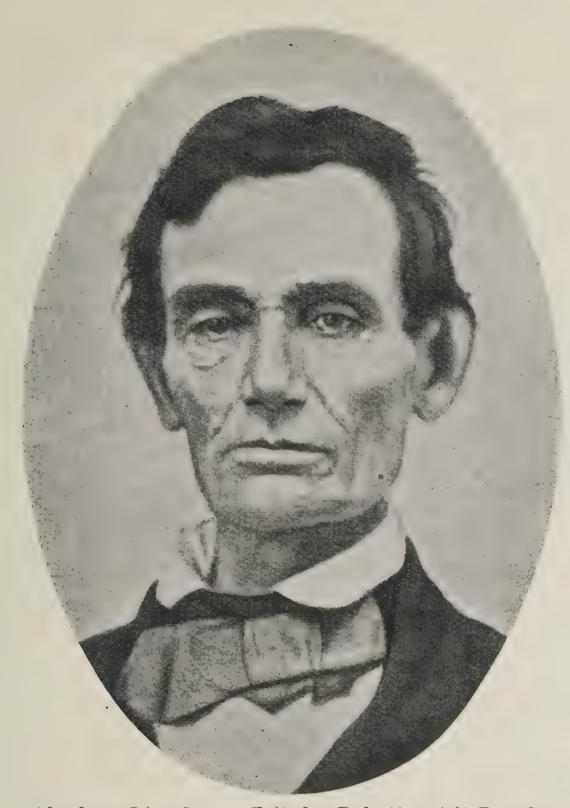
Genau ein Jahr nach der eben erwähnten Rede, im Juni 1858, trat in Illinois der Staatskonvent der dortigen Republikaner zusammen und wählte Abraham Lincoln einstimmig zum Kandidaten für den Senatssitz, den bisher Douglas innegehabt hatte. Jetzt also war der Augenblick gekommen, wo der Führer der Demokraten und politische Herrscher von Illinois seine politische Existenz zu verteidigen hatte.

Fast wäre er dieses Mal noch um den Kampf herumgekommen. Die Führer der republikanischen Partei in Washington rieten von einer Gegenkandidatur gegen Douglas ab. Diese Herren, gewiegte Parlamentarier und große Taktiker, sahen in dem Auftreten von

Douglas gegen den Präsidenten in der Lecompton-Verfassungsfrage die Möglichkeit einer Spaltung der demokratischen Partei zum Vorteil der Republikaner. Aber die Republikaner in Illinois verstanden nichts von Taktik oder wollten jedenfalls nichts davon verstehen. Und so kam es, daß Douglas, der Mann, der durch das von ihm geschaffene Gesetz den auf dem Missouri-Kompromiß gestützten Frieden der Nation gestört hatte, vor den Augen der ganzen Nation in einem berühmt gewordenen Wahlkampf sich und seine Sache gegen einen Mann verteidigen mußte, von dessen bescheidener Existenz die Nation als solche bisher überhaupt noch keine Notiz genommen hatte.

Noch war Douglas nicht in Illinois angekommen, da hielt Lincoln am Tage nach seiner Aufstellung als Kandidat, am 17. Juni 1858, seine erste große Rede, in welcher der Satz vorkam: „Ein Haus, das in sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen." Und diesem Spruch aus der Schrift fügt er die Nutzanwendung auf das Haus seines Volkes bei: „Es ist meine feste Überzeugung, daß die Nation nicht auf ewig halb als Sklavennation, halb als freie fortbestehen kann. Ich glaube nicht, daß die Union sich auflösen wird; ich glaube nicht, daß das Haus einfallen wird, — aber ich glaube, daß es aufhören wird, uneins zu sein. Es wird entweder ganz das eine oder ganz das andere werden. Entweder werden die Gegner der Sklaverei ihre weitere Ausbreitung aufhalten und sie da festlegen, wo die öffentliche Meinung zur Ruhe kommen kann, in der Gewißheit, daß sie auf dem Wege ist, im Laufe der Zeiten ganz zu verschwinden. Oder aber ihre Verteidiger werden sie vordrängen, bis sie gesetzliche Anerkennung in allen Staaten finden wird, in den alten sowohl als in den neuen, im Norden sowohl als im Süden."

Douglas glaubte, seinen Gegner gleich durch diese erste Äußerung fassen und in der öffentlichen Meinung erledigen zu können. Also Lincoln wollte den Kampf, wollte die Zwietracht, wollte die Trennung, oder aber er wollte die Sklaverei abschaffen und „das Haus eins machen" gegen den Willen eines Teiles seiner Bewohner. Lincoln blieb die Antwort nicht schuldig. Ob der gelehrte Richter (Douglas war, wie wir wissen, Richter des Obersten Staatsgerichtes von Illinois gewesen) den Unterschied nicht kenne zwischen Absicht und Erwartung. Er, Lincoln, erwarte zu sterben, aber er beabsichtige nicht zu sterben.



Abraham Lincoln zur Zeit der Debatten mit Douglas

Was aber beabsichtigte er wirklich in bezug auf die Sklaverei, die das Land uneins machte? Immer wieder hat er es in seinen Reden gesagt. Er will die Sklaverei dahin zurückbringen, wo die „Väter“ sie gelassen haben: eine lokale Einrichtung einzelner Bundesstaaten, die geduldet wurde, deren allmähliches Verschwinden erwartet wurde, und deren Verbreitung die Nation sich von jeher widersetzt hatte, und zwar damals auch die Führer des Südens, wie Washington, Jefferson und Madison, obwohl sie selbst Sklaven hatten.

Die ersten Sommermonate ging dieser Redekampf hin und her. Hatte Lincoln an einem Orte gesprochen, so antwortete ihm Douglas an einem andern. Dabei kam es dem letztern auf falsches Zitieren nicht an. Lincoln, den die Verdrehungen seiner Aussprüche durch Douglas zu ärgern anfingen, forderte den Gegner nunmehr schrift-

lich dazu auf, mit ihm zusammen auf demselben Podium, vor derselben Versammlung an mehreren Orten öffentliche Disputationen abzuhalten. Nach anfänglichem Weigern ging Douglas auch darauf ein, aus Angst, daß ihm das Ausschlagen dieser Forderung zu einem Rededuell als Eingeständnis seiner Unterlegenheit gedeutet werden könnte. So kam es zu den berühmten sieben Debatten zwischen Lincoln und dem „kleinen Riesen". Lincoln stand damals in seinem neunundvierzigsten Lebensjahr. Äußerlich hatte sich wenig an ihm geändert. Sein immer schon farbloses Gesicht war vielleicht noch blässer, durch das frühe Ringen um eine Existenz, Enttäuschungen und innere Kämpfe noch stärker gezeichnet worden. Schurz, der gelegentlich einer solchen Debatte Lincoln zum erstenmal sah, war, wie er sagt, „doch etwas überrascht". Seine Schilderung ist ursprünglich und plastisch, und man gibt sie um so lieber wieder, als auch er, genau wie später in New York der damals noch junge Joseph Choate, über das freundlich-ernste Gesicht mit den traurigen und dann wieder schalkhaft aufleuchtenden Augen das übrige Äußere sogleich vergaß. Auf dem Kopf, der sowieso alle Umstehenden in Schulterhöhe überragte, trug er einen etwas zerknitterten Zylinderhut. Die hagere, ungeschlachte Gestalt steckte in einem schwarzen schon etwas schäbigen Gehrock, dessen Ärmel länger hätten sein können. Auch seine schwarzen faltigen Hosen ließen die groben Stiefel in ihrer ganzen Größe sehen. Über dem linken Arm trug er eine graue Decke, die ihm auch als Umwurf diente, und in der Hand den berühmten bauschigen baumwollenen Regenschirm. Den „etwas zerknitterten" Zylinderhut liebte Lincoln ganz besonders, und selbst als Präsident konnte er sich nie dazu entschließen, ihn abzulegen noch die Gewohnheit aufzugeben, in das innere Band Notizblätter und wichtige Papiere zu stecken. Im übrigen machte sich Lincoln über seine „eindrucksvolle" Häßlichkeit nicht selten lustig. So erzählte er, er sei auf einer seiner Wahlreisen im Eisenbahnwaggon von einem Fremden folgendermaßen angesprochen worden: „Entschuldigen Sie, bitte, aber ich besitze einen Gegenstand, der Ihnen gehört". „Wie ist das möglich?" fragte Lincoln nicht wenig erstaunt. Da zog der Fremde ein Taschenmesser aus seiner Tasche und sagte: „Dieses Messer haben mir einige Freunde vor ein paar Jahren unter der Bedingung geschenkt, daß, wenn ich einen Mann

finden würde, der noch häßlicher ist als ich, ich es ihm abzutreten hätte. Ich habe es seit jener Zeit bei mir getragen, und Sie gestatten mir doch zu bemerken, daß ich glaube, daß Sie begründetes Anrecht auf dessen Besitz haben."

Zu den Debatten strömte aus der Umgebung das Landvolk oft mit Frau und Kind und die Anhänger der beiden Gegner aus den naheliegenden Städten. Und auf dem Podium standen sich Lincoln und Douglas gegenüber, dieser erregt, gereizt, oft mit der Uhr in der Hand, damit jener nur ja nicht eine Minute länger spreche; jener ruhig, eindringlich, nur mit wenigen ungeschickten Bewegungen seiner viel zu langen Arme, manchmal leicht ironisch und nur dann scharf werdend, wenn er von der Gewohnheit des Demokratenführers sprach, statt sich deutlich zu erklären, die Erklärung, die man seinen Worten und seiner Politik notwendig zugrunde legen mußte, als Lügen zu bezeichnen. Einmal hatte Douglas ihm vorgeworfen, daß er im Süden des Staates anders spreche als im Norden. Lincoln wies die Unterstellung zurück, die jetzt am besten dadurch widerlegt wurde, daß sie beide vor demselben Publikum, also vor denselben Zeugen sprachen. Zum Unterschied von Douglas verläßt Lincoln seine Ruhe nicht, und unerbittlich verfolgt er immer und immer wieder seinen Gedankengang, der von dem Geist und der Absicht der „Väter" ausgeht. An dem Satz, daß „alle Menschen frei und gleich geschaffen sind", läßt er nicht rütteln. Verläßt man diese Grundlage im Falle „minderwertiger" Neger, so ist der nächste Schritt, sie auch für „minderwertige Weiße" nicht gelten zu lassen, wie es die Anhänger der „Amerikanischen Partei", die sogenannten Know-Nothings, wollten. Das hatte er schon gelegentlich einmal seinem alten Freund Speed geschrieben, der jetzt auf einer Farm in Kentucky saß und selbst Sklaven hatte: „Ich finde, daß unser Fortschritt zum Verfall ziemlich schnell vor sich geht. Als Nation traten wir ins Leben mit der Erklärung, daß alle Menschen gleich geschaffen sind. Jetzt lesen wir den Satz so: Alle Menschen sind gleich geschaffen mit Ausnahme der Neger. Wenn die Know-Nothings ans Ruder kommen, wird es heißen: alle Menschen sind gleich geschaffen außer Negern, Ausländern und Katholiken. Wenn es so weit ist, werde ich irgendwohin auswandern, wo man nicht vorgibt, die Freiheit zu lieben, z. B. nach Rußland, wo man den Despotismus un-

verfälscht genießen kann, ohne die gemeine Zugabe der Heuchelei.“ Die Herrenmenschen, meint Lincoln, sagen immer, daß ihnen an der Herrschaft gar nichts liegt, daß sie diese Aufgabe nur auf sich nehmen, weil das Volk besser daran sei, wenn es beherrscht werde. Dies Argument der Könige ist dem Republikaner Lincoln auch dann zuwider, wenn er es aus dem Munde des Vertreters einer „wertvollen Rasse“ in bezug auf eine „minderwertige“ hört. Und so geht Lincoln in all seinen Reden der Sklaverei vom Standpunkt des „höheren Rechts“ aus zu Leibe.

Doch ihm liegt nicht nur an dem Sieg des Prinzips allein, er will den Verkünder des Gegenprinzips unschädlich machen. Denn Douglas hat großen Einfluß auf die öffentliche Meinung, und „im Bunde mit der öffentlichen Meinung kann nichts mißglücken, ohne sie nichts gelingen“. Er will diesen Douglas festlegen vor der ganzen Nation, daß ihn entweder der Süden ablehnen wird oder der Norden, wenn er sich in zwei Jahren der Nation als Kandidat für die Präsidentschaft vorstellen wird. Und so stellt er ihm eine verfängliche Frage. Er will von ihm wissen, ob nach seiner, Douglas', Meinung, trotz der Dred-Scott-Entscheidung des Obersten Bundesgerichts, die Bewohner eines Territoriums die Einführung der Sklaverei verhindern können, wenn sie wollen. Sagt er nein, dann ist seine ganze Volkssouveränitätstheorie blamiert und außerdem die Tatsache klar erwiesen, daß die Ausbreitung der Sklaverei nicht mehr zu verhindern ist. Das macht ihn im Norden, selbst bei den meisten Demokraten, unmöglich. Sagt er ja, dann kann er nie Präsident werden, denn dann wird er nie die Stimmen des Südstaatenblocks bekommen.

Douglas muß antworten. Er findet einen Ausweg, der eigentlich auch dem Unparteiischen und Unbeteiligten, der seine Antwort heute liest, die Unhaltbarkeit, um nicht zu sagen: die Unehrlichkeit, seines Standpunktes zeigt. Die Einwohner eines solchen Territoriums, meint er, könnten ja die Durchführung der Sklaverei durch „unfreundliche Gesetze“, also durch Verweigerung des Polizeischutzes oder des Eigentumsschutzes oder etwa durch hohe Kopfsteuer verhindern. Das war die Antwort eines politischen Taktikers, der sich in seiner eigenen Schlauheit gefangen hatte. Unbarmherzig stellt Lincoln die Inkonsequenz des Gegners bloß, der erst für die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der höchsten Gerichtsentschei-

dung eintritt und dann Maßnahmen empfiehlt, um diese Entscheidung unwirksam zu machen. Und er weist darauf hin, daß dies auch gar keinen Erfolg haben würde. Denn selbst für den Fall, daß ein Territorium solch „unfreundliche“ Gesetze und Verordnungen erließe, würden dieselben sofort von dem Obersten Gericht auf Grund seiner Entscheidung als verfassungswidrig und ungültig erklärt werden.

Douglas hatte sich durch seine Antwort selbst das Urteil gesprochen. Und so kam es, dass Lincoln auch in der Taktik gegenüber seinen ängstlichen Freunden Recht behielt, die vorausgesagt hatten, daß Douglas schon irgend eine geschickte Antwort auf die Frage finden und seine Stellung in Illinois dadurch retten würde. Des Senators Freunde mochte die Antwort wirklich befriedigt haben, für den Süden war er nunmehr erledigt. Dort würde man ihm den Rat, „unfreundliche Gesetze“ gegen die Sklaverei aufzustellen, nicht verzeihen. Was die republikanischen Politiker im Osten gewollt hatten, die Spaltung der demokratischen Partei, war durch die Gegenkandidatur Lincolns und seinen Wahlkampf nicht nur nicht verhindert, sondern nur um so sicherer erreicht worden. In Illinois blieb Douglas noch einmal technisch Sieger. Bei den Herbstwahlen zum Abgeordnetenhaus in Springfield, dem die Senatorenwahl obliegt, erhielten die Republikaner zwar zum ersten Male eine Mehrheit, aber da im Parlament noch viele demokratische Abgeordnete saßen, deren Mandate noch nicht abgelaufen waren, die also nicht zur Wiederwahl standen, erhielt Douglas die Mehrheit der Stimmen.

So kehrte er als Senator nach Washington zurück, scheinbar Sieger. Lincoln war doch enttäuscht. Charakteristisch ist es, wie er diese Enttäuschung einem Freunde gegenüber ausdrückte, der ihn nach seiner Stimmung fragte. Er habe, sagte er, ein bißchen das Gefühl wie ein Bub, der sich die große Zehe angestoßen hat, und dem es zu weh tut, um darüber zu lachen, der aber doch zu erwachsen ist, um darüber zu weinen. Er konnte sich übrigens damit trösten, daß das Volk, das den Redekampf mit angehört und angesehen hatte, das deutliche Gefühl hatte, daß Douglas schlecht dabei abgeschnitten und Lincoln nur „nach Punkten“ besiegt worden war. Auch brach der Kampf nach dieser Entscheidung nicht ab. Douglas, der über seinen Sieg ähnlich fühlen mochte, schrieb Artikel und hielt

Reden im Süden, bei denen er seine schwindende Volkstümlichkeit in diesem Teil der Union u. a. durch den Ausspruch zu retten suchte, daß er „bei einem Streit zwischen Krokodilen und Negern für die Neger, aber bei einem Streit zwischen Negern und Weißen für die Weißen sei".

Auch Lincoln blieb nicht müßig. Jede Rede von Douglas fand in einer Rede Lincolns ihr Echo; jetzt nicht nur in Illinois, sondern auch in anderen Weststaaten. Auch in Kansas sprach er unter großem Zulauf der begeisterten Einwohner. Die Worte von Krokodilen, Negern und Weißen griff er auf. Das Bild stimme nicht. Man könne dem Neger Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne den Weißen damit Unrecht zu tun. In Wirklichkeit geschehe aber den Weißen ein großes Unrecht, die sich dort nicht hocharbeiten könnten, wo Sklavenarbeit herrscht. Dabei kommt in allen diesen im Westen gehaltenen Reden neben dem tiefen Ernst und der Eindringlichkeit, mit der Lincoln die Sache des Rechts verfocht, doch immer wieder jener Humor zum Durchbruch, den er weder unterdrücken konnte noch wollte. So, wenn er sich über die Behauptung des um die Gunst des Südens buhlenden Demokratenführers lustig macht, daß unser Herrgott es eben so gewollt habe, daß an einem Ufer des Ohio die Sklaverei gut und erlaubt, auf dem anderen aber schlecht und unerlaubt sei. Oder wenn er, von der Grenze von Kentucky sprechend, die guten Kentuckier fragt, wovor sie sich eigentlich im Falle eines Sieges der Republikaner fürchten. „Was wir vorhaben? Wir haben vor, auch weiterhin immer daran zu denken, daß ihr ebenso brave Leute seid wie wir; daß kein Unterschied zwischen uns ist außer in unseren äußeren Lebensverhältnissen; daß ihr ebenso gutherzig seid wie wir selbst oder wie irgendwelche andere Menschen und daß wir euch dementsprechend immer behandeln werden, und daß wir endlich eure Töchter heiraten werden, sooft wir dazu Gelegenheit haben — d. h. die weißen natürlich, wobei ich die Ehre habe zu bemerken, daß ich selbst einmal eine solche Gelegenheit gehabt habe."

Halb im Ernst, halb im Scherz — und prophetisch — fährt er fort, nachdem er sie gefragt, was sie denn tun würden. „Ich halte euch gewiß für ebenso furchtlose und tapfere Männer, als es sonstwo auf der Welt gibt; ich glaube, daß jeder einzelne von euch für eine gerechte Sache ebenso tapfer kämpfen würde als irgendwelche

Männer; denn ich weiß, daß ihr es schon oft bewiesen habt. Aber jeder einzelne von euch ist in der Beziehung nicht besser als jeder einzelne von uns; und ihr seid nicht so viele wie wir. Uns zu schlagen, damit werdet ihr nie recht fertig werden. Wären wir weniger als ihr, glaube ich, würde es euch gelingen; wären wir gleich viele, glaube ich, würde es eine unentschiedene Schlacht werden; aber da ihr in der Minderzahl seid, werdet ihr bei einem Versuch, uns zu überwältigen, nichts ausrichten.“ Bei Lincoln klang das alles nicht wie überheblicher Hohn, sondern wie gutmütige Neckerei und war es auch. Aber die extremen Gemüter im Land hatten kein Ohr mehr für ruhige Auseinandersetzungen im Geiste landsmännischer Verträglichkeit. Und zwar im Norden ebensowenig wie im Süden.

Schon im Monat nach dieser letzten Rede Lincolns, im Oktober 1859, kam es zu einem Putschversuch eines Abolitionistenführers, dem berühmten Einfall John Browns mit einer Handvoll von Männern in Virginia, bei Harpers Ferry am Potamac. John Brown, ein reicher Farmer, der ursprünglich aus Connecticut stammte, war einer der ersten Ansiedler in Kansas gewesen, wohin er aus Ohio eilte, um den Kampf gegen die Sklavenpartei und für eine freiheitliche Entwicklung des Territoriums aufzunehmen. In dem dortigen Bürgerkrieg war er der gefürchtetste Gegner der Missouri-Banden, die ihm einen Sohn töteten und auf seinen Kopf einen Preis setzten. Gewaltsame Sklavenbefreiung war ihm im kleinen dort schon häufig gelungen, und die in allen Nordstaaten verbreitete Geheimorganisation, die befreite oder entflohene Sklaven nach dem sicheren Kanada durchschmuggelte, hatte an ihm einen einflußreichen Förderer und einen ihrer besten Auftraggeber. Der Putsch mißlang. Brown und seine paar Leute wurden gefangengenommen, zum Tode verurteilt und gehängt. Diesmal waren die Südstaaten in Aufruhr. Ein Nordstaatler hatte den Versuch gemacht, einen allgemeinen Sklavenaufstand zu entfesseln. Der Sache der Republikaner konnte die Tollheit Browns nur schaden, weil man sie selbstverständlich ihrer Agitation zur Last legte. Besonders Douglas ergriff die Gelegenheit, um der Nation zu zeigen, wohin die Politik der republikanischen Partei führe. Lincoln, der diese Gewalttat, wie alle anderen, entschieden verwarf, verwahrte sich dagegen, daß man die Wahnsinnstat eines einzelnen, der noch dazu gar nicht Republikaner

war, der Partei in die Schuhe schob. Im Norden allerdings, besonders in seinem Geburtsstaat Connecticut und in ganz Neuengland, wurde John Brown zum Märtyrer des Freiheitsgedankens gestempelt. Das beinahe fanatisch-puritanische Element der Neuengländer, das auch in Brown die treibende Kraft gewesen war, drückt sich deutlich in dem „Schlachtgesang der Republik" aus, dem Lied, das im Bürgerkrieg die Soldaten des Nordens sangen und das an Christi Tod für die Sünden der Menschheit anknüpft:

„Wie Er starb, die Welt zu heil'gen,
Sterben wir, sie zu befrein!"

Und jeder Vers dieses Liedes endet mit dem berühmt gewordenen Kehrreim:

„John Browns Leichnam liegt vermodernd in dem Grab,
Doch sein Geist marschiert voran!"

Unter solch gefährlichen Anzeichen kam das Jahr 1860 heran und mit ihm wiederum eine neue Präsidentenwahl. Am 2. Februar dieses Jahres erhielt Lincoln die Einladung einiger Parteifreunde in New York, dort zu reden. Hier sollte er nun vor einer ganz anderen Zuhörerschaft sprechen, als er sie bisher gewöhnt war. Nicht Freunde, Nachbarn oder wenigstens Menschen aus ähnlicher Umgebung und von ähnlichen Lebensgewohnheiten sollten sein Publikum sein wie im Westen, dessen Redeweise er kannte und das seine Ausdrucksweise verstand. Hier in New York erwartete ihn eine kritische Zuhörerschaft. Wohl empfanden die New Yorker eine erklärliche Neugierde, den einfachen und, wie sie gehört hatten, etwas sonderbaren Mann zu sehen, der gegen den berühmten Douglas in diesen „echt westlichen" Debatten — Zirkusdebatten würde man bei uns vielleicht gesagt haben — aufgestanden war. Aber eine große rednerische Leistung oder gar neue Gedanken versprachen sich die verwöhnten Zuhörer von Webster und Clay nicht. Lincoln wußte das alles und hat sich sorgfältig auf diese Rede vorbereitet. Wir dürfen auch glauben, daß seine Frau ihn bewog, sich für diese Gelegenheit einen neuen Anzug anzuschaffen. Sie brauchte sich ihres Mannes nicht zu schämen. Die Rede machte auf die den großen Saal des Cooper-Instituts in New York füllende Zuhörerschaft einen tiefen Eindruck. „Klar und einfach wie die Sprache der Bibel" hat sie einer genannt, der sie mit anhörte. Es war wieder eine meisterhafte Darlegung seiner

These, gestützt auf reichliches historisches Material, jener These, daß die „Väter“ die Sklaverei im Gewissen verworfen, aber aus Politik geduldet hätten, um des „größeren Gutes“ — der Einheit — willen, und daß man daher wieder zu dem Standpunkt der Gründer der Republik zurückkehren müsse, sowohl was die moralische Beurteilung der ganzen Einrichtung als was ihre eingeschränkte Duldung betreffe. Wie sehr Lincoln damals schon innerlich ausgeglichen und fertig war, sieht man aus den Schlußsätzen dieser großen Rede, die fast mit den gleichen Worten denselben Gedanken ausdrückte, den er fünf Jahre später in seiner zweiten Antrittsrede in Washington aussprach. Er schloß mit den Worten: „Laßt uns den Glauben festhalten, daß Recht Macht verleiht, und in diesem Glauben laßt uns auch den Mut haben, unsere Pflicht zu tun, wie wir sie verstehen“.

Lincoln sprach noch einige Male im Osten, darunter einmal in New Haven, dem Sitz der berühmten Yale-Universität, und kehrte dann in seine westliche Heimat zurück. Hier, am 10. Mai 1859, wählte ihn der Staatskonvent der Republikaner von Illinois zum Kandidaten für die kommende Präsidentschaftswahl. Und hier begannen seine Landsleute und Freunde ihre Wahlagitation für den einfachen Mann aus dem einfachen Volk, den „*railsplitter*“, den Holzhacker. Auf jenem Konvent nämlich erschien plötzlich der Vetter Hanks mit zwei Pfosten jener Farmumzäunung, die er mit Lincoln vor neunundzwanzig Jahren zugehauen hatte. Damit war für Illinois das patriotische Schlagwort gefunden.

Aber Illinois war nicht die Nation, und der „*favorite son*“, der „Lieblingssohn“, eines Staates, wie auch heute noch die Bezeichnung gilt, wird selten Kandidat der ganzen Partei. Der immerhin im politischen Leben noch wenig erfolgreiche Lincoln hatte gegen die anerkannten Führer wie Seward, Chase, der jetzt Gouverneur von Ohio war, und Senator Cameron von Pennsylvania wenig Aussicht. Ein günstiges Moment lag allerdings vor: der Nationalkonvent der Republikaner tagte in Chicago, also im Heimatsstaate Lincolns, und die Delegierten und die Tausende von Gästen aus dem Osten konnten sich von der lärmenden Begeisterung für den „Lieblingssohn“ mit ihren Ohren und Augen überzeugen. Wer reden konnte, redete, und wer singen konnte, sang, und jeder sah seine Ehre darin, so viel Lärm als möglich zu machen.

Der erste Wahlgang brachte denn auch schon das überraschende Ergebnis, daß Lincoln, der traditionsgemäß wie die übrigen Kandidaten zu Hause geblieben war, an zweiter Stelle hinter Seward, aber weit vor Chase, Cameron und dem letztmaligen Kandidaten Fremont stand. Der zweite Wahlgang änderte das Bild insofern, als Seward und Lincoln nur mehr drei Stimmen auseinander waren. Zur Wahl gehört aber Zweidrittelmajorität aller Stimmen. Beim dritten Wahlgang war der Sieg Lincolns entschieden: ein Teil der Oststaaten war von Seward zu Lincoln abgeschwenkt. Ein ungeheures Jubelgeheul erhob sich im Saal und auf den Straßen der Stadt. Die guten Leute des Westens konnten sich nicht halten vor ausgelassener Freude, daß ihr Lincoln, ihr einfacher „ehrlicher Abe", den sie alle kannten und liebten wie einen persönlichen Freund oder Verwandten, der ihre Sprache sprach, aus ihren Wäldern stammte und in ihren Prärien aufgewachsen war, zur höchsten Würde der Nation berufen war.

Der Sieg war aber auch ein ehrlicher Sieg gewesen. Der Manager Sewards, Weed, ein typischer Berufspolitiker der unerfreulichsten Sorte, hatte mit Festgelagen und Versprechungen für die kommende „Beuteverteilung" nicht gespart. Noch einen Vorfall müssen wir berichten, weil er zeigt, daß in der Partei schon damals eine entschlossene und eine ängstliche Richtung vertreten war, eine Tatsache, die später dazu beitrug, dem Präsidenten Lincoln seine Aufgabe zu erschweren. Vor der Wahl des Kandidaten wird auf einem Parteikonvent das Parteiprogramm aufgestellt, mit dem man vor das Volk zu treten gedenkt. Ganz im Sinne der stets von Lincoln vertretenen Anschauung beantragte ein angesehener Antisklavereiführer aus Ohio, in das Programm das Bekenntnis der Unabhängigkeitserklärung aufzunehmen und die von Lincoln so oft zitierten Worte anzuführen. Die Annahme dieses Antrages wurde der Versammlung erst nach einer heftigen Debatte von einigen der energischen jüngeren Elemente aufgezwungen.

Nach vollzogener Wahl begab sich eine Abordnung von Delegierten nach Springfield, um in herkömmlicher Weise den Erwählten von dem Resultat in Kenntnis zu setzen und ihn zu fragen, ob er die Wahl annehme. Mitglied dieser Abordnung war auch Schurz. Er erzählt, wie die Herren von Lincoln im Wohnzimmer seines be-



Carl Schurz

scheidenen Holzhauses empfangen wurden: „Da stand der republikanische Präsidentschaftskandidat, groß und ungeschlacht, mit seinem scheinbar neuen, aber schlechtsitzenden Anzug, sein langer sehniger Hals aus dem umgeklappten Kragen hervorragend, die melancholischen Augen tief eingesunken in seinem Gesicht. Die meisten Mitglieder der Abordnung hatten ihn nie zuvor gesehen und betrachteten ihn mit erstaunter Neugierde. Er war allerdings nicht der Staatsmann, wie ihn sich die Phantasie ausmalt. Mit gefalteten Händen, aufrecht stehend, hörte er ruhig, ohne anscheinende Erregung und Verlegenheit der würdevollen kleinen Rede zu, die Mr. Ashmun, der Präsident des Konvents, an ihn richtete und antwortete dann mit einigen passenden, ernsten und wohlgefügten Sätzen,

die seine Dankbarkeit für das in ihn gesetzte Vertrauen, seine Zweifel an seine eigene Fähigkeit und seine Zuversicht auf eine schützende Vorsehung ausdrückten." Nach diesem ersten Eindruck spricht es wieder für die Persönlichkeit Lincolns, daß einer der Delegierten aus Pennsylvania beim Weggehen zu Schurz sagte: „Wir hätten ja gewiß etwas Glänzenderes, aber kaum etwas Besseres tun können".

Die kurze Ansprache, die Schurz erwähnt, ist uns nicht überliefert, wohl aber der Brief an Ashmun, in welchem Lincoln seine Wahl annimmt. Dort heißt es zum Schluß: „Indem ich den Beistand der göttlichen Vorsehung anrufe, fühle ich mich glücklich mitzuarbeiten an dem Erfolg der durch den Konvent aufgestellten Grundsätze, unter treuer Rücksichtnahme auf die Ansichten und Empfindungen aller derer, die der Konvent vertreten hat, auf die Rechte aller Staaten und Territorien und des ganzen Volkes, auf die Unverletzlichkeit der Verfassung und in dem Gedanken an die ewige Einheit, Eintracht und das Glück aller".

Die tatsächliche Wahl Lincolns zum Präsidenten war so gut wie sicher. Die Demokraten hatten sich wirklich gespalten. Während die Südstaaten als ihren Kandidaten John C. Breckinridge aufstellten, nominierten die nördlichen Demokraten Douglas. Dessen Aufruf, in dem er seine Partei als die nationale Partei der Einheit und des Friedens gegenüber den beiden anderen „separatistischen" Parteien hinstellte, blieb erfolglos. Immerhin erhielten bei den Wahlen im November die Douglas-Demokraten 1 375 157 Stimmen, Brekkinridge nur 847 953. Eine vierte Partei, gleichfalls eine „Friedenspartei", aus alten Whigs und Überbleibseln der Know-Nothings, brachte es auf 590 631 Stimmen.

Durch diese drei Parteien hatten sich die Gegner der Republikaner zersplittert und diese, mit 1 866 452 Stimmen, trugen den Sieg davon.

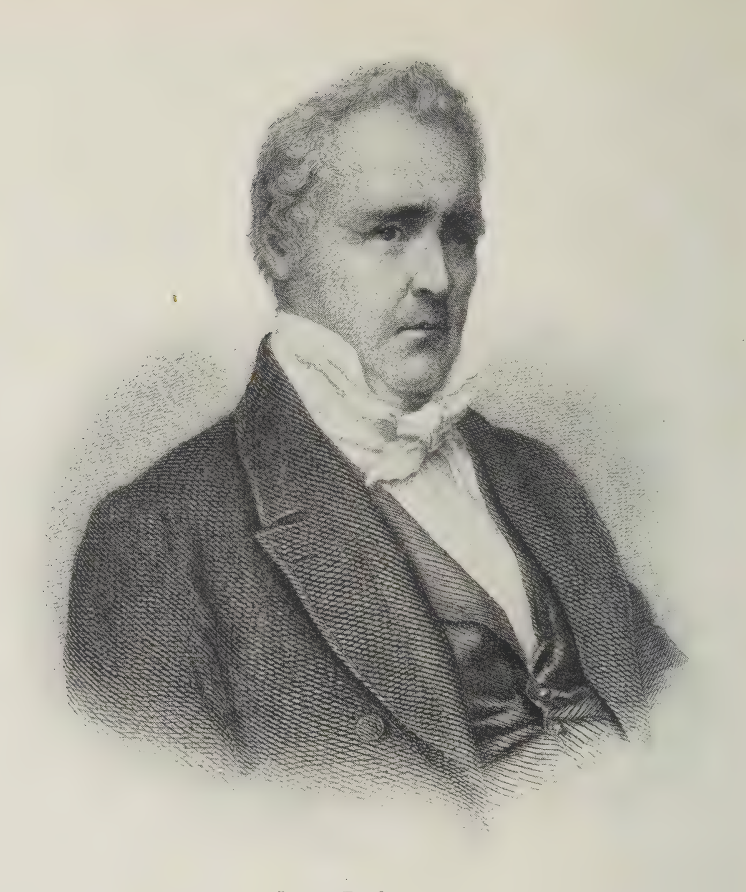
Abraham Lincoln war Präsident der Vereinigten Staaten geworden, der fünfzehnte Nachfolger Washingtons.

# DER FÜHRER SEINES VOLKES

## INTERIM UND REGIERUNGSANTRITT

Die Präsidentschaftswahlen finden in Amerika im November statt, während der Erwählte erst am 4. März sein Amt in Washington antritt. Vier Monate hat also der Nichtwiedergewählte Zeit, noch eigene Politik zu treiben. Tyler hat diese Frist seinerzeit benutzt, um durch seinen Staatssekretär Calhoun die Aufnahme von Texas in die Union vorzunehmen und so eine gegebene Tatsache zu schaffen. Buchanan war wie jener ein Werkzeug in den Händen der Männer, die sein Kabinett bildeten und in denen der Geist des toten Calhoun verhängnisvoll weiterwirkte.

Schon elf Tage nach der Wahl Lincolns, am 17. November, erließ das Landesparlament von Süd-Carolina eine Proklamation, in welcher es die Vereinigung dieses Staates mit der Union als aufgelöst und Süd-Carolina zu „einem freien, souveränen und unabhängigen Staat" erklärte. Dies blieb vorläufig ein theoretischer Schritt, aber die Kabinettsmitglieder in Washington trafen ihre Vorkehrungen für den Fall, den sie offenbar erwarteten, daß dieser Schritt ernste Folgen haben werde. Der Staatssekretär für Krieg, John B. Floyd, zog fast alle Garnisonen aus den nördlichen Festungen und sandte sie in die in den Südstaaten gelegenen Forts. Solche Forts sind, nicht zahlreich, über das ganze Gebiet der Union verteilt, garnisoniert von der regulären Armee der Union. Sie waren und sind Eigentum der Nation, und die reguläre Armee und Marine, zum Unterschied von der Miliz der Einzelstaaten, sind der lebendige Ausdruck des überstaatlichen Hoheitsrechtes der Unionsgewalt. Ein weiteres Hoheitsgebiet der Zentralregierung war schon damals die Post, ein drittes das Zollgebiet. Es ist wichtig, sich das zu merken. Die Unabhängigkeitserklärung eines Bundesstaates blieb einfach papierene Theorie, solange ein Präsident, seinem Verfassungseid treu, das Recht der Union auf



James Buchanan

Garnisonen, auf den Betrieb der Post und auf die Erhebung der Zölle zu wahren entschlossen war und auch wahrte. Widersetzte sich ein solcher Staat mit Gewalt diesem Hoheitsrecht, so war der Hochverrat, die bewaffnete Empörung zur Tatsache geworden, und der Krieg, der daraus entstand, ein Krieg zur Verteidigung der Rechte der Nation. So, nicht anders, konnte sich die Lage entwickeln, wenn der Unionsgedanke das ganze Land gegen die Separatisten aufbringen, die Wucht des Volkswillens die Empörung noch im letzten Augenblick verhindern oder aber, falls es zum Kriege kam, die Treugebliebenen mit Begeisterung erfüllen sollte. Lincolns klarer Blick, seine Geduld und Zurückhaltung haben denn auch die Dinge sich so entwickeln lassen.

Wie mit der Armee geschah es auch mit der Flotte. Der Marinesekretär Toucey schickte sie in ausländische Gewässer. Der Finanzsekretär Cobb tat das seinige in seinem Ressort, und der Generalstaatsanwalt Black, der höchste Justizbeamte des Landes, erklärte in einer offiziellen Verlautbarung, daß weder der Kongreß noch der Präsident mit Waffengewalt gegen einen Staat vorgehen dürfe. Das ging sogar über demokratische Doktrin, denn der Begründer der Partei, Präsident Jackson, hatte, wie wir gesehen haben, den entgegengesetzten Standpunkt gegenüber Süd-Carolina schon einmal vertreten und auch durchgesetzt.

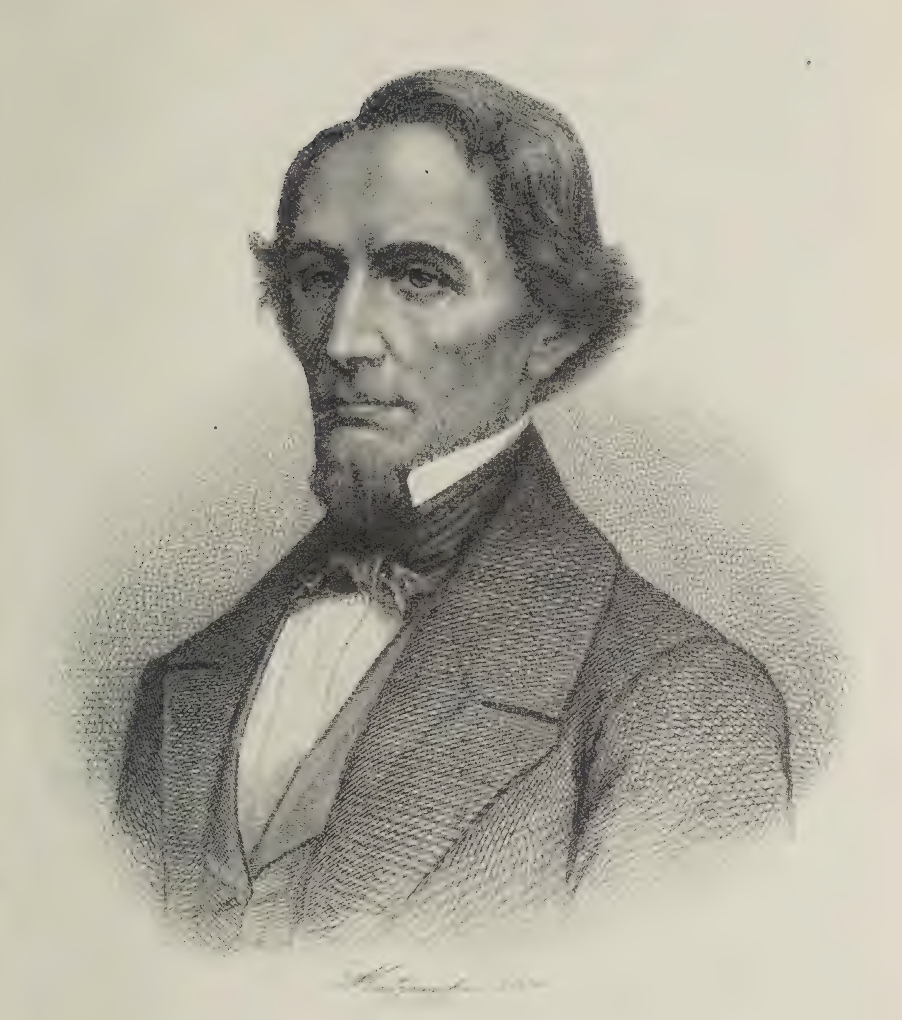
Während so am Sitze der Regierung selbst der Hochverrat sich vorbereitete, befand sich das ganze Land in einem Zustand nervösester Spannung und Aufregung. Im Süden schien die öffentliche Meinung auf eine Lostrennung aller Sklavenstaaten hinzusteuern, ja nur auf einen Vorwand zu warten, um dem Beispiel Süd-Carolinas zu folgen. Die Stimmung, die dort herrschte, zeigten Berichte aus der Hauptstadt Charleston. Die „Unabhängigkeitserklärung" war wie ein Volksfest gefeiert worden. Es herrschte eine wilde „patriotische" Begeisterung, bei der sich die vornehme Gesellschaft besonders hervortat. Sie fand ihren sichtbaren Ausdruck u. a. darin, daß bei einem Ball die Fahne der verhaßten Union auf dem Fußboden ausgebreitet wurde und die Paare über sie hinwegtanzten. Ganz ähnlich war es übrigens in der guten Gesellschaft in Washington. Ihre Sympathien galten uneingeschränkt und offen dem Süden, und von dem uneleganten „kleinen Anwalt" aus dem unkultivierten Westen, der bald als Präsident in die Hauptstadt einziehen sollte, wurde in den Salons der vornehmen Welt nur mit Spott und Verachtung und sogar mit Haß gesprochen.

Aber auch in den Industriestaaten des Ostens machte sich eine gefährliche Stimmung bemerkbar. Die Hetze gegen Lincoln und die Republikaner, die als Kriegstreiber und „Negerfreunde" verschrien wurden, fand bei der großen Masse ein um so willigeres Ohr, als die Möglichkeit eines Bürgerkrieges sich im Geschäftsleben bereits störend bemerkbar machte. Die Industrien, die ihr Rohmaterial, Baumwolle, aus dem Süden bezogen, standen vor dem Stillstand, an den Börsen stürzten die Kurse, und die Banken fürchteten für ihre im Süden ausgeliehenen Gelder und kündigten im Norden die

Kredite. Demokratische Zeitungen und Redner sorgten dafür, daß die Schuld an diesen Zuständen nicht etwa dem Verhalten der Südstaaten zugeschoben wurde, sondern dem Programm der neuen Regierungspartei, der Republikaner und des neu gewählten Präsidenten. Es kam allenthalben, besonders in New York, Boston und anderen Industriestädten, zu lärmenden Versammlungen und Kundgebungen, bei denen, unter dem Vorwand, die von den Republikanern gefährdete Union zu verteidigen, heftige Reden gegen die zukünftige Regierung gehalten und entsprechende Beschlüsse gefaßt wurden. Selbst der Kongreß wurde von dieser künstlich genährten Stimmung angesteckt und glaubte sich dem Druck der öffentlichen Meinung fügen zu müssen. Es wurde ein Ausschuß gebildet, der über die Möglichkeit eines „friedlichen Ausgleichs" beraten sollte.

Während so im Norden wieder einmal die Kompromißlust umging, hatte man im Süden endgültig jeden Gedanken an eine Fortsetzung der Staatengemeinschaft mit dem Norden aufgegeben. Die Sklavenpartei wollte die Scheidung und sah auch in den ehrlichsten Versuchen, den „irrenden Schwestern" entgegenzukommen, um sie zurückzuhalten, nur ein Zeichen von Schwäche. Der Gedanke, der Union unentbehrlich zu sein, bestärkte die Politiker des Südens nur in ihrer Überheblichkeit gegenüber den „feigen Krämern" des Nordens und in dem Glauben, daß die Union für den Süden jedenfalls entbehrlich sei. So folgten im Januar und Februar des neuen Jahres sechs Sklavereistaaten dem Beispiel Süd-Carolinas. Als am 4. Februar 1861, einen Monat vor dem Amtsantritt Lincolns, die „konföderierten Staaten" sich konstituierten, waren auf dem Afterkongreß in Montgomery im Staate Alabama folgende Staaten vertreten: Alabama, Florida, Georgia, Lousiana, Mississippi, Süd-Carolina und Texas.

Zum Präsidenten dieses neuen Staatenbundes — die Verfassung gab entsprechend Calhounschen Theorien konsequenterweise den Einzelstaaten weitestgehende Souveränität — wurde Jefferson Davis, bisher Senator von Mississippi in Washington, gewählt. Er war der Typus des vornehmen Südländers mit all der selbstverständlichen Würde und dem bestechenden Wesen des Grandseigneurs. Ebenso selbstverständlich war aber auch seine politische Überzeugung, daß die Union ein Staat der weißen Herrenklasse sei und



nur als solcher bestehen könne. Seine Laufbahn war die gewöhnliche der Söhne des südlichen Plantagenbesitzers. Erst Kadett in Westpoint, der Militärakademie der Union, dann Kavallerieoffizier — wir haben ihn im Black Hawk Krieg kennengelernt —, dann Pflanzer, Abgeordneter, im Krieg gegen Mexiko Oberst eines Milizregiments, und noch während des Krieges zum Senator gewählt, war er unter Präsident Pierce Staatssekretär des Krieges gewesen.

Zum Vizepräsidenten wählte der Kongreß von Montgomery einen Führer der alten Whigpartei in Georgia, Alexander H. Stephen. Dieser, der dem Repräsentantenhaus in Washington gleichzeitig mit Lincoln angehört hatte, mochte wohl immer noch glauben, daß er durch Annahme der Stellung das Schlimmste werde verhüten können. Kurz vorher hatte er seine Landsleute vor dem Schritt gewarnt, den er klar als Rebellion erkannte und dessen Folge ein Bürgerkrieg sein mußte. Und er hatte, ganz wie einst Patrick Henry, darauf hingewiesen, daß ein solcher Krieg, geführt für die Erhaltung der Union, mit der völligen Abschaffung der Sklaverei enden könnte, sei es durch Kriegsrecht, sei es durch eine Proklamation der legitimen Unionsregierung. Der Fall Stephens ist im übrigen der erste, wo ein im Grunde der Union ergebener Mann aus falsch verstandener Treue zu seinem Heimatsstaat sich auf die Seite der Rebellion stellte, wie wir dies später bei einzelnen Generalen sehen werden.

So war, vorläufig noch innerhalb der Union, ein Sonderstaat entstanden, der bei der Uneinigkeit des Nordens und der Abneigung, „gegen einen souveränen Bundesstaat Zwangsmittel anzuwenden“, sich sehr wohl mit der Hoffnung tragen konnte, eine „Scheidung im Guten“ durchzusetzen. Man kann sich von der sonderbaren staatsrechtlichen Auffassung, die auch in den Staaten herrschte, die sich der Konföderation nicht angeschlossen hatten, eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß der Gouverneur von Maryland noch nach Ausbruch der Feindseligkeiten Lincoln vorschlug, den „Streitfall“ dem englischen Gesandten in Washington als Schiedsrichter vorzulegen, und daß der Bürgermeister von New York allen Ernstes mit der Absicht umging, die Stadt zu einer neutralen Freihafenstadt zu erklären. Kein Wunder, daß man in Europa, besonders in England, in jenen Monaten mit dem Auseinanderfallen der Vereinigten Staaten rechnete. Lincoln hatte recht: seit Washingtons Zeiten

hatte das Land nicht in solcher Gefahr geschwebt. Die Einheit, die damals mühsam nach Überwindung der Widerstände der auf ihre Selbständigkeit erpichten Einzelkolonien zustande gekommen war, stand vor der Vernichtung. Und damals hatte schließlich nur Eifersucht auf kantonale Rechte die Einigung gehemmt, während diesmal schon tiefgehender Haß und fanatischer Glaube an ein gutes Recht die Gemüter erhitzte und zwischen den beiden Staatsgruppen der unüberbrückbare Abgrund klaffte, der Weltanschauung von Weltanschauung trennt. Ein Weg, die Einheit zu retten, schien gewiß noch möglich, aber er ging auf Kosten der Weltanschauung, welche die Sklaverei verwarf. Und diesen Weg zu gehen, war der Mann nicht bereit, der in dieser kritischen Zeit zum Nachfolger Washingtons berufen war.

Vorläufig saß dieser Mann in seinem kleinen Haus in Springfield, durch Tradition und Verfassung am Eingreifen verhindert, aus Klugheit sich jeder öffentlichen Äußerung enthaltend, das Herz schwer und den Kopf voll sorgender Gedanken. In seiner charakteristischen Art, eine Sachlage oder ein Gefühl durch eine Geschichte zu verdeutlichen, erinnerte er einen befreundeten Anwalt, der ihn um diese Zeit besuchte, an einen Prozeß, den dieser einmal geführt hatte. Sein Mitanwalt hatte damals in seinem Plädoyer in Wirklichkeit bereits die ganze Sache, um die es ging, preisgegeben. „Ich sah, wie Du ihm immer Zeichen machtest und wie ungemütlich es Dir während seiner Rede zumute war, aber Du konntest ihn nicht aufhalten. Genau so geht es mir mit Buchanan. Er gibt die ganze Sache preis, und ich kann ihn nicht aufhalten.“ Zu allem Überfluß wurde er von einer ständig kommenden und gehenden Menge von Besuchern überrannt, die nach Springfield kamen, teils um sich und ihre Freunde bei der bevorstehenden Ämterverteilung in Erinnerung zu bringen, teils um dem erwählten Präsidenten ihre wohlgemeinten Ratschläge zu geben. Diese Ratschläge waren sehr verschiedener Art, die ganze Stufenleiter hinunter von der Aufforderung, in flammenden Aufrufen den Hochverrat des Südens zu brandmarken, bis zur Bitte, um der gefährdeten Einheit willen das höchste Amt wieder in die Hände des ganzen Volkes zurückzulegen und so diesem Gelegenheit zu geben, unter der Parole „Erhaltung der Union“ eine Neuwahl vorzunehmen.

Lincoln hörte sie alle mit Geduld an. Allzu Stürmische bekamen eine seiner Geschichten zu hören, deren Nutzanwendung zu ziehen er ihnen nach einem freundlichen Händedruck selbst überließ. Daß diese Art manchen ehrlichen Eiferer nicht für den zukünftigen Präsidenten einnahm, kann man sich denken. Solche vermehrten dann die Reihen der Unzufriedenen, die von der neuen Regierung nur Unglück für das Land erwarteten. Und doch war es die einzige Möglichkeit, wie Lincoln, dem das Neinsagen nun einmal gegen die Natur ging und dem unhöfliche Deutlichkeit erst recht nicht lag, ungebetenen Ratgebern seine Meinung beibringen konnte. Dazu kam, was jene ja nicht wissen konnten, das ihm eigene und ganz echte Bedürfnis, alles durch eine Fabel zu verdeutlichen. So veranschaulichte er einmal seine Bereitwilligkeit, einen Ausgleich mit dem Süden zu finden, durch folgende Geschichte, deren Humor man allerdings erst ganz genießt, wenn man die starke konventionelle Verpönung „lasterhafter" Ausdrücke in England und Amerika kennt. Eine Gemeinde, so erzählte er, hatte beschlossen, über einen reißenden Fluß eine Brücke schlagen zu lassen, und ein sehr tugendhaftes Mitglied des Bauausschusses schlug einen gewissen Jones vor, der zwar ein ausgezeichneter Ingenieur, aber ein schlechter Kirchgänger war. Auf die Frage, ob er sich getraue, die Brücke zu schlagen, antwortete er, daß er eine Brücke zur Hölle bauen würde, wenn ihm jemand den Kontrakt geben würde. Darauf großes Entsetzen über diese Frivolität bei den frommen Herren des Ausschusses und Vorwürfe gegen den, der diesen gotteslästerlichen Jones vorgeschlagen. Der nun suchte seine Wahl mit folgenden Worten zu verteidigen: „Ich kenne Jones, und er ist ein Mann seines Wortes. Wenn er den Auftrag übernimmt, eine Brücke nach dem Hades zu bauen, wird er es tun, obwohl ich dann allerdings immer noch meine Bedenken wegen des Unterbaues auf der verteufelten anderen Seite hätte." Lincoln hatte mit dieser Geschichte seinen Bedenken über die Bereitwilligkeit des Südens, einen Ausgleich anzunehmen, für jeden Amerikaner deutlich genug Ausdruck verliehen.

In Wirklichkeit wußte er ja nur zu gut, daß man in den Sklavenstaaten die Trennung wollte, und sein ganzes Bestreben ging lediglich dahin, alles zu vermeiden, was den Südstaaten einen Vorwand dafür liefern könnte, den Bruch als vom Norden erfolgt darzustellen. Er

hielt während dieser ganzen Zeit keine Reden, sondern beschränkte sich auf persönliche Besprechungen und Briefe. Den republikanischen Parteiführern aber ließ er keinen Zweifel darüber, daß die Zeit für Kompromisse in der Frage der Ausbreitung der Sklaverei vorbei sei. Auch ihn erschreckte die Entwicklung im Süden, aber nur, weil sie eine ernste Entscheidung zur unerbittlichen Notwendigkeit machte und der furchtbare Gedanke eines Bürgerkrieges immer greifbarere Gestalt in seinem Bewußtsein annahm.

Er schrieb damals an Alexander Stephen, seinen früheren Parteigenossen und Bekannten aus der Washingtoner Zeit: ,,Glaubt das Volk im Süden wirklich, daß eine republikanische Regierung unmittelbar oder mittelbar in Euren Sklavenbesitz eingreifen werde? Wenn das Volk dies wirklich glaubt, so möchte ich Ihnen als einem ehemaligen Freund und noch, hoffe ich, nicht als einem Feind versichern, daß zu solchen Befürchtungen keinerlei Anlaß vorliegt.“ Und er kommt noch einmal auf seine oftmals betonte Rechtsauffassung zurück: ,,Der Süden wird, was das betrifft, ebensowenig gefährdet sein als in den Tagen Washingtons.“ Aber zugleich hat er wenig Hoffnung, denn ,,Ihr glaubt, daß die Sklaverei gerecht ist und ausgebreitet werden muß, und wir glauben, daß sie ein Unrecht ist und begrenzt bleiben soll. Hier liegt in Wirklichkeit der Grund zu allen Reibereien.“ Das aber war es gerade. Diesen ewigen Reibereien wollten die Sklavenpolitiker eben durch endgültige Trennung aus dem Wege gehen, und das Gerede von einer Vergewaltigung war nur das Mittel, um das Volk im Süden für die ,,gerechte Sache“ zu begeistern.

Aber diese Trennung war Hochverrat. In diesem Punkte kannte Lincoln keine Schwäche und kein Nachgeben: ,,Das Recht eines Staates, sich von der Union zu trennen, ist keine offene Frage, über die man debattieren kann. Es ist die Pflicht des Präsidenten, den Gesetzen Anerkennung zu verschaffen und die Regierung der Union zu erhalten. Er kann nicht, auch nur für einen Augenblick, einen Vorschlag berücksichtigen, der auf eine Auflösung oder eine teilweise Zergliederung hinausläuft. Dazu ist er nicht gewählt worden.“ Als überzeugter Demokrat, dem der Wille des Volkes allein ausschlaggebend ist, leugnet er nicht, daß rein theoretisch eine Änderung in der staatlichen Gestaltung des Landes möglich wäre. Aber auch die

letzten Wahlen haben gezeigt, daß die Gegner der Union, die eigentlichen Separatisten des Südens, in einer verschwindenden Minderheit sind. Die demokratische Lösung war also jedenfalls zu ungunsten der Separatisten ausgefallen, und auch von diesem Gesichtspunkte aus mußte sich die Minderheit fügen, wenn in der großen Republik nicht Zustände einreißen sollten wie in den lateinischen Republiken südlich vom Rio Grande. Die Union ist Lincoln ein heiliger Ehebund, „nicht eine Art Übereinkommen in freier Liebe, das nur durch die Leidenschaftlichkeit der Zuneigung zusammengehalten wird".

Die neue „Unabhängigkeitserklärung" der sieben Sklavenstaaten und die Aufstellung eines Gegenpräsidenten ohne Provokation von seiten des Nordens und während der alte noch im Amt und der neue die Regierung noch gar nicht angetreten, hatten übrigens in den nördlichen Staaten auch denen die Augen über die Absichten der Sklavereipartei geöffnet, die bisher geneigt waren, alle Schuld auf die republikanische Agitation zu schieben. Besonders im Westen erwartete die Bevölkerung mit Ungeduld den Zeitpunkt, an welchem Lincoln die Zügel der Regierung ergreifen würde.

Am 11. Februar, eine Woche nach der Proklamation von Montgomery, verließ Lincoln mit Frau, Kindern und einigen Freunden sein Springfield, um sich nach einer Rundfahrt durch die Städte des Westens und Ostens nach Washington zu begeben. Von der Plattform des Eisenbahnwagens sprach er noch einmal zu seinen Mitbürgern, die sich zu Tausenden an den Zug drängten. Es war das letztemal, daß sie ihn zu sehen bekamen. Die Abschiedsworte waren kurz:

„Meine Freunde! Wer sich nicht in meiner Lage befindet, kann unmöglich die Gefühle der Wehmut bei diesem Abschied nachempfinden. Diesem Ort und der Güte dieser Menschen verdanke ich alles. Hier habe ich ein Vierteljahrhundert gelebt und bin vom jungen zum alten Mann geworden. Hier wurden meine Kinder geboren und eines von ihnen liegt hier begraben. Jetzt gehe ich fort, nicht wissend, wann oder ob ich zurückkehren werde. Vor mir liegt eine Aufgabe, schwerer als die, die auf Washingtons Schultern lag. Ohne die Hilfe des göttlichen Wesens, das jenem immer beigestanden, kann ich sie nicht lösen. Mit dieser Hilfe kann ich nicht fehl-

gehen. Im Vertrauen auf Ihn, der mit mir gehen und doch bei euch zurückbleiben kann und überall zu einem guten Ende gegenwärtig ist, laßt uns zuversichtlich hoffen, daß alles noch gut werden wird. Indem ich euch Seiner Obhut anempfehle, sowie ich hoffe, daß ihr mich Ihm empfehlen werdet, sage ich euch ein herzliches Lebewohl."

Überall, wo der Zug mit dem neuen Präsidenten hielt, sammelten sich große Menschenmengen an, um ihn reden zu hören. Wenn Lincoln, dem Drängen nachgebend, sich zu einer Rede entschloß, vermied er auch jetzt noch alles, was hätte aufreizend wirken oder dem Süden Anlaß geben können, in seinen Aussprüchen eine Rechtfertigung für sein Vorgehen zu finden. Nur manchmal streifte er die große Frage, die alle Gemüter erregte und deren Lösung das Volk von ihm erwartete. So, als er in Trenton in New Jersey auf historischem Boden, geweiht durch Erinnerungen aus den Freiheitskämpfen, den Geist Washingtons beschwor. Er erzählte seinen Zuhörern, wie er als Kind als eines der ersten Bücher eine Lebensbeschreibung von Washington gelesen und wie die Sache, um welche die „Väter" gekämpft, einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht habe als die Kämpfe selbst. Diese Sache zu erhalten, die mehr sei als bloße nationale Unabhängigkeit, die ein höheres Versprechen für alle Völker der Welt und für alle Zeiten sei, diese Sache für kommende Geschlechter zu retten, sei sein glühender Wunsch.

Die Reise näherte sich ihrem Ende. In Philadelphia hatte er gesprochen und, ein symbolischer Vorgang, mit eigenen Händen das Sternenbanner der Union auf dem Flaggenmast vor der historischen „Unabhängigkeitshalle", wo die „Väter" getagt, hochgezogen. Dann sprach er noch in Harrisburg, der Hauptstadt von Pennsylvania. Von da führt die Eisenbahn über Baltimore nach Washington. Baltimore liegt in Maryland, das damals zu den sogenannten Randstaaten gehörte, Sklavenstaaten, die zwar der Konföderation nicht beigetreten waren, deren Bevölkerung aber zum großen Teil aus ihren Sympathien für sie gar kein Hehl machte. Hier waren Agenten Sewards und Vertrauensleute des Höchstkommandierenden der Armee, des alten Generals Scott, einer Verschwörung zur Ermordung Lincolns auf die Spur gekommen. Dieser ließ sich überreden, seinen Reiseplan insofern zu ändern, daß er mit nur zwei Begleitern einen früheren Zug nahm und, in den ersten Morgenstunden Balti-

more passierend, ohne längeren Aufenthalt nach Washington weiterfuhr. Die Telegraphenlinien waren in Harrisburg durchschnitten worden, damit seine Abfahrt nicht bekanntgemacht werden könne. So traf Lincoln am Morgen des 23. Februar unvermutet in Washington ein und nahm vorläufig in dem heute noch stehenden Willards Hotel Wohnung.

Viele Freunde Lincolns fürchteten, daß er in Washington kaum sicherer sei als in Baltimore. Im Distrikt Columbia bestand die Sklaverei zu Recht, und die Stimmung der Washingtoner Bevölkerung haben wir schon kennengelernt. In den Salons hätte man sich zweifellos gegenseitig beglückwünscht, wenn dem Mann, der ihnen als Präsident aufgezwungen worden, etwas Menschliches zugestoßen wäre, und diese Kreise sprachen ganz offen von ihrer Erwartung, daß „Präsident“ Jefferson Davis bald in Washington einziehen und dem ganzen negerfreundlichen Spuk ein Ende machen werde. Die Ausdrücke „Rote“ oder „Bolschewisten“ gab es damals noch nicht, aber „Negerfreund“ war eine ebenso vernichtende Bezeichnung und kam dem „Sans-culotte-Demagogen“ ziemlich gleich, dem Vorwurf, der in unserer Zeit von reaktionärer Seite gegen die Lincoln-Statue Barnards erhoben wurde. Auch die ärmere weiße Bevölkerung der Hauptstadt war nicht anders als die gleiche Schicht im übrigen Sklavengebiet. Noch nach Wochen, als die Truppen des Nordens durch Washington zum Kriegsschauplatz marschierten, folgten ihnen die finsteren Blicke der Bewohner und hörten sie aus den Häusern die Klänge der Rebellenhymne, die irgendein für den Süden schwärmendes Mädchen, den Vorüberziehenden zum Trotz, bei offenem Fenster auf dem Klavier spielte. So war in jenen ersten Tagen die Luft von Gerüchten über Verschwörungen, Lincoln zu töten oder zu entführen, erfüllt. Am 27. Februar begrüßte der Bürgermeister der Hauptstadt an der Spitze einer Abordnung der städtischen Behörden den künftigen Präsidenten, und aus seiner korrekten Rede klang deutlich die Zurückhaltung gegenüber dem neuen Staatsoberhaupt und die Besorgnis der Bevölkerung vor „revolutionären Maßnahmen“ heraus. Lincoln beruhigte den guten Mann. Er meinte, man würde sich schon besser kennen, verstehen und auch lieben lernen. Im übrigen wolle er die erste Gelegenheit, öffentlich im Sklavengebiet zu sprechen, dazu benutzen, um es deutlich aus-

zusprechen, daß seine Zuneigung dem Volke in diesem Teil des Vaterlandes genau so gelte wie in den Landesteilen, aus denen er gekommen, und daß er nicht daran denke noch je daran gedacht habe, dessen verfassungsmäßige Rechte zu kürzen.

Es kam der 4. März, der Tag des feierlichen Regierungsantritts. Der Akt ging mit dem gewöhnlichen Zeremoniell vor sich. Nichts hätte darauf schließen lassen, daß hier nicht das wirklich recht-



Das Kapitol in Washington

mäßige Oberhaupt der ganzen Nation in sein Amt eingeführt wurde, daß nach der Ansicht eines Teiles des Landes diese Nation als staatliche Einheit eigentlich gar nicht mehr bestand. Präsident Buchanan holte Lincoln in seinem Hotel ab und fuhr mit ihm zum Kapitol, wo der Präsident des Obersten Bundesgerichts, Taney, dem neuen Präsidenten der Union den Eid auf die Verfassung abnahm. Es war derselbe Taney, dessen Auslegung dieser Verfassung in der Dred-Scott-Entscheidung der Sklaverei rechtlich zum Sieg verholfen und dabei

gleichzeitig der Antisklavereibewegung den mächtigsten Anstoß gegeben hatte. Neben Lincoln stand Senator Douglas von Illinois.

Wie Lincoln auf der Rampe des Kapitols stand, seine lange Gestalt allen Blicken ausgesetzt, er selbst etwas befangen durch die ungewohnte Umgebung, das korrekte Zeremoniell und die Feierlichkeit des Augenblicks, und nun seine erste Kundgebung als Landesoberhaupt verlesen sollte, da geschah etwas Unbedeutendes und doch von so bezeichnender Symbolik für die Auffassung, die das amerikanische innerpolitische Leben letzten Endes beherrscht, daß jeder Geschichtsschreiber jener Tage sie erwähnt. Douglas bemerkte, wie Lincoln etwas verlegen nach einer Stelle suchte, wo er während der Verlesung der Rede seinen Zylinderhut hinstellen könnte, nahm ihn dem Präsidenten aus der Hand und hielt ihn während der ganzen Rede „in der Hand wie ein Bedienter". Und als die Rede zu Ende, reichte er den Hut zurück und hielt minutenlang die Hand seines Besiegers und jetzigen Präsidenten in der seinen.

Stephen Douglas hat dann auch die kurze Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt war — er starb schon Anfang Juni desselben Jahres — Lincoln und die Sache der Union mit seinem ganzen Einfluß treu unterstützt.

Die Rede, die Lincoln an diesem Tage hielt, die sogenannte erste Antrittsrede, war daraufhin angelegt, die Gegner der Regierung davon zu überzeugen, daß diese nichts unternehmen würde, was in irgendeiner Weise gegen die verfassungsmäßigen Rechte der einzelnen Länder verstoßen könnte. Die Konföderation und ihr Präsident wurden mit keiner Silbe erwähnt, dagegen noch einmal die staatsrechtliche und verfassungsrechtliche Unauflöslichkeit der Union klar ausgesprochen. Das Wort „Bürgerkrieg" fiel, aber die Verantwortung, wenn es zum Blutvergießen kommen sollte, legte er denen auf, die tatsächlich die Auflösung des Staates versuchen würden. Dabei ließ er keinen Zweifel darüber, daß er in Ausübung seines Amtes die Hoheitsrechte der Nation in bezug auf Armee, Armeegut, Post- und Zollwesen zu wahren entschlossen sei. Noch einmal in dieser Rede versuchte Lincoln mit Vernunftgründen, den Süden von seinen Absichten abzubringen. Selbst ein für die Sklavenstaaten siegreicher Bürgerkrieg würde die Lage der Sklavenbesitzer nur verschlechtern. Innerhalb ihres Hoheitsgebietes wäre dann die

Sklaverei gesichert; dort sei sie aber auch jetzt durch niemanden gefährdet. Dagegen könne doch niemand ernsthaft erwarten, daß ein fremdes Land, und das wäre dann der Norden, Gesetze gegen entlaufene Sklaven und zugunsten des Eigentumsrechtes an ihnen erlassen würde, deren Einhaltung in der ganzen Union jetzt noch nach dem gemeinsamen Landesgesetz Bürgerpflicht sei. So war seine ganze Rede eine Mahnung zur Besonnenheit und ruhigen Überlegung an die Extreme in beiden Lagern. Und dann, wie immer sich an alle Amerikaner wendend, schloß er mit den schönen Worten: „Wir sind nicht Feinde sondern Freunde. Wir dürfen nicht Feinde sein. Die mystischen Saiten der Vergangenheit, die von jedem Schlachtfeld und von jedem Grab in unserem Vaterland sich zu jedem noch schlagenden Herzen und zu jedem Herd dieses weiten Landes spannen, werden trotz allem noch zu dem mächtigen Akkord der Einheit zusammenklingen, wenn sie wieder, wie es sicherlich der Fall sein wird, von den guten Engeln unseres Wesens angeschlagen werden."

Lincoln hat wohl selbst nicht geglaubt, daß wohlgemeinte und versöhnliche Worte jetzt noch helfen oder Gründe jetzt noch überreden könnten. Er wußte, daß er einen Krieg doch werde führen müssen. Sein Gefühl sagte ihm, daß er sogar das einzige Mittel war, diesen Konflikt zu lösen, da Menschen, die ihre politischen Gegner nur nach deren Duellfähigkeit beurteilen, sich schließlich doch nur dem Argument der Macht fügen können. Er mußte sich sogar sagen, daß er das Recht, ja sogar die Pflicht habe, den vollendeten Hochverrat zu unterdrücken, statt ihn zu ignorieren, und daß er mit seinem Zögern vielleicht eine große Verantwortung auf sich lud. Vielleicht hätte energisches Zugreifen, wie damals zur Zeit Jacksons, den Süden zur Vernunft gebracht, obwohl dies durch die viermonatige Duldung des Hochverrats durch Buchanan doch wieder fraglich erscheint.

Zum Teil war Lincolns Zögern sicher Berechnung, um die Schuld zweifelsfrei vor der ganzen Nation festzulegen, aber nicht zum wenigsten war es doch auch in Lincolns Wesen begründet. Wie so oft vor wichtigen Entschlüssen in seinem Leben wartete er, bis die Entscheidung durch eine Tat der Gegenseite gefallen und dadurch der innere Konflikt für ihn gelöst war.

Diese Entscheidung ließ noch auf sich warten, und so waren die kommenden Wochen voll dumpfer Spannung, die allmählich fast in fatalistische Resignation überging und der Volksbewegung im Norden jede Entschlußkraft zu lähmen drohte, für Lincoln Wochen innerer Niedergeschlagenheit. Da war es ein Glück, daß die gewöhnlichen Geschäfte bei einem Regierungswechsel, wie die Ernennung auswärtiger Diplomaten und höherer Beamten, sowie die Einarbeit in den Geschäftsgang und mit seinen Kabinettsmitgliedern die Zeit und die Aufmerksamkeit des Präsidenten in Anspruch nahmen.

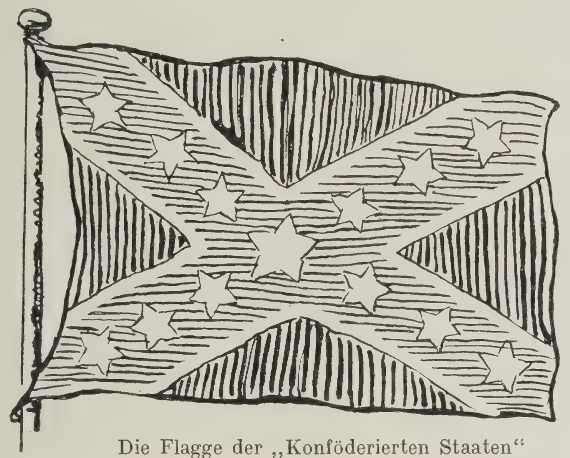
## DER BÜRGERKRIEG

Fast sechs Wochen wurde die unionstreue Bevölkerung durch dieses Zögern des Präsidenten Lincoln auf eine harte Vertrauensprobe gestellt. Sie mußte hören, wie der Rebellenkongreß als Antwort auf Lincolns versöhnliche Antrittsrede schon am 9. März die Aufstellung einer eigenen Armee beschloß und sogleich unter der Leitung eidesbrüchiger Generale der regulären Armee zu ihrer Organisation schritt; wie ferner zwei Bevollmächtigte der Konföderation nach Washington kamen, um über einen Vertrag „zwischen den beiden Staaten" zu verhandeln. Wie die beiden, statt daß man sie sofort verhaftet hätte, sich tagelang in Washington aufhielten und schließlich, nachdem sie vom Staatssekretär Seward den einzig möglichen Bescheid erhalten hatten, daß an eine Anerkennung des „neuen Staates" gar nicht zu denken sei, mit einer großartigen Veröffentlichung hervortraten, in der sie die Antwort eine „Kriegserklärung" nannten. Zum Erstaunen und Ärger des Landes hat man dann diesen beiden erlaubt, Washington unbehelligt zu verlassen.

Das einzige, was Lincoln tat, war, dem Oberstkommandierenden der regulären Armee, dem alten Scott, den Auftrag zu geben, die Besatzung von Fort Sumter in der Bai gegenüber Charleston zu verstärken und sie zu verproviantieren. Sumter war eines jener Forts, die Buchanans Kriegsminister absichtlich von Truppen entblößt hatte. Dem Kommandanten, jenem Anderson, der seinerzeit den dreiundzwanzigjährigen Lincoln als Rekrut im Black-Hawk-Krieg vereidigt hatte, waren nur sechsundfünfzig Mann verblieben. Da Jefferson Davis von der Auffassung ausging, daß die Union eine

„fremde Macht“ sei, mit der solche Fragen wie die endgültige Übergabe der südlichen Forts vertraglich geregelt werden müßten, so erklärte er den Versuch, die Besatzung zu verstärken, für einen „feindseligen Akt“, und der Befehlshaber der in Charleston liegenden konföderierten Truppen, General Beauregard, forderte Anderson zur Übergabe des Forts auf und gab ihm, als er erklärte, einen entsprechenden Befehl aus Washington abwarten zu müssen, eine Stunde Bedenkzeit.

Am 12. April, nach einer kurzen und heftigen Beschießung, ergab sich die Besatzung, und die Fahne der Union wurde niedergeholt.



Die Flagge der „Konföderierten Staaten“
(Im roten Feld ein weißgebändertes, blaues, schräggestelltes Balkenkreuz mit 13 silbernen Sternen belegt)

Was Lincoln erwartet und worauf er gewartet hatte, war geschehen. Die Rebellen hatten den Krieg begonnen, sie hatten „auf die Flagge“ geschossen. Drei Tage darauf erließ er eine Proklamation, in der er alle Amerikaner aufforderte, die Gesetze des Landes zu achten und von denjenigen, die sie gebrochen hatten, die unverzügliche Aufgabe jedes bewaffneten Widerstandes gegen die Durchführung der Unionsgesetze verlangte. In derselben Proklamation rief er 75000 Freiwillige zu den Waffen, „um die Forts, Orte und Besitztümer, die man der Union weggenommen, wieder in Besitz zu nehmen“.

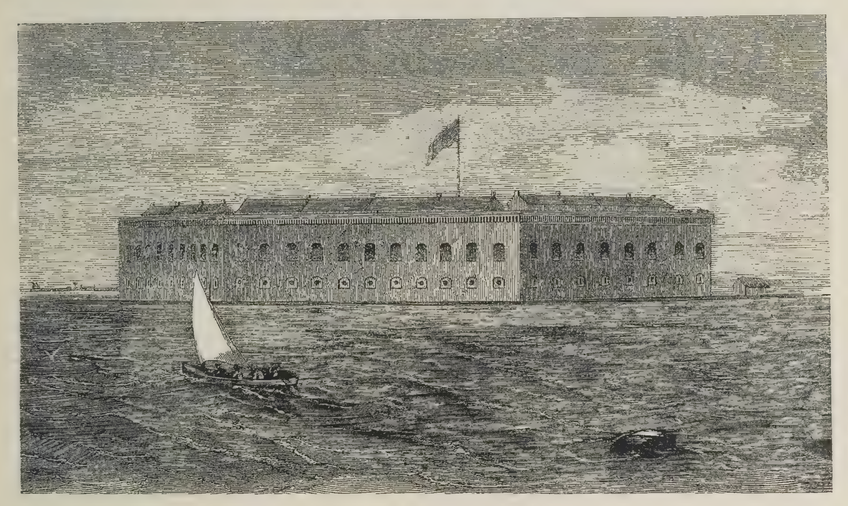
Der „Schuß von Fort Sumter“ hatte mit einem Schlage den ganzen Norden aufgerüttelt. Eine unbeschreibliche Wut gegen die Ver-

brecher an der Einheit verband sich mit dem begeisternden Vorsatz, diese Einheit zu verteidigen und bedingungslos wiederherzustellen. Besonders in Lincolns heimatlichem Westen drängten sich die Männer zu den Rekrutierungsstellen. Statt der von Lincoln verlangten 75 000 Mann meldeten sich in wenigen Tagen über 500 000 Freiwillige. Besonders auch aus den Tausenden von deutschen Einwanderern, die das Jahr 1848 und die danach einsetzende reaktionäre Ära nach dem Lande der Freiheit getrieben hatte, drängten sich viele dazu, nun wenigstens für die Einheit und Freiheit ihres neuen Vaterlandes kämpfen zu dürfen. Fast alle Führer aus der unglücklichen badischen Revolutionsbewegung finden wir in den Reihen der Unionsoffiziere wieder. Manche brachten es in diesem Krieg zu hohen Stellungen in der Armee, zum Beispiel General Franz Sigel, der Kriegsminister der „Badischen Republik". Ebenso nahm Carl Schurz, nach einer kurzen Tätigkeit als Gesandter in Madrid, als Generalmajor ehrenvoll am Kriege teil. Auch Fritz Hecker „lebte noch". Den „Traum der deutschen Republik", wie es im Heckerlied heißt, hatte der Fünfzigjährige zwar ausgeträumt, aber für Einheit und Freiheit kämpfen, wenn auch unterm Sternenbanner statt unter Schwarz-Rot-Gold, dazu fühlte er sich noch jung und feurig genug. An der Spitze eines in Missouri selbst angeworbenen deutschen Regiments stellte er sich der Union zur Verfügung.

Die Lage der Regierung in Washington war keine angenehme. Die Gefahr eines Handstreiches der Rebellen auf die Hauptstadt lag nahe. Eingebettet zwischen Virginia im Süden, das sich zwei Tage zuvor den Rebellen angeschlossen hatte, und Maryland im Norden, in dessen Hauptstadt Baltimore am 19. ein gleich nach dem Fall Sumters abgesandtes Bostoner Milizregiment von bewaffnetem Mob überfallen worden war, schien die Hauptstadt dem Süden preisgegeben. Dazu kam, daß infolge der Sprengung aller Eisenbahnbrücken um Baltimore herum Washington tagelang vom Norden völlig abgeschnitten war, bis weitere Milizregimenter aus Massachusetts Baltimore besetzt hatten.

Der Abfall Virginias, des Heimatstaats so vieler großer Männer der Revolution von 1776, löste im Süden begreiflicherweise große Begeisterung aus und erhöhte die Siegesgewißheit. Beides kam dadurch zum Ausdruck, daß die Hauptstadt der Konföderation nunmehr

von dem weit im Süden gelegenen Montgomery nach Richmond in Virginia verlegt wurde. Noch ein anderes folgenschweres Ereignis hatte der Abfall zur.Folge. Die Generale Robert E. Lee und Joseph Johnston, beide noch in Washington und in Diensten der Union, der eine als Gouverneur der Militärakademie in Westpoint, der andere als Generalquartiermeister, verließen die Hauptstadt, „um ihren Degen ihrem Heimatstaat zur Verfügung zu stellen“. Der Feldherrnbegabung dieser beiden verdankt die Konföderation ihre großen militärischen Erfolge im Bürgerkrieg. Dem Abfall Virginias



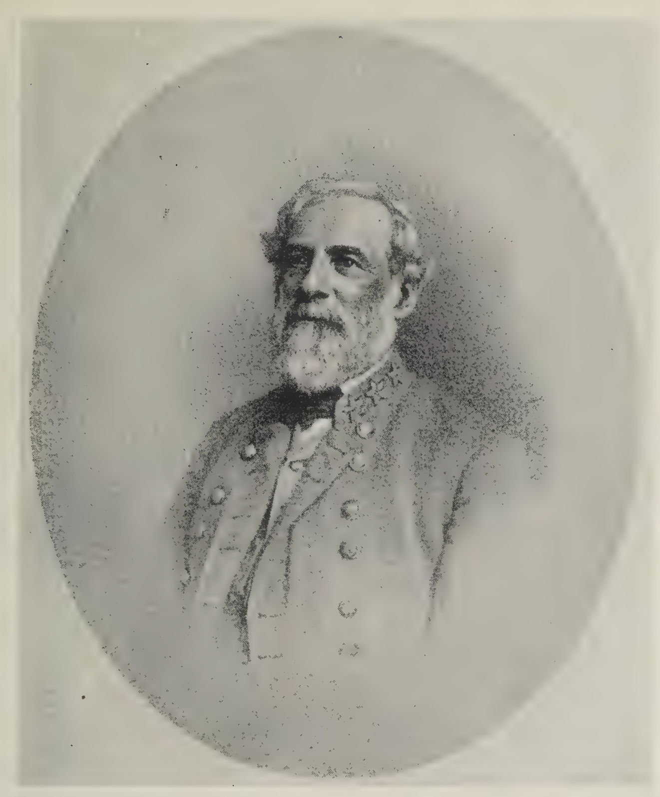
Fort Sumter

folgte Arkansas und Ende Mai Nord-Carolina. So war der ganze Süden im Kampf „um seine Freiheit“ vereinigt.

Dieser Kampf mußte ein ungleicher werden und, wie Lincoln seinerzeit vorausgesagt hatte, schon deshalb mit dem Sieg des Nordens enden, weil dieser schon allein an Bevölkerungszahl dem Süden weit überlegen war. Wenn der nun beginnende Bürgerkrieg trotzdem fast auf den Tag vier Jahre dauerte, dem Norden zwei Jahre lang auf dem wichtigsten Kriegsschauplatz, vor Washington, Niederlage auf Niederlage brachte und es Augenblicke gab, wo man dort an einer Entscheidung verzweifelte und sich mit dem Gedanken an Verhandlungen trug, so lag das hauptsächlich an der Verschiedenheit der sozialen und politischen Struktur der beiden Staatshälften.

Im Krieg sind schließlich Disziplin des Heeres, militärische Ausbildung der Führer und deren Feldherrngaben unbedingte Voraussetzung für den Erfolg. Über beides verfügte der Süden von Anfang an, während im Norden die Führer sich erst heranbildeten und die Disziplin der Mannschaft bis zuletzt sehr viel zu wünschen übrigließ. Die Herrenschicht im Süden war an befehlen, die „armen Weißen" daran gewöhnt, in der oberen Schicht ihre sozialen und politischen Führer zu sehen und ihnen zu folgen. Die Offizierslaufbahn war fast der einzige Beruf, der sich den nachgeborenen Söhnen der Pflanzeraristokratie eröffnete. Parteien gab es nicht, wenigstens war in den eigentlichen Sezessionsstaaten die Anzahl der Männer, die an dem Unionsgedanken festhielten, so verschwindend gering, daß irgendein Teil der öffentlichen Meinung überhaupt nicht hinter ihnen stand. In Wirklichkeit kannte der ganze Süden, „*the solid South*", nur einen Gedanken: die Verteidigung seines Rechts zur Selbstbestimmung; beseelte ihn nur ein Gefühl: der Haß gegen die Vergewaltiger, die ihm dieses Selbstbestimmungsrecht streitig machten, die ihm „sein Eigentum" nehmen und es, die Negersklaven nämlich, gegen ihre weißen Herren aufreizen wollten. Daß der Krieg aus den fortgesetzten Versuchen seiner Führer entstanden war, der ganzen Nation die Sklaverei aufzudrängen und ihre moralische Berechtigung zu erzwingen, hatte das Volk im Süden vergessen, wenn es ihm überhaupt jemals klar zum Bewußtsein gekommen war. Außer der Kraft, die dieser Geist dem Volksheer des Südens gab, kam der Konföderation rein strategisch die Tatsache zugute, daß sie die „innere Linie" hielt und, bei dem Mangel an einheitlicher Leitung des Gegners, durch schnelle Konzentration von Truppen an einer bestimmten Stelle dessen numerisches Übergewicht ausgleichen konnte. Und schließlich besaß der Süden in Lee einen Feldherrn von ganz großer Begabung, dem der Norden keinen gleichwertigen Mann entgegensetzen konnte. Auch Joseph Johnston, „Stonewall" Jackson und der Reitergeneral Stuart waren bedeutende Heerführer, an deren Erfolgen sich die Unionsgenerale buchstäblich heranbildeten.

Zwar war die Begeisterung für die Union bei der Armee des Nordens nicht minder stark als der entsprechende Haß im Süden, und ihre Tapferkeit im Feuer gab dem Mut der konföderierten Soldaten in nichts nach, aber mit Begeisterung und Tapferkeit allein kann



Der Generalissimus der „Konföderierten Staaten", Robert E. Lee

man keinen Krieg führen und nicht einmal immer Schlachten gewinnen. Das mußte man hier bald merken.

Vor allem aber hält die Begeisterung vor dem Mißtrauen in die Fähigkeit der Führer schlecht stand. Die ganz ungewöhnlich schweren Verluste auf der Seite des Nordens in den Schlachten der ersten zwei Jahre sprechen zwar für die Moral der Truppen, sind aber zum großen Teil auf deren ungeschicktes Einsetzen durch die Generale zurückzuführen. So waren denn auch von Anfang an Desertionen an der Tagesordnung, und als sich der erfolglose Krieg immer länger hinzog, verließen die Soldaten buchstäblich zu Tausenden ihre Truppenteile. Die Selbständigkeit des Nordländers, der sich im Privatleben auf seine eigene Tüchtigkeit und sein eigenes Urteil verließ, bedeutete vom Standpunkt militärischer Zucht eine Belastung, die der lange Druck

eines schlechtgeführten, ungewöhnlich blutigen Krieges in gefährlichem Ausmaß verstärkte. Die naive Auffassung über Heerespflicht und Disziplin, die bei den Bürgermilizen des Nordens herrschte, wird durch die unglaublich klingende Tatsache beleuchtet, daß ganze Freiwilligenregimenter noch wenige Stunden vor Beginn der ersten großen Schlacht des Krieges am Bull-Run-Fluß, am 19. Juli, den Heimmarsch antraten, weil ihre dreimonatige Dienstzeit, für die sie laut Lincolns erster Proklamation vereidigt waren, an diesem Tag abgelaufen war. Die Korpsführer des Nordens waren zwar auch berufliche Militärs, obzwar keine militärischen Genies darunter waren, aber viele von den Divisions- und Brigade-Generalen kamen aus bürgerlichen Berufen und verdankten ihre Kommandos ihrer Stellung in ihrem Heimatsstaat oder anderen politischen Gründen. Zwischen ihnen und den „Westpointern" war das Verhältnis nie sehr gut, aber auch zwischen den verschiedenen Westpointern selbst herrschte gegenseitige Eifersucht, und mancher von ihnen war auch ein „politischer General". Die Praxis der Vergangenheit, erfolgreiche Generale zur Präsidentschaft zu berufen, hat in manchen Köpfen Unheil gestiftet. Das war auch der Grund, warum man in Washington auf die Volkstümlichkeit eines Generals Rücksichten nehmen mußte, obwohl diese Volkstümlichkeit nur allzuoft auf Äußerlichkeiten und Vorschußlorbeeren beruhte. Fast jeder dieser Generale hatte einen politischen Anhang, der in der Öffentlichkeit für ihn Propagandaarbeit leistete und seine Abberufung wegen Untüchtigkeit oft zu einer politischen Frage machte. Diese schlimmsten Übel hörten erst auf, als zu Anfang des vierten Kriegsjahres Ulysses S. Grant zum Oberbefehlshaber aller Unionsheere ernannt worden war.

Wenn aber aus all diesen Gründen der Norden auch Schlachten verlor, so konnte das Ende des Krieges, wenn nur durchgehalten wurde, doch nicht zweifelhaft sein. Denn die wirtschaftlichen Hilfsquellen des Nordens waren gewaltig, der Handel, da die Konföderation keine Flotte besaß und ihre Küsten außerdem blockiert waren, ging ungestört weiter, und obwohl die Union am Ende des Krieges fast eine Million Männer unter den Waffen hatte, stockte im Norden und Westen die Arbeit auf dem Land und in den Fabriken keinen Augenblick, während im Süden die letzten Siebzehnjährigen an die Front mußten.



General Winfield Scott

Auch war der Kriegsplan, den der vorsichtige alte Scott gleich zu Anfang entwarf, durchaus richtig und hat letzten Endes, von anderen durchgeführt, auch den Erfolg gebracht. Danach sollten die konföderierten Staaten erst an ihrer Peripherie eingekreist werden, und zwar bestand der Plan in seinen Hauptteilen in der Blockierung der Küste, dem Stellungskrieg im Norden und dem langsamen Vordringen vom Mississippi westwärts. Aber dieses langsame Erwürgen der Rebellenstaaten, das Scott mit der tödlichen Umwicklung ihres Opfers durch die Anacondaschlange verglich, war dem ungestümen Drängen der öffentlichen Meinung gar nicht recht. Überall machte man Witze über den „Anakondaplan", ebenso wie später General Mac Clellans monatelanger Tagesbericht: „Alles ruhig am Potomac", einem Flusse unweit Washington, zum geflügelten Wort wurde.

Die Schlacht am Bull Run, knapp zwanzig Kilometer von Washington, endete nach zweitägiger Dauer am 21. Juli mit der völligen Niederlage der Potomac-Armee unter dem Befehl des Generals Mac Dowell. Nicht minder naiv als die Bürgersoldaten, hatte die Heimbevölkerung geglaubt, daß man mit einem Schlage die Rebellen erledigen könnte, und hatte ungestüm nach dieser Schlacht verlangt. Senatoren und Politiker aus Washington waren hinausgefahren, um Zeuge des glorreichen Sieges ihrer in Soldaten verwandelten Wähler zu sein. Sie wurden statt dessen Zeugen der völligen Auflösung der durch die Niederlage unerwartet betroffenen kriegsungewohnten Milizregimenter. Mit der Hoffnung auf eine schnelle Erledigung des Aufstandes war es jetzt vorbei. Der Süden war nun erst recht voll Siegeszuversicht, und Mac Dowells Nachfolger, General Mac Clellan, hütete sich wohl, seinen Führerruhm aufs Spiel zu setzen, den er sich im westlichen Virginia errungen hatte. Dort hatte er in den vergangenen Monaten an der Spitze einer kleinen Unionsarmee die konföderierten Truppen nach dem Osten des Landes hinausgedrängt. Dieser Erfolg hat der Sache der Union einen neuen Staat, West-Virginia, zugeführt, dessen Selbständigkeit nach Beendigung des Krieges vom Mutterstaat anerkannt werden mußte.

Als Befehlshaber der Armee, die die Hauptstadt deckte, und bald als Oberbefehlshaber aller nördlichen Armeekorps, ging Mac Clellan daran, die Potomac-Armee zu einem kriegstauglichen Instrument zu machen. Während im Frühjahr 1862 Grant und Pope im Westen durch eine Reihe von Siegen, von welchen die blutige Schlacht von Shiloh (6. April) der bedeutendste war, das Mississippital zum großen Teil vom Feinde säuberten und die Flotte unter Admiral Farragut mehrere Küstenforts und schließlich New Orleans eroberte, lag Mac Clellan immer noch, die Armee organisierend, vor Washington. Endlich, im Sommer, unternahm er den Versuch, vom Westen her angreifend die Rebellenhauptstadt Richmond einzunehmen. Der Versuch mißlang gänzlich. Lee war im Bewegungskrieg Meister und schlug und manövrierte die Potomac-Armee aus all ihren Positionen heraus. Der so großartig angekündigte „Peninsula"-Feldzug — Richmond liegt auf einer von den Flüssen York und James gebildeten großen Halbinsel — war kläglich gescheitert. Nun wandten sich Lee und „Stonewall" Jackson nordwärts gegen



General George B. M'Clellan

die vor Washington neugebildete Armee unter Pope, warfen ihn nach mehreren verlustreichen Gefechten auf die Hauptstadt zurück und überschritten den Potomac.

Es war die dunkelste Stunde des Krieges für die Unionsregierung. Teile der Rebellenarmeen unter Jackson und Stuart schwärmten weit nördlich bis nach Pennsylvania hinein. Endlich, am 17. September, griff Mac Clellan, der wieder das Kommando erhalten hatte, bei Antietam in Maryland den Feind an. Die Schlacht war kein entscheidender Sieg gewesen, aber Lee zog sich, von Mac Clellan unbelästigt, über den Potomac zurück. Die öffentliche Meinung beschuldigte damals den General, daß er Lee absichtlich habe entkommen lassen. Sicher ist, daß er schon damals politische Ambitionen

hatte. Er wurde im übrigen nach einem Monat seines Kommandos enthoben, um sich zwei Jahre später als demokratischer Präsidentschaftskandidat gegen Lincoln aufstellen zu lassen.

Sein Nachfolger, General Burnside, wollte noch im selben Herbst dem Volk einen Sieg schenken und griff Lee in dessen fester Stellung bei Fredericksburg an, um ihn nun seinerseits nach Süden und auf Richmond zurückzuwerfen. Der Angriff, am 15. Dezember begonnen, wurde blutig zurückgeschlagen. Zehntausende hatte er den gegen die Verteidigungslinien Lees mit Todesverachtung anstürmenden Unionstruppen gekostet, und als das zweite Jahr des Krieges zu Ende ging, war die Hauptstadt der Rebellen sicherer denn je und die Hauptstadt der Union nach wie vor vom unbesiegten Feind in nächster Nähe bedroht. Dieser hatte außerdem im Westen den Abfall West-Virginias wieder wettzumachen versucht, indem er nach einem erfolgreichen Einfall in Kentucky dort eine konföderierte Regierung einsetzte, die allerdings nicht vom Volke getragen war und schnell wieder verschwand, als der Feind aus dem Land geworfen wurde.

Das Frühjahr 1863 kam, und die Potomac-Armee erhielt einen neuen Führer, den wegen seiner persönlichen Tapferkeit von den Soldaten vergötterten General Joseph Hooker, der sich schon als junger Offizier im mexikanischen Krieg ausgezeichnet hatte. Er war ein guter Soldat, aber als Feldherr Lee und Jackson ebensowenig gewachsen wie seine Vorgänger. Der von ihm mit großer Siegesgewißheit unternommene Vormarsch führte zur Schlacht von Chancellorsville, die nach dreitägigem Ringen mit dem Rückzug der Unionsarmee endete. Während die konföderierten Generale ihre 60 000 Mann durch geschicktes Manövrieren zu verdoppeln verstanden, kamen von den 130 000, die Hooker bei sich hatte, durch seine ungeschickten Dispositionen kaum 90 000 ins Gefecht. Gegenüber dem höheren Feldherrngenie Lees war alle Tapferkeit der Unionssoldaten umsonst. In dieser Schlacht wurden deutsche Regimenter, die den exponierten rechten Flügel der Nordarmee bildeten, in verzweifelter Gegenwehr fast gänzlich aufgerieben. Friedrich Hecker, der mit der Fahne in der Hand an der Spitze seines Regimentes zum Bajonettangriff vorging, wurde schwer verwundet.

Am 2. Mai hatte die Schlacht begonnen, am 4. abends wußte Hooker, daß er sie verloren habe, und am 5. befahl er den Rückzug.



General Joseph Hooker

Aber auch die Sache des Südens hatte einen schweren Verlust erlitten. Thomas Jackson, der unbesiegbare „Stonewall" General, war, von einem Kundschaftsritt am Abend des ersten Schlachttages zurückkehrend, aus Versehen aus seinen eigenen Linien beschossen worden und starb so durch eine konföderierte Kugel.

Der Norden aber hatte auf dem Kriegsschauplatz, den das Volk natürlicherweise als den wichtigsten betrachtete, wieder einmal einen vernichtenden Schlag erlitten.

Lees Truppen waren damals zu erschöpft, um Hookers teilweise noch ganz frische, weil in der Schlacht gar nicht eingesetzte Armee auf ihrem Rückzug über den Rappahannock-Fluß zu verfolgen. Aber da Hooker in der nächsten Zeit auch nichts gegen ihn unternahm, hatte er genügend Muße, seine Soldaten sich erholen zu

lassen, und beschloß dann, den Krieg ins Unionsgebiet zu übertragen, um der immer stärker werdenden Kriegsmüdigkeit im Norden Gewicht zu geben. Im Laufe des Juni überschritt er den Rappahannock, marschierte durch den äußersten westlichen Zipfel von Maryland und stand nun in Pennsylvania, nordwestlich von Washington und sogar von Baltimore. Die Unionsarmee, an deren Spitze nach Absetzung Hookers der General Meade getreten war, traf bei der Verfolgung am 1. Juli in der Nähe des Dorfes Gettysburg in Pennsylvania mit der Armee Lees zusammen. Am 3. Juli, dem Vorabend des „Unabhängigkeitstages", des Nationalfeiertages der Union, war diese gleichfalls dreitägige Schlacht endlich zugunsten der Unionsarmee entschieden. Die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten war hier fast gleich gewesen, 80000 Mann etwa, und der moralische Eindruck im Norden war wertvoller als die Schlacht selbst, die auch wieder keinen durchschlagenden Erfolg brachte, da es Lee gelang, sich aus seiner gefährlich gewordenen Stellung tief in Feindesland sicher und unbelästigt nach Virginia zurückzuziehen. Am Tage nach Lees Abzug von Gettysburg, am 4. Juni, fiel im Westen das „Gibraltar des Mississippi", Vicksburg, endlich in Grants Hände. „Der Vater der Ströme fließt wieder, ohne sich ärgern zu müssen, zum Meere", so drückte Lincoln die Freude des Mannes aus dem Westen über dieses große Ereignis in einem Briefe aus, den er an die republikanischen Führer nach Springfield schrieb.

Im Herbst säuberte Grant dann noch nach schweren Kämpfen bei Chattanooga (25. November) den Staat Tennessee vom Feind. Immer enger legte sich vom Westen her die Anacondaschlange um die Rebellenstaaten. Gettysburg und Vicksburg sind die Namen, die den Wendepunkt in der Geschichte des Krieges bedeuten. Zwar zog er sich noch fast zwei Jahre hin — das Gebiet, das noch erobert werden mußte, ist fast einundeinhalbmal so groß wie Frankreich —, aber er war für die Konföderation jetzt wirklich ein reiner Verteidigungskrieg geworden, der nur Aussicht auf Erfolg haben konnte, wenn der Norden, an einer bedingungslosen Unterwerfung verzweifelnd oder ihren Zweck nicht einsehend, zu Verhandlungen schreiten sollte. Diese Möglichkeit bestand im Norden sehr wohl. Sie hätte dem Gedanken der Zentralautorität, um den es in diesem Kriege nicht zuletzt ging, einen schweren Stoß versetzt, sie

vielleicht für immer in Frage gestellt. Lincoln sah das klar. Für Rebellen gab es nur bedingungslose Unterwerfung. Alles andere war ein Sieg für sie und die von ihnen verfochtene Idee. Aber für diese Unterwerfung mußte der Süden erst durch völlige militärische Niederlage reif gemacht werden.

Auf dem Schlachtfeld von Gettysburg hielt Lincoln am 19. November, gelegentlich der Einweihung des Kriegerfriedhofs für die Zehntausende, die hier gefallen waren, eine kurze Ansprache, die in der Knappheit des Ausdrucks, der Klarheit des Gedankens und der Schönheit der Sprache zu dem Wundervollsten gehört, was in englischer Sprache je geformt wurde. Ein solches Meisterwerk muß durch Übersetzung verlieren, weil die Musik der Sprache und die Schattierung der Worte fehlen. Wenn hier trotzdem ein Versuch gemacht wird, sie ins Deutsche zu übertragen, so nur deshalb, weil die Geschichte des Lebens und Schaffens Lincolns ohne Wiedergabe dieser Rede einfach nicht vollständig erscheint.

Nachdem ein für die Gelegenheit besonders eingeladener republikanischer Senator eine der langen, schwungvollen patriotischen Reden gehalten hatte, um derentwillen er berühmt und beliebt war, nahm Lincoln das Wort:

„Siebenundachtzig Jahre sind es her, da haben unsere Väter auf diesem Erdteil eine neue Nation geboren, in Freiheit gezeugt und dem Glauben gewidmet, daß alle Menschen in Gleichheit erschaffen sind. Wir befinden uns jetzt in einem großen Bürgerkrieg, die Probe zu bestehen, ob diese oder irgendeine andere Nation, so gezeugt und solchem Glauben gewidmet, sich lange halten kann. Wir sind auf einem großen Schlachtfeld dieses Krieges zusammengekommen. Wir sind hier erschienen, um einen Teil dieses Schlachtfeldes als letzte Ruhestätte denjenigen zu widmen, die ihr Leben hingegeben haben, damit diese Nation leben möge. Es ist wahrlich billig und recht, daß wir dies tun. — Aber in gewissem Sinn können wir diese Erde jenen gar nicht widmen, können wir sie nicht weihen, können wir sie nicht heiligen. Denn diese Erde ist, weit über unser Vermögen hinaus, dem etwas hinzuzufügen oder wegzunehmen, von den braven Männern, lebenden und toten, geweiht worden, die hier gerungen haben. Die Welt wird wenig darauf achten, noch wird sie sich lang daran erinnern, was wir hier sagen. Aber sie wird nie vergessen, was

jene hier getan haben. — An uns, die wir noch leben, ist es daher, uns dem unfertigen Werk zu weihen, das die, die hier kämpften, so tapfer gefördert haben. Wir müssen uns der großen Aufgabe widmen, die noch vor uns liegt: damit wir von diesen ehrwürdigen Toten eine größere Hingabe an die Sache mitnehmen, für die sie das letzte volle Maß ihrer Hingebung dargebracht haben. Damit wir hier den hohen Entschluß fassen, daß diese Toten nicht umsonst gestorben sein sollen. Damit diese Nation mit Gottes Führung eine Wiedergeburt zur Freiheit erlebe. Und damit Herrschaft aus dem Volk, durch das Volk und für das Volk nicht von der Welt verschwinde."

Das war alles. In einem hat sich Lincoln geirrt. Die Welt erinnert sich heute noch der wenigen Worte, die er damals gesprochen. Und in Amerika lernt jedes Kind in der Schule die Rede von Gettysburg auswendig.

## DIE SKLAVENBEFREIUNG

In der Zeit, da Lincoln, an seiner eigenen Nützlichkeit und der Zukunft amerikanischer Ideale verzweifelnd, sich in Springfield seiner Anwaltstätigkeit hingab, schrieb er, im August 1855, an seinen Freund Speed in trauriger Bitterkeit die Worte: „Der Selbstherrscher aller Reußen wird eher seiner Krone entsagen und seine Untertanen zu freien Republikanern proklamieren, als unsere amerikanischen Herren freiwillig ihre Sklaven aufgeben."

Im Februar 1861, acht Tage nachdem zu Montgomery die abgefallenen Sklavenstaaten sich, am 11. des Monats, eine Verfassung gegeben hatten, zu deren Grundpfeiler sie die menschliche Sklaverei machten, verkündete Alexander II., der Zar-Befreier, die Aufhebung der Leibeigenschaft in seinem ganzen Reich. Nicht ganz zwei Jahre später, am 1. Januar 1863, erklärte der Präsident-Befreier die Aufhebung der Sklaverei in allen Staaten, die sich damals noch im Aufstand gegen die Regierungen der Vereinigten Staaten befanden. Die endgültige Befreiung aller Sklaven, auch in den Sklavenstaaten, die der Union treugeblieben waren, hat Lincoln nicht mehr erlebt. Sie erfolgte erst im Dezember 1865 durch Annahme des dreizehnten Amendments zur Verfassung.

Es war wohl von Anfang an klar, daß die Sklavereifrage, die in den Jahren vor dem Abfall des Südens zu so heftigen Auseinander-

setzungen im öffentlichen Leben geführt hatte und letzten Endes doch der Anstoß zur Rebellion gewesen war, im Verlaufe dieses Krieges früher oder später eine Lösung fordern würde. Wie Lincoln über diese Frage dachte, wissen wir. Wir haben aber gesehen, wie ängstlich er darauf bedacht war, den Krieg nicht als einen Kampf gegen die verfassungsmäßigen Rechte der Staaten erscheinen zu lassen, zu denen auch das Recht auf Sklavenhaltung gehörte. Vor allem galt es, den Krieg zu gewinnen, die Einheit wieder herzustellen und den Gesetzen der rechtmäßigen Regierung im ganzen Lande wieder Anerkennung zu verschaffen. War diese Aufgabe schon so schwierig genug, so konnte sie gänzlich mißlingen, wenn durch die Aufrollung der Sklavenfrage nicht nur die Demokraten des Nordens in Opposition zum Kriege gedrängt wurden, sondern wenn dadurch auch die Grenzstaaten, wie Maryland, Delaware, Kentucky und Missouri — alles Sklavenstaaten —, zur Konföderation abfielen. So stellte Lincoln die Frage zurück, bis sie sich als militärische Notwenigkeit von selbst aufdrängte, und durch die Entwicklung der Dinge die öffentliche Meinung besser darauf vorbereitet war.

Wie immer in solchen Fällen dachten aber die extremen Elemente unter den Sklavengegnern, die alten Abolitionisten und Free-Soil-Leute, daß jetzt ihre Zeit gekommen war, und warfen dem Präsidenten Verrat an der Sache der Freiheit vor. Auch einzelne Generale glaubten eigenmächtig vorgehen zu können und sich womöglich dabei populär zu machen. Fremont, der erste Präsidentschaftskandidat der republikanischen Partei, der als General die Unionstruppen in Missouri befehligte, erließ schon im August des ersten Kriegsjahres eine Proklamation, in der er über das zu seinem Kommando gehörige Gebiet das Standrecht verhängte, jedem, der darin in bewaffnetem Aufstand gegen die Unionsregierung betroffen würde, als Rebellen mit sofortigem Erschießen drohte und solchen Personen außerdem die Konfiskation ihres Vermögens und sofortige Freilassung ihrer Sklaven ankündigte. Man muß sagen, daß der „Pfadfinder“ mit der Ankündigung solch „californischer Methoden“ in weiten Kreisen der Unionsbevölkerung große Begeisterung auslöste. Die guten Leute vergaßen ganz, daß der Süden ein regelrechter Kriegsgegner mit einer großen Armee war, und mußten erst durch Lincoln daran erinnert werden, daß, im Falle Fremont seine

Drohungen ausführte, der Feind als Repressalie jedenfalls die von ihm gemachten Gefangenen sofort erschießen würde, worüber übrigens der im Westen kommandierende Südstaatengeneral auch gar keinen Zweifel ließ.

Obwohl Fremonts Aufruf schließlich nur das enthielt, was Lincoln sechzehn Monate später selbst in seiner Eigenschaft als Präsident und oberster Kriegsherr (selbstverständlich bis auf das Erschießen) proklamierte, konnte dieser jetzt unmöglich zugeben, daß ein einzelner General in solcher Weise eigenmächtig vorging. Er schrieb Fremont einen Brief, um ihn — bezeichnend für Lincoln — dazu zu bewegen, von sich aus diese Ordre zurückzunehmen. Hätte er Schiller so gut gekannt wie seinen geliebten Shakespeare, hätte er sicher zitiert: „Das muß uns schaden bei den Gutgesinnten.“ So war sein Schreiben immerhin eine ausführliche Begründung dieses Ausspruches. Als Fremont die Ordre nicht zurücknehmen wollte, mußte Lincoln dann doch persönlich eingreifen. Auch jetzt schonte er nach Möglichkeit die Stellung des Generals. Er erklärte dessen Ordre insoweit für gültig, als sie sich mit dem Gesetz decke, das der Kongreß kurz vorher beschlossen hatte. Dieses Gesetz bestimmte, daß das Eigentum des Feindes konfisziert werden könne, wenn es für die Kriegsführung gegen die Union verwendet würde. Da die Südstaatler ihre Sklaven zum Straßenbauen, Brückenschlagen, Schützengrabenziehen und Munitionschleppen benutzten, so war es nur logisch, wenn ihnen dieses „Eigentum“ fortgenommen wurde. Im Süden wurde dieses Gesetz natürlich als ein gegen alles Völkerrecht verstoßender Eingriff in das Privateigentum der Bürger eines kriegführenden Staates verschrien, und so ähnlich fingen auch schon damals die nördlichen Demokraten zu argumentieren an, die zwar für die Erhaltung der Union eintraten und den Krieg in dieser Hinsicht guthießen, aber in ihrer doktrinären Prinzipienreiterei, nicht immer aus bösem Willen, sich angewöhnten, alle Maßregeln zu bekämpfen, die den Krieg erst wirksam machen konnten.

Den Anstoß zur Entscheidung in der Sklavereifrage gaben schließlich sonderbarerweise außenpolitische Momente. Von Anfang an war man in London, Paris und Madrid nicht abgeneigt, den Bürgerkrieg der Union zum eigenen Vorteil auszunützen. Die Zustände in Mexiko, die Napoleon III. schließlich zu dem Kaiserexperiment mit

Erzherzog Maximilian veranlaßten, konnten leicht europäische Mächte dazu verleiten, in der jetzigen Lage Amerikas einmal die Monroedoktrin herauszufordern, die ja kein internationales Abkommen, sondern eine einseitige Erklärung der Washingtoner Regierung ist. Auch sonst gab es Reibungsflächen genug. In englischen Häfen wurden, unter stillschweigender Duldung der Regierungsorgane, Kaperschiffe ausgerüstet, so die berühmte „Alabama", die den Seehandel der Union schwer schädigten. Jeden Augenblick konnte eine kriegerische Verwicklung mit einer europäischen Macht entstehen, trotz Lincolns Ansicht, daß „ein Krieg auf einmal genüge". Bisher war es ihm gelungen, durch Nachredigieren der Noten des temperamentvollen Seward jedes ernstere Zerwürfnis zu vermeiden. Aber die Stimmung in Europa blieb dem Süden günstig. Bezeichnend ist, was Bismarck später einmal zu Carl Schurz sagte: „Wenn ich ganz ehrlich sein soll, war etwas in mir, was mich für die Sklavenhalter als der aristokratischen Partei in Ihrem Bürgerkrieg instinktiv sympathisieren ließ." So dachten damals wohl alle maßgebenden Kreise in Europa. Schurz, der von Lincoln als Gesandter nach Madrid geschickt worden war, hat als einer der ersten, im Gegensatz vor allem zu Seward, die Notwendigkeit erkannt, die öffentliche Meinung Europas neu zu orientieren. Es ist ja nicht verwunderlich, daß man es, gerade in England zum Beispiel, sonderbar fand, daß das, was in den Vereinigten Staaten als größte Tat der neuen Zeit verherrlicht wurde, die Lostrennung vom Mutterland auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes, nun plötzlich bei den konföderierten Staaten ein fluchwürdiges Verbrechen sein sollte.

Das mußte sich mit einem Schlage ändern, wenn die Frage der Sklaverei, über die sich die ganze zivilisierte Welt einig war, zur Grundlage des Kampfes gemacht wurde. Zugunsten eines Landes, das für das Recht kämpfte, Menschen in Sklaverei zu halten, hätte weder die Regierung Englands noch Frankreichs einen Krieg beginnen können. Die öffentliche Meinung beider Länder hätte das niemals zugelassen. Bezeichnend für die Richtigkeit dieses demokratischen Gedankenganges ist folgende beachtenswerte Tatsache: Während in England die begüterten Schichten gegen den Norden Stimmung machten, weil der Ausfall der Baumwolle eine Wirtschaftskrise in der verarbeitenden Industrie zur Folge hatte, sandten die

arbeitslosen Spinnereiarbeiter in Manchester, die doch unter diesen Folgen am meisten und unmittelbarsten zu leiden hatten, an Lincoln eine Glückwunschadresse, als dieser die Emanzipationsproklamation erlassen hatte.

Lincoln selbst versuchte zuerst der Sklavereifrage dadurch beizukommen, daß er im Kongreß eine Vorlage befürwortete, jeden Sklavenstaat, der die Abschaffung der Sklaverei beschließen würde, zum Zwecke der Entschädigung der Sklavenbesitzer mit Geld aus Unionsmitteln zu unterstützen. Das war im März 1862. Die Vorlage wurde zwar angenommen, aber keiner der unionstreuen Sklavenstaaten machte von dem Vorschlag Gebrauch. Erst zwei Jahre später schafften Louisiana und Maryland die Sklaverei freiwillig ab. Nur im Distrikt Columbia wurde durch Kongreßbeschluß damals schon die Sklaverei aufgehoben und den Sklavenbesitzern eine Entschädigung bezahlt — eine Genugtuung für den ehemaligen Repräsentanten Lincoln. Hätten die Randstaaten seinen Vorschlag angenommen, wäre es doch möglich gewesen, daß innerhalb der konföderierten Sklavenstaaten das Beispiel gewirkt hätte.

Der Gedanke ließ Lincoln nicht mehr los. Im Laufe des Juli scheint die Idee, die Sklavenbefreiung wenigstens in den Rebellenstaaten als Kriegsmaßregel zu versuchen, feste Gestalt angenommen zu haben. Er entwarf eine diesbezügliche Proklamation. Angesichts der fortwährenden Siege der Südstaaten-Armeen konnte er aber unmöglich einen Schritt tun, der überall als Verzweiflungsakt gedeutet worden wäre. Mittlerweile wurden die extremen Flügel der Republikaner immer ungeduldiger. Wieder hatte ein Untergeneral, Hunter, auf eigene Faust einen Tagesbefehl erlassen, wonach alle Sklaven in seinem Operationsgebiet, wozu er etwas großzügig ganz Süd-Carolina, Georgia und Florida rechnete, „für ewig frei erklärt" wurden, und Lincoln hatte ihn scharf dementieren müssen. Da richtete am 19. August der berühmte Horace Greeley in seinem Blatt, der „*New York Tribune*", einen offenen Brief an Lincoln, in welchem er ihm in heftiger und wenig respektvoller Sprache Vorwürfe wegen seiner „Vorliebe für die Sklaverei" machte. Lincoln benutzte die Gelegenheit, um nun seinerseits in einem offenen Brief an Greeley dem Land seine Ansicht kundzugeben:

„Meine erste Aufgabe ist es, die Union zu retten, nicht die Sklaverei zu erhalten oder auch zu vernichten. Könnte ich die Union retten, ohne einen einzigen Sklaven zu befreien, so würde ich es tun; könnte ich sie retten, indem ich alle Sklaven befreie, so würde ich das tun; und könnte ich sie retten, indem ich einige Sklaven befreie und andere in Sklaverei belasse, so würde ich auch das tun. Was ich in bezug auf die Sklaverei und die farbige Rasse tue, tue ich, weil ich glaube, daß es hilft, die Union zu erhalten, und was ich unterlasse, unterlasse ich, weil ich nicht glaube, daß es der Union helfen würde." Und zum Schluß weist er deutlich auf den Unterschied zwischen Regierungstätigkeit und persönlicher Meinung: „Ich habe meine Aufgabe so auseinandergesetzt, wie sie die Pflicht meines Amtes mir stellt, und ich habe damit nicht die Absicht verbunden, eine Einschränkung meines oft ausgedrückten persönlichen Wunsches auszusprechen, es möchten alle Menschen überall frei sein."

Während der Entwurf zur Befreiungsproklamation in Lincolns Schreibtisch ruhte, kamen aus allen Teilen des Landes immer wieder Abordnungen, die ihn bestürmten, die Sklavenbefreiung auszusprechen. Einer besonders zudringlichen Deputation Chicagoer Pastoren, deren Wortführer ihm in heiliger Entrüstung zurief, er habe ihm „eine Botschaft des göttlichen Meisters" zu bringen, der ihm durch seinen Mund befehle, „die Tore der Knechtschaft zu öffnen", gab er schließlich zur Antwort, daß er „bei Tag und bei Nacht, wochenlang und monatelang über dieses Problem nachgedacht habe" und es doch sonderbar sei, daß der göttliche Meister den Umweg über die schrecklich gottlose Stadt Chicago genommen habe, um ihm seinen Willen kundzutun. Vorher aber hatte er den würdigen Herren an vielen Beispielen auseinandergesetzt, daß die Sklaven dadurch nicht frei würden, daß er es einfach dekretiere. Bei einer anderen Gelegenheit hat er dies dadurch zu veranschaulichen gesucht, daß er seinem Besucher auseinandersetzte, man könnte zum Schwanz eines Kalbes auch „Bein" sagen, damit habe das Kalb aber doch noch keine fünf Beine.

Es kamen die trüben Stunden, da Lee, nachdem er Pope bis an die Tore Washingtons zurückgeworfen hatte, in Maryland, also in Unionsgebiet, einfiel. Da war Lincoln, wie er später seinen Ministern erzählte, wie ein Kind niedergekniet und hatte ein Gelübde getan,

daß er, wenn der Feind aus Maryland hinausgeworfen würde, dies als einen Fingerzeig ansehen wolle, daß es seine Pflicht sei, den Schritt zu tun. Wieder einmal hatte Abraham Lincoln die Entscheidung einem „anderen“ überlassen. Das war Anfang September. Am 16. und 17. desselben Monats brach sich die Südstaatenarmee an den Ufern des Antietam gegen Mac Clellans Heer und mußte sich zurückziehen. Die Entscheidung war also gefallen, und nun gab es für Lincoln kein Schwanken und kein Nachgeben mehr. Am 22. berief er eine Kabinettssitzung, und am selben Tage noch ging die feierliche Kundgebung ins Land, deren Hauptinhalt war, daß „am ersten Tag des Januars im Jahre eintausendachthundertunddreiundsechzig nach der Geburt unseres Herrn alle Personen, die in einem Staate oder in dem ausdrücklich genannten Teil eines Staates, dessen Bewohner sich dann noch im Aufstand gegen die Vereinigten Staaten befinden, als Sklaven gehalten werden, dann, von da ab und für immer frei sein sollen“.

Lincoln hat wohl kaum erwartet, daß die aufständischen Staaten die Frist der hundert Tage bis zum ersten Januar benützen würden, um sich zu unterwerfen. In Wirklichkeit hat die Proklamation den Widerstandswillen der Konföderierten sogar noch gesteigert, und im Norden erwuchsen der Regierung jetzt außer unter den Demokraten, selbst bei einem Teil der republikanischen Politiker heftige Gegner. Diese wiesen höhnend darauf hin, daß die Sklaven im Süden auch nicht den leisesten Aufstandsversuch machten, um der ihnen von Lincoln geschenkten Freiheit schneller teilhaftig zu werden. Wir wissen allerdings, daß Lincoln an diese Möglichkeit gar nicht gedacht hatte und daß sie seiner ganzen Sinnesart auch gar nicht entsprach. Aber es war natürlich leicht für Demagogen vom Schlage des demokratischen Abgeordneten Vallandigham aus Ohio, im Kongreß auszurufen: „Der Krieg für die Union ist aufgegeben und der Krieg für den Neger hat offen begonnen. Mit was für Erfolg? Laßt die Toten von Fredericksburg die Antwort geben!“

Trotz dieser neuen schweren Niederlage des Unionsheeres, unter deren Eindruck das zweite Kriegsjahr zu Ende gegangen war, ging am 1. Januar 1863 die endgültige Befreiungsproklamation in die Welt. Durch diese Proklamation wurden alle Sklaven in Arkansas, Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Florida, Georgia, Süd-



Die Proklamation der Sklavenbefreiung
Gemälde von M. S. Carpenter im Kapitol in Washington

Carolina und Virginia (ohne West-Virginia) für frei erklärt und die Unionsbehörden sowie Armee und Marine angewiesen, diese Freiheit anzuerkennen und aufrechtzuerhalten. Ferner enthielt die Proklamation die Bestimmung, daß die so befreiten Sklaven (nicht nur, wie bisher, freie Schwarze) in den Heeren und in der Flotte der Union Dienst nehmen könnten. Das denkwürdige Schriftstück schließt mit den Worten: „Für diesen Akt, von dem ich aufrichtig glaube, daß er ein Akt der Gerechtigkeit und durch die Verfassung im Falle militärischer Notwendigkeit gerechtfertigt ist, rufe ich das verständnisvolle Urteil der Welt an und das gnädige Wohlwollen des allmächtigen Gottes."

Wovor Patrick Henry seine Landsleute in Virginia, John Quincy Adams die Sklavenhalter und Alexander Stephens vor kaum zwei Jahren die Südstaaten gewarnt hatte, war eingetreten. Durch das Kriegsrecht, das der Süden angerufen, war die Frage entschieden worden, deren Lösung sich dieser Süden durch fast drei Menschenalter hindurch zum Schaden der Nation widersetzt hatte.

Gewiß war damit die Sklaverei noch nicht im ganzen Lande abgeschafft. In den Randstaaten bestand sie zu Recht weiter, und in den konföderierten Staaten konnte sie vorläufig nicht beseitigt werden. In England höhnte man denn auch: „Wo Lincoln zu sagen hat, da schafft er die Sklaverei nicht ab, und wo er nichts zu sagen hat, ‚befreit' er die Sklaven." Und doch war diese Tat Lincolns das Entscheidende. Es konnte gar nicht ausbleiben und blieb auch nicht aus, daß eine Einrichtung, ganz abgesehen von der moralischen Beurteilung, die man ihr auf der ganzen Welt entgegenbrachte, sich in den Vereinigten Staaten nicht halten konnte, von der das Volk genau so tief wie sein Führer überzeugt war, daß sie die Ursache des versuchten Verrats an der Einheit der Nation gewesen war. War die Sache der Hochverräter erst verloren, ihr bewaffneter Widerstand niedergeschlagen, so mußte das Volksempfinden notwendigerweise darauf dringen, daß jene Einrichtung auch in den übrigen Staaten, in denen sie noch bestand, verschwand. Diese Erkenntnis war wichtiger als ein unmittelbarer militärischer Erfolg, und daß die öffentliche Meinung sich in dieser Richtung bewegte, kam dann in den Präsidentschaftswahlen im November 1864 deutlich zum Ausdruck. Der Sieg der Union war damals kaum mehr zweifelhaft. Die republi-

kanische Partei hatte in ihr Wahlprogramm einen Paragraphen aufgenommen, durch den sie sich verpflichtete, für die Abschaffung der Sklaverei in allen Staaten einzutreten. Mit überwältigender Mehrheit wurde Lincoln wiedergewählt, womit die Mehrheit des Volkes zum Ausdruck brachte, daß sie für diese endgültige Lösung der Sklavenfrage gewonnen sei. Das Werk, dem Lincoln sein Sinnen und Trachten gewidmet und an dessen Erfüllung er in den Springfielder Jahren verzweifelt hatte, ging durch den Willen des Volkes seiner Vollendung entgegen. Nicht länger sollte das Haus in sich uneins sein. Im Januar 1865 nahm der Kongreß nach längeren Debatten das verfassungsändernde Gesetz über die Aufhebung der Sklaverei an. Damit war der erste Schritt getan, und nun lag es bei den einzelnen Staaten, dem 13. Amendment zuzustimmen, damit es ein Teil der Verfassung der Union werden konnte.

Lincoln hat seine Annahme, im Dezember 1865, nicht mehr erlebt. Seine Ermordung war der letzte, schwerste Schlag für die Sklaverei. Die Einrichtung konnte nicht fortleben, deren Bekämpfung diesem Manne das Leben gekostet hat. Und in diesem Sinne hat Lincoln durch seinen Tod die Sklavenbefreiung zur Wirklichkeit gemacht und ist das Wort vom Märtyrer-Präsidenten keine leere patriotische Floskel.

## DER PRÄSIDENT

Als die Wahl Lincolns zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gesichert war, da gab es viele ehrlich patriotische Männer, die mit großer Sorge seiner Regierung entgegensahen. Wenn man gerecht ist, wird man ihre Bedenken verständlich finden. Das Land dem politischen Schisma verfallen, die europäischen Mächte in kaum verhehlter Sympathie mit der neuen „Konföderation", ein Bürgerkrieg so gut wie sicher und die Möglichkeit fremder Einmischung nicht unwahrscheinlich — verlangte eine solche Lage nicht den erfahrensten Staatsmann, den erprobtesten Diplomaten und besten Kenner der Weltpolitik, den das Land überhaupt besaß, am Steuer des gefährdeten Staatsschiffes? Statt dessen ergriff ein Mann dieses Steuer, der zwar sicher ehrlich und voll guten Willens und auch ein trefflicher Versammlungsredner war, der aber nie, nicht einmal in

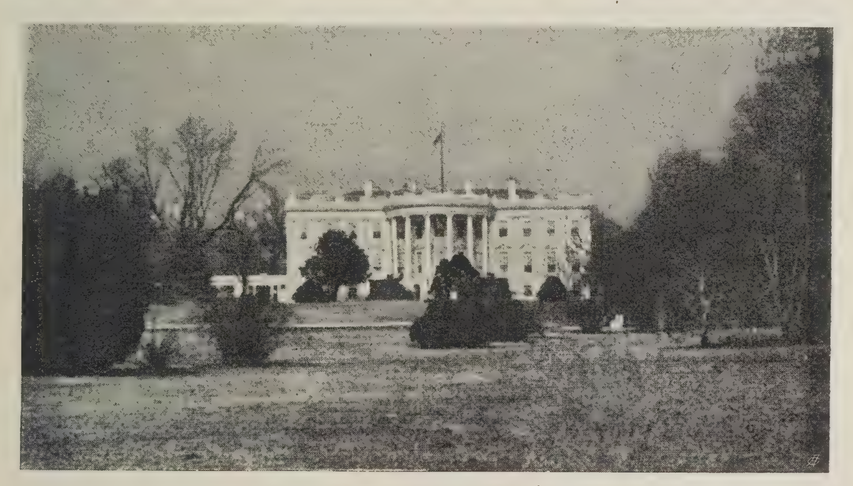
seinem eigenen wildwestlichen Heimatsstaat, ein verantwortungsvolles öffentliches Amt bekleidet hatte und der von der großen Welt internationaler Politik und Beziehungen überhaupt keine Ahnung hatte. Solche Gedanken erfüllten manchen vaterlandsliebenden Mann, der zu vornehm und groß dachte, um in das Geschimpfe und Gespötte der kleinen Geister miteinzustimmen.

Man kann diesen Männern ihre Gedanken nicht zum Vorwurf machen. Sie kannten die Eigenschaften nicht und konnten sie nicht kennen, die Lincolns Wesen ausmachten und die, wie Ralph Emerson von ihm sagte, mit den Aufgaben seines Amtes lediglich zu wachsen brauchten. „Sein Geist meisterte die Aufgaben des Tages, und wie die Aufgaben wuchsen, so wuchs auch seine Fähigkeit, sie zu erfassen." So urteilt der große amerikanische Philosoph. Überhaupt waren es die geistigen Größen der Nation, die Lincolns Größe zuerst schauten und verkündeten, Männer wie Lowell, Bryant, Emerson und Walt Whitman, während die Liebe und Anhänglichkeit, die das einfache Volk ihm schenkte, und die Zuneigung und Verehrung seiner politischen Freunde mehr dem guten Herzen und dem natürlichen Wesen des vielgeprüften Menschen galten. Die Worte der Politiker unter seinen Zeitgenossen zeigen, daß sie seine Regierungstätigkeit nicht zu würdigen verstanden, und ihre Taten nach seinem Hingang, daß sie seines Geistes keinen Hauch verspürt hatten. Die sogenannte „Rekonstruktionsperiode" nach Beendigung des Bürgerkrieges ist eines der dunkelsten Kapitel in der Geschichte der Vereinigten Staaten.

Die Stellung eines Präsidenten der Union kommt rein verfassungsrechtlich der eines Monarchen sehr nahe. Er entscheidet letzten Endes selbständig die Politik im Innern und nach außen. Auf ihm lastet die ganze Verantwortung, da auch die Kabinettsmitglieder nur ihm verantwortlich sind. Gegen ihn richtet sich daher auch jede Kritik an dieser Politik. Bei alledem ist er Monarch doch nur durch des Volkes Willen und durch der Partei Wahl. Wenn also auch dem Wohl des ersteren seine vornehmste Sorge zu gelten hat, so kann er sich doch dem Willensausdruck der Partei nicht ganz entziehen, in dem die Meinung des Volkes sich ja schließlich auch kristallisiert.

Lincoln war viel zu sehr von der Idee durchdrungen, nur, wie er es selbst ausdrückte, „Anwalt des Volkes", nur die Verkörperung der „Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk" zu sein.

als daß er nicht jede Äußerung der öffentlichen Meinung überdacht und nach Möglichkeit berücksichtigt hätte. Und doch hat er mehrmals in diesen Kriegsjahren, die seine Präsidentschaft ganz ausfüllten, bewiesen, daß er auch zielbewußter Führer sein konnte, wenn die öffentliche Meinung Wege ging, die sein klares Urteil und sein auf das Wohl des Ganzen gerichteter Blick nicht gutheißen konnte. Im Herbst des ersten Kriegsjahres hatten zwei Abgesandte der Rebellenregierung in Richmond sich auf dem englischen Dampfer „Trent" eingeschifft, um in London und Paris für die An-



Das Weiße Haus in Washington

erkennung der Konföderation zu wirken. Ein Kriegsschiff der Union hatte den Dampfer angehalten, die beiden von Bord geholt und als Gefangene nach Boston gebracht. In England war man über diese „Beleidigung der englischen Flagge" empört, und der britische Gesandte in Washington verlangte namens seiner Regierung die Herausgabe der Gefangenen. Gleichzeitig wurde ein Teil der englischen Flotte in amerikanische Gewässer geschickt und Truppen nach Canada eingeschifft. In der Union, wo die in der französischen und englischen Presse längst zutage getretene Sympathie für den Süden die Gemüter sowieso schon aufgebracht hatte, war die Erregung nicht minder groß. Die Verweigerung der Freilassung der Rebellenemissäre wurde hier ebenso zur nationalen Prestigefrage gemacht

wie das Verlangen der Herausgabe in England. Dabei war das Recht in diesem Falle zweifellos auf Englands Seite. Ja es lag sogar ein wichtiger Präzedenzfall zwischen den beiden Ländern vor. Der Krieg der Union gegen England im Jahre 1812 war gerade dadurch entstanden, daß englische Kriegsschiffe amerikanische Kauffahrteischiffe anhielten, nach französischer Konterbande durchsuchten und englische Untertanen, die sie auf diesen Schiffen fanden, herunterholten und in englischen Seedienst preßten. Gegen das Geschrei der Presse, gegen wütende Reden eigener radikaler Parteigenossen im Kongreß, gegen die Ansicht seiner Kabinettsmitglieder befahl Lincoln, die beiden Gefangenen den Engländern auszuliefern.

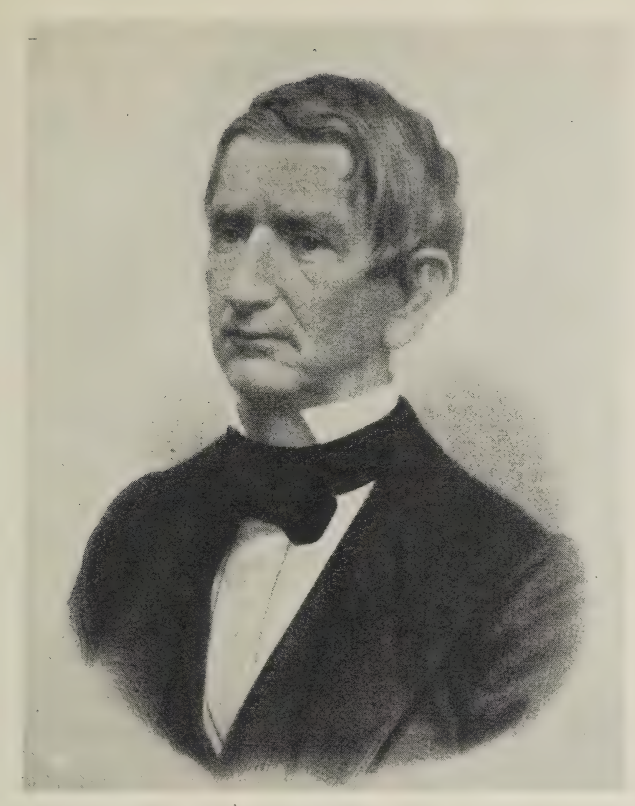
Die innerpolitische Lage, die sich durch das lange Hinziehen des Krieges ergab, hat den Präsidenten dann gezwungen, seine Volkstümlichkeit noch oft aufs Spiel zu setzen. Als nach der Niederlage Hookers bei Chancellorsville die demokratischen Führer und die unter ihrem Einfluß stehenden Volksteile in Wort und auch in Tat sich der damals eingeführten Aushebung widersetzten und auch sonst die Weiterführung des Krieges gefährdeten, machte Lincoln von seinem verfassungsmäßigen Recht Gebrauch, verhängte das Standrecht über das ganze Gebiet der Union und entzog damit die Übeltäter den Zivilgerichten. Laut schrien sie gegen den „Usurpator" und „Tyrannen", der die in der Verfassung garantierten Freiheiten der Bürger verletze. Die Feinde Lincolns, die Kriegsgegner, die heimlichen Begünstiger des Südens, die über die „verletzte Verfassung" schreienden Demokraten, all die Elemente, die das loyale Volk mit dem Sammelwort „*Copperheads*" (die Kupferkopfschlange ist eine der gefährlichsten Giftschlangen der südlichen Gegenden der Union) bezeichnete, schreckten vor keiner hetzerischen Verleumdung zurück. Lincoln blieb fest. Betrübt über die Notwendigkeit solcher Maßnahmen, die seiner Natur so gar nicht lagen, und geduldig die Schmähungen über sich ergehen lassend, hat er das „ernste Problem", wie er es nannte, gelöst, „ob eine Regierungsgewalt, die nicht so stark sein darf, daß sie die Freiheiten des Volkes gefährdet, zu gleicher Zeit stark genug sein kann, um sich in einer großen Krise zu behaupten". Und die große Mehrheit des Volkes hat durch seine Wiederwahl im vierten Kriegsjahr diese Lösung auch schließlich gutgeheißen.

Wie Lincoln über die Freiheiten des Volkes auch im Kriege dachte, zeigen zwei Ansprachen, die er kurz vor und bald nach seiner Wiederwahl in Washington hielt. In der ersten nahm er Gelegenheit, auf die unsinnigen Gerüchte hinzuweisen, als beabsichtige er, sich mit Gewalt an der Spitze des Landes zu halten: „Der Wille des Volkes, verfassungsmäßig zum Ausdruck gebracht, ist das höchste Gesetz für alle. Sollte es beschließen, sofort Frieden zu haben, selbst um den Preis seines Landes und seiner Freiheit, so wüßte ich nicht, welche Macht oder welches Recht es daran verhindern könnte." Und als ihm, wenige Tage nach der Wiederwahl, die Bevölkerung Washingtons eine Huldigung darbrachte, meinte er in seiner Dankrede: „Die Wahl war eine Notwendigkeit. Wir können ohne Wahlen keine Regierung der Freiheit haben, und wenn der Aufstand der Rebellen uns zwingen könnte, eine Präsidentenwahl ausfallen zu lassen oder auch nur zu verschieben, dann könnten die Rebellen fast mit Recht behaupten, daß sie uns schon besiegt und schon zugrunde gerichtet haben."

Lincoln war sich, als er sich zum höchsten Amt berufen fand, seiner mangelnden Erfahrung im Geschäftsgang der Regierungsmaschine vollkommen bewußt. Auch war er sich klar, daß er zur Stärkung der Regierungsautorität Männer heranziehen müsse, die im politischen Leben als angesehene und bereits erprobte Führer galten. So war sein Entschluß schnell gefaßt. Er erzählt selbst, daß er am Tage nach der Wahl, als sein Sieg außer Zweifel stand, sein Kabinett im großen und ganzen beisammen hatte. Darunter befanden sich an erster Stelle die drei Männer, die bei der Aufstellung der Präsidentschaftskandidatur in Chicago unterlegen waren: Seward, Chase und Cameron. Ohne es zu wollen, hat Lincoln dadurch, daß er diese drei Männer an verantwortungsvolle Posten setzte, der Nation bewiesen, was für ein Glück es gewesen, daß damals in Chicago er und nicht einer jener drei zur höchsten Verantwortung berufen worden war. Nicht als ob es ihnen — wenigstens den beiden Erstgenannten — an Tüchtigkeit in ihrem Amt gefehlt hätte. Seward hat als Staatssekretär, d. h. als Leiter des Außenamtes, schließlich Hervorragendes geleistet, und Chase hat die Finanzprobleme des Krieges mit Geschick gelöst. Aber keiner von ihnen hatte die Langmut, die Selbstlosigkeit, den Herzenstakt, die moralische Festig-

keit und das Verständnis für das einfache Volk, die zur Führung des Landes in den kommenden Jahren notwendig waren. In Wirklichkeit ist es nur diesen Eigenschaften, die Lincoln in so hohem Maß als natürliche Gaben besaß, zu verdanken, daß die Meinungsverschiedenheiten und oft scharfen persönlichen Auseinandersetzungen innerhalb des Kabinetts letzten Endes der Sache des Landes doch nicht gefährlich werden konnten. Anderer Menschen Temperament zu verstehen, in die Lage anderer sich hineinzudenken, die Beweggründe seiner Mitmenschen zu entschuldigen und ihnen nie eine persönliche Verletzung nachzutragen, darin bestand auch jetzt, wie zur Zeit des grübelnden Bräutigams, die Schwäche, aber auch die Stärke seines Charakters. Das Volk hat diese Schwäche übersehen, die von Politikern gern heftig getadelt wurde und in manchen Fällen sicherlich unnötige Verwicklungen und Verzögerung hervorrief. Dafür hat es aber auch dem Präsidenten sein Vertrauen bewahrt, als die Notwendigkeit, mit scharfen Maßnahmen gegen Kriegsgegner und „Defaitisten" vorzugehen, politischen Gegnern Gelegenheit gab, gegen den „Tyrannen" zu hetzen.

Seward hatte seine Niederlage in Chicago nicht verwunden, als Lincoln ihm, wenige Tage nach erfolgter Wahl, den Posten des Staatssekretärs anbot. Daß man ihn, den anerkannten Führer der Partei, den angesehenen Gouverneur und Senator von New York, den Erben Clays und Websters, übergangen hatte, um statt seiner diesen braven, aber gänzlich unerfahrenen und unkultivierten Anwalt aus Illinois zu wählen, kränkte ihn nicht nur persönlich, er hielt es ehrlich für ein nationales Unglück. Daß ihm dieser biedere Anwalt den wichtigsten Posten des Kabinetts anbot, zeigte, daß der Mann Verstand hatte, und schien — für Seward — anzudeuten, daß er in Erkenntnis seiner mangelhaften Eignung die große Politik ihm, dem erfahrenen Staatsmann, überlassen wollte. Trotzdem überlegte er sich seine Antwort drei volle Wochen und nahm das Amt in einem Brief an, in dem von seinem Pflichtbewußtsein dem Lande gegenüber die Rede war. Als Lincoln dann nach Washington kam, redigierte Seward dessen Antrittsrede gründlich um, muß aber wohl bei dieser Gelegenheit entdeckt haben, daß der Mann aus Illinois auch eigene Ansichten hatte. Jedenfalls schrieb er zwei Tage vor der Antrittszeremonie Lincoln einen Brief, in dem er darum bat,



William H. Seward

von der Annahme des Amtes entbunden zu werden. Er ließ sich überreden zu bleiben, muß aber dadurch in der Überzeugung seiner Wichtigkeit noch mehr bestärkt worden sein, denn in den Briefen, die er in den ersten Wochen an seine Frau schrieb, heißt es unter anderem: „Ich habe eine Art Diktatorschaft übernommen. Ich habe den Eindruck, daß, wenn ich hier nur auf acht Tage weggehen würde, die Regierung und der Kongreß der Ratlosigkeit und der Verzweiflung verfallen wären." Aber er tröstet sie damit, daß er „versuchen werde, die Freiheit und sein Vaterland zu retten".

Wie er sich diesen Versuch dachte, beweist ein Schriftstück, das er am 1. April, da Lincoln schon fast vier Wochen Präsident war, an diesen sandte. Nachdem er einleitend den bisherigen Mangel jeder inneren oder äußeren Richtlinie bedauernd festgestellt hatte, er-

öffnet er seinen Plan, das Land, das über die Sklavereifrage jeden Augenblick in einen Bürgerkrieg verwickelt werden konnte, dadurch zu einigen, daß man eine Lage schaffe, die das gemeinsame amerikanische Nationalgefühl aufstacheln mußte. Zu diesem Zweck müsse man von Spanien und Frankreich — wegen der Unruhen in deren amerikanischem Inselbesitz — sofort kategorisch Erklärungen verlangen, ebenso von England und Rußland. Dann müsse man Agenten nach Canada, Mexiko und Mittelamerika schicken, um den Geist amerikanischer Solidarität gegen europäische Intervention zu entflammen, und schließlich sollte man, wenn eine genügende Erklärung von Frankreich und Spanien nicht zu erreichen wäre, an diese Staaten den Krieg erklären. Das bewährte Mittel europäischer Potentaten, inneren Zwist durch eine „patriotische Einheitsfront gegen den äußeren Feind" zu überkleistern, sollte hier in geradezu phantastischer Form angewandt werden, unter Preisgabe all dessen, was Seward selbst am allerlautesten jahrelang verlangt hatte: der Entscheidung über die Sklavereifrage und ihre Ausbreitung. Zum Schluß dieses merkwürdigen Schreibens verlangte Seward, daß der Präsident energisch und tätig für diese Politik eintrete oder aber ihre Führung einem Mitglied seines Kabinetts übertrage. Dann „muß jede Debatte darüber enden und alles zustimmen und gehorchen".

Lincolns Antwort, am selben Tag verfaßt, war kurz. Auf den amerikanischen Krieg gegen halb Europa ging er gar nicht ein. Was seine innere Politik betreffe, so sei sie Seward zur Genüge bekannt.

Und dann — mit Beziehung auf Sewards Schlußbemerkung über die Führung: „Ich bemerke, daß, wenn dies geschehen muß, ich es tun muß. Wenn eine allgemeine Politik angenommen sein wird, so glaube ich aber, daß keinerlei Gefahr vorliegt, daß sie ohne guten Grund geändert oder Gegenstand fortwährender Debatten sein wird. In Einzelfragen, die im Laufe ihrer Durchführung sich aufdrängen, wünsche ich allerdings — und glaube hierzu berechtigt zu sein — das Urteil des ganzen Kabinetts zu hören. Ihr gehorsamer Diener A. Lincoln."

Es ist bezeichnend für Lincoln, daß er dieses Schreiben Sewards keinem Menschen gegenüber je erwähnt hat. Erst in den neunziger Jahren wurde der Briefwechsel von seinen Sekretären veröffentlicht.



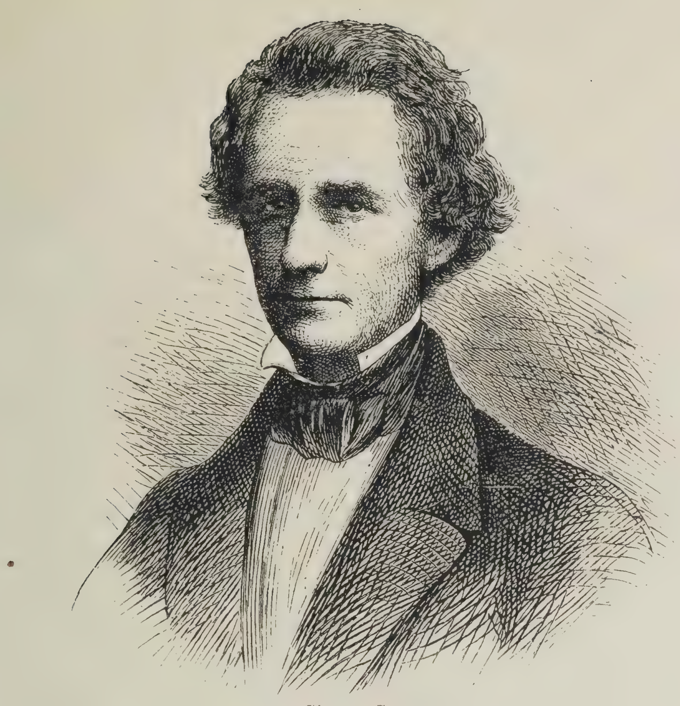
Salmon P. Chase

Seward selbst schwieg darüber, aber an seine Frau schrieb er: „Der Präsident ist der Tüchtigste von uns." Als gescheiter Mensch hatte er Lincolns Überlegenheit von jenem Augenblick an erkannt und beschränkte jetzt seine Einmischung auf die Ressorts seiner Kollegen, was nur allzuoft zu Auftritten und Streitigkeiten und zu Klagen bei Lincoln geführt hat. Aber dieser hielt ihn und beschwichtigte die erbosten Ministerkollegen mit dem lachenden Hinweis, daß Seward ihn selbst auch nicht besser behandle. Lincoln hat oft betont, daß er seine Mitglieder im Kabinett alle brauche, schon wegen ihres großen Einflusses in ihren Heimatstaaten. Bei Seward war dies besonders der Fall. Im übrigen wußte aber Lincoln auch genau, wie tüchtig und geschickt jener in seinem eigensten Bereich, den in diesen Zeiten oft sehr heiklen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten, war.

Salmon Chase, den Lincoln zum Sekretär des Schatzamtes, also zum Finanzminister, ernannt hatte, konnte seine Niederlage im Wettkampf für die höchste Würde des Landes noch weniger verschmer-

zen als Seward. Er nahm zwar den Posten im Kabinett an und hat sich als Ressortminister hervorragend bewährt, aber in politischer Beziehung beschränkte sich seine Mitarbeit von Anfang an auf scharfe Bemänglung fast aller Maßnahmen seines Chefs. Besonders paßte ihm als alten Kämpfer gegen die Sklaverei das Zögern Lincolns, dem Süden gegenüber sofort Gewalt anzuwenden, gar nicht. Auch war er von Anfang an für Befreiung der Sklaven durch einfache Verordnung des Präsidenten. In dieser Kritik legte er sich keinerlei Beschränkung auf, und bald war er der Vertrauensmann all jener, die mit Lincoln oder den übrigen Kabinettsmitgliedern aus irgendeinem Grunde unzufrieden waren. Nicht so gescheit wie Seward, hielt er sich im Gegensatz zu diesem seinem Chef für weit überlegen und für ungleich geeigneter, den Posten des Präsidenten auszufüllen. Als der vierjährige Präsidentschaftstermin Lincolns zu Ende ging, waren Chases Freunde eifrig dabei, für seine Wahl an Lincolns Stelle zu arbeiten. Dieser wußte das alles und hielt ihn doch im Amt. Als Chase dann schließlich wegen einer prinzipiellen Meinungsverschiedenheit mit den republikanischen Parteiführern in New York, im Sommer 1864, um seinen Abschied bat und ihn diesmal auch erhielt, ernannte ihn Lincoln im Herbst desselben Jahres zum Präsidenten des Obersten Bundesgerichts an Stelle des eben verstorbenen Taney, obwohl er „noch viel unschönere Dinge von ihm wußte“ als seine Freunde, die die Großmut des Präsidenten gar nicht verstehen konnten.

Cameron endlich, den Lincoln zum Kriegsminister gemacht hatte, hatte ein solches Talent, sich überall unbeliebt zu machen, daß selbst Lincoln ihn nicht halten konnte und schon nach wenigen Monaten Edwin Stanton an seine Stelle setzte. Dieser war einer der angesehensten Anwälte des Westens und hatte als solcher vor Jahren einmal den kleinen Anwalt aus Springfield gelegentlich einer gemeinsamen Prozeßführung seine berufliche Bedeutung in nicht gerade schöner Weise fühlen lassen. Buchanan hatte ihn im letzten Augenblick an Stelle des verräterischen Black zum Justizminister gemacht. Er war Demokrat, aber aus Jacksons Schule. Das Recht des Abfalls von der Union hatte er stets bedingungslos verneint und war einer der heftigsten Kritiker der abwartenden Haltung Lincolns während der ersten Wochen seiner Regierung gewesen. Energisch



Simon Cameron

und gleich aufbrausend, war er ein Mann von starker Persönlichkeit und erkannte diese auch in Lincoln. Er blieb ihm durch den ganzen Krieg hindurch ein treuer Mitarbeiter, wenn ihm auch bei seinem vollkommenen Mangel an Sinn für Humor die Art Lincolns oft auf die Nerven ging und seine Temperamentsausbrüche der Harmonie unter den übrigen Kabinettsmitgliedern auch nicht immer förderlich waren.

Die anderen Mitglieder des Kabinetts, darunter Blair von Missouri, auch ein Jackson-Demokrat, der bis Herbst 1864 Innenminister blieb, interessieren uns weniger. Es genügt festzustellen, daß, bis auf den Marinesekretär Welles, einem fleißigen ruhigen Mann, der sich nur um sein Ressort und seine Leute kümmerte, alle ihrem Staatschef immer wieder Gelegenheit gaben, seinen Takt, seine Geduld und sein ruhiges Urteil zu beweisen.

Aber der Präsident der Vereinigten Staaten ist nicht nur der verantwortliche Leiter der Staatspolitik, er ist auch der oberste Kriegs-

herr. Und seine Generale machten Lincoln das Leben und das Regieren nicht minder schwer als manche seiner politischen Mitarbeiter und freiwilligen Berater. Besondere Schwierigkeit verursachte ihm Mac Clellan. Er war von seinem Feldherrntalent und seiner eigenen Bedeutung ungeheuer eingenommen. Er hatte nach Absolvierung der Militärakademie in Westpoint in Mexiko gekämpft, war während des Krimkrieges als Beobachter dem alliierten Hauptquartier zugeteilt gewesen und war nach seinem Abschied aus der Armee in schnellem Aufstieg erst Chefingenieur, dann Präsident einer großen westlichen Eisenbahngesellschaft geworden. Er war, als er das Kommando über die Potomac-Armee bekam, erst vierunddreißig Jahre alt und pflückte eifrig die Vorschußlorbeeren, die seine Bewunderer dem „jungen Napoleon" darbrachten. Seine Erfolge gegen die schwachen Rebellenstreitkräfte unter den unionsfreundlichen Bergbewohnern West-Virginias hatten ihm vollends den Kopf verdreht. Wie er über Lincoln und die Regierung dachte, zeigen die Briefe an seine Frau. „Im Kabinett sind einige der größten Gänse, die ich je gesehen habe," und „das Herz wird mir schwer, wenn ich die Schlappheit und Unfähigkeit der armen Geschöpfe sehe, die die Geschicke dieses Landes leiten". Die Unverschämtheit, mit der der junge „Generalissimus" den Präsidenten persönlich behandelte, empörte selbst die anderen Generale, aber Lincoln sagte einmal bei einer solchen Gelegenheit zu Freunden: „Laßt nur, ich will gerne Mac Clellans Pferd halten, wenn er uns nur Erfolg bringt."

Als die „Ruhe am Potomac" Monat für Monat anhielt, unter dem Vorwand, daß das Heer immer noch nicht stark genug sei und an der Ausrüstung immer noch fehle, was der „junge Napoleon" für den Sieg unbedingt nötig hielt, riß schließlich auch Lincoln die Geduld und er befahl Mac Clellan den Vormarsch. Statt zu gehorchen, sandte der General ein unglaubliches Telegramm an Stanton, in dem er ihm vorwarf, die Armee zu opfern, und erklärte, daß, wenn es ihm „wirklich gelänge, das Land zu retten, er weder ihm noch sonst jemandem in Washington dafür zu danken haben werde". Lincoln hatte Mühe, den empörten Kriegsminister zu beruhigen, und wartete geduldig auf Mac Clellans versprochene Siege. Erst als dessen Unfähigkeit erwiesen war, enthob er ihn endlich des Kommandos.



Edwin M. Stanton

An Hooker, den er an Stelle des bei Fredericksburg geschlagenen Burnside setzte, schrieb der Präsident den folgenden charakteristischen Brief:

„Ich habe Sie an die Spitze der Potomac-Armee gestellt. Selbstverständlich habe ich das aus Gründen getan, die mir wichtig genug erscheinen. Trotzdem halte ich es für gut, Sie wissen zu lassen, daß es einiges gibt, worin ich mit Ihnen nicht ganz zufrieden sein kann. Ich bin überzeugt, daß Sie ein tapferer und begabter Soldat sind, worüber ich mich natürlich freue. Ich bin auch überzeugt, daß Sie Politik nicht mit Ihrem Beruf vermengen, womit Sie recht haben. Sie haben Vertrauen in sich selbst, eine wertvolle, ja eine notwendige Eigenschaft. Sie sind ehrgeizig, was, innerhalb vernünftiger Grenzen, mehr nützt als schadet. Aber ich fürchte, daß, während General Burn-

side das Oberkommando führte, Sie sich von diesem Ehrgeiz verleiten ließen und Ihrem Vorgesetzten, soweit Sie nur konnten, hinderlich waren, wodurch Sie dem Lande und einem verdienten und ehrenhaften Kameraden schweres Unrecht zugefügt haben. Es ist mir glaubwürdig hinterbracht worden, Sie hätten kürzlich gesagt, sowohl die Armee wie die Regierung brauche einen Diktator. Selbstverständlich habe ich Ihnen nicht wegen dieser Ansicht, sondern trotz dieser Ansicht das Kommando übertragen. Nur Generale, die Erfolge aufweisen können, können Diktatoren einsetzen. Um was ich Sie jetzt bitte, ist ein militärischer Erfolg. Die Diktatur will ich danach riskieren. Die Regierung wird Sie, soweit sie dazu fähig ist, bis aufs äußerste unterstützen. Dies ist nicht mehr und nicht weniger, als was sie bisher für alle Kommandeure getan hat und für alle Kommandeure tun wird. Ich fürchte sehr, daß der Geist, den Sie in die Armee gebracht haben, der Geist des Kritisierens des kommandierenden Generals und des Vorenthaltens des in ihn zu setzenden Vertrauens, sich jetzt gegen Sie wenden wird. Ich werde, soweit es mir möglich ist, Ihnen helfen, diesen Geist zu unterdrücken. Weder Sie noch Napoleon, wenn er heute lebte, könnten irgend etwas aus einer Armee herausholen, in der ein solcher Geist herrscht. Und nun hüten Sie sich vor Übereilungen. Hüten Sie sich vor Übereilungen, aber mit Energie und wachsamer Aufmerksamkeit gehen Sie vorwärts und geben Sie uns Siege."

Als dann die Nachricht von Hookers Niederlage bei Chancellorsville kam, war Lincoln wie zerschmettert. Die ganze Nacht blieb er allein in seinem Arbeitszimmer und durchdachte die Entschlüsse, die er nun zu fassen haben werde, um die Verluste wettzumachen und dem neuen Anstoß, den die Anti-Kriegsbewegung erhalten würde, zu begegnen. Im übrigen hatten ernstes Studium strategischer Bücher, lange Rücksprachen mit Scott und dessen Nachfolger als Chef des Stabes in Washington, General Halleck, und eingehendes Durchdenken der Kriegslage Lincolns natürlichen Scharfblick auch auf diesem Gebiet erhöht. Viele seiner Ratschläge, die von den Generalen nicht befolgt worden waren, haben sich später als richtig erwiesen. Als die Absicht Lees, nach dem Norden vorzustoßen, durch kleinere Abteilungsgefechte ziemlich deutlich erkennbar wurde, telegraphierte Lincoln an Hooker: „Wenn der Kopf von Lees Armee in Martinsburg ist und ihr Schweif auf der Straße

zwischen Fredericksburg und Chancellorsville, dann muß das Tier irgendwo sehr dünn sein. Könnten Sie es nicht auseinanderbrechen?“ Hooker ging nicht auf diese Andeutung ein, und Lee gelangte unbehelligt nach Pennsylvania und bis Gettysburg.

Erst nachdem Lincoln dem General Grant, dem Sieger von Vicksburg und Chattanooga, im März 1864 den Oberbefehl über alle Unionsheere übertragen hatte, hörten seine Sorgen über die Kriegführung auf und damit auch seine Direktiven an Generale. Er hatte von Anfang an Vertrauen in diesen einfachen Soldaten, der nicht zu bewegen war, als Oberbefehlshaber sein Hauptquartier in Washington aufzuschlagen, weil er politische Intrigen und „Gesellschaft“ haßte. Diese Abneigung gegen das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt hat ihm übrigens das Leben gerettet. An jenem verhängnisvollen Abend sollte er mit dem Präsidenten, seiner Frau und anderen der Vorstellung im Fordtheater beiwohnen, zog es aber vor, noch im letzten Augenblick abzusagen.

Bekannt ist Lincolns Ausspruch, als man ihm Geschichten über Grants Vorliebe für Alkohol hinterbrachte. Er bat, man möge ihm doch die Whiskymarke nennen, die Grant tränke, damit er den anderen Generalen ein paar Fässer davon schicken könne. Dies war, wie er selbst erzählte, nur eine Variation einer Geschichte, die man dem König Georg II. von England-Hannover nachsagte. Als jemand sich bei diesem über Wolfe, den späteren Sieger von Quebec, beklagte und meinte, der General sei toll, habe der König geantwortet: „Ich wünschte, er bisse meine übrigen Generale.“

Sehr verschieden von seinen früheren Schreiben an andere Befehlshaber ist auch der Brief, den Lincoln Ende April des gleichen Jahres an den Oberstkommandierenden schrieb: „Da ich Sie vor Beginn des Frühjahrsfeldzuges wohl nicht mehr sehen werde, möchte ich Ihnen auf diesem Wege meine gänzliche Zufriedenheit mit allem ausdrücken, was Sie bisher unternommen haben, soweit ich etwas davon verstehe. Die Einzelheiten Ihres Feldzugsplanes kenne ich nicht und verlange ich auch gar nicht zu kennen. Sie sind wachsam und selbstsicher, ich freue mich darüber und habe nicht die Absicht, Ihnen irgendwelche Rücksichten oder Einschränkungen in den Weg zu legen. Während mir unendlich viel daran liegt, eine schwere Niederlage oder eine Gefangennahme unserer Leute in

größerer Anzahl vermieden zu sehen, weiß ich auch, daß diese Dinge Ihrer Aufmerksamkeit weniger entgehen werden als mir. Wenn noch irgend etwas fehlt, was ich zu verschaffen die Macht habe, so lassen Sie es mich bitte wissen. Und so, mit einer braven Armee und einer gerechten Sache, möge Gott Sie erhalten."

Sein Scharfblick hatte Lincoln nicht getäuscht. In Grant und seinen Unterführern, den Generalen Sherman und Sheridan, hatten die Unionsheere endlich Feldherren erhalten, die den Krieg für die Einheit der Republik ohne weitere schwere Niederlagen glücklich zu Ende führten.

## VATER ABRAHAM

Die Schlacht bei Fredericksburg war geschlagen und verloren. Fast zwei Jahre hatte schon der Krieg gedauert, und noch hatten die Heere der Union nicht einen einzigen entscheidenden Sieg errungen, noch wehte die Rebellenflagge fast im Angesichte der Hauptstadt bis tief hinein nach Texas und bis zur mexikanischen Grenze. Es zeigte sich immer mehr, daß dies ein langer Krieg werden würde, der ganz andere Anstrengungen verlangen würde, als die großen, die man bisher schon gemacht hatte. Da erließ Lincoln einen neuerlichen Aufruf nach Freiwilligen, und auch diesmal erhielt er aus dem Westen die schönste Antwort.

„Wir kommen, Vater Abraham, fünfhunderttausend stark."

Irgendwo, von irgendwem, wie es mit solchen Volksliedern geht, war dieses Lied gedichtet und komponiert worden, und bald sangen es Zehntausende neuer Soldaten der Republik. „Vater Abraham" — niemand weiß, wer den Präsidenten zuerst so genannt, ebensowenig wie man feststellen könnte, von wem er in New Salem zuerst der „ehrliche Abe" genannt worden war. Aber wie sich damals in jener Bezeichnung die Ansicht der Nachbarn über ihren Mitbürger ausdrückte, so jetzt die Auffassung des Volkes von seinem Präsidenten. Dies Volk wußte nichts von den Eifersüchteleien, dem politischen Ehrgeiz, dem Besserwissen und dem Überreifer, all den Dingen seiner politischen Umwelt, die den Zeitgenossen das Bild des Präsidenten fast verbargen.

Als der Sohn des Westens, den seine Mitbürger in Springfield so oft mit seinen Buben — einem hoch oben auf den Schultern reitend, einem an der Hand — zu seinem Anwaltsbüro hatten gehen sehen, das Weiße Haus in Washington bezogen hatte, ließ er nichts von seinem Wesen in Illinois zurück. Er blieb derselbe natürliche, herzliche, offene und einfache Mensch, der er immer gewesen war. Nur daß sich sein Leben jetzt auf einer größeren Bühne abspielte und in einer Umgebung, die bisher an seine Art nicht gewöhnt war. Bald wußte jeder eine Geschichte über ihn, etwas, was er getan oder gesagt hatte, und über keinen Mann des öffentlichen Lebens existieren so viel beglaubigte Anekdoten wie über Abraham Lincoln. Viele von diesen Geschichten hängen mit seiner „Manierlosigkeit" zusammen, an die sich seine Umgebung und seine Mitarbeiter in der ersten Zeit gar nicht gewöhnen konnten. Eine der bekanntesten hat mit der einzigen äußerlichen Veränderung zu tun, die an Lincoln vor sich gegangen war. Er hatte sich nach seiner Aufstellung als Präsidentschaftskandidat einen Bart stehen lassen, und die Geschichte, wie er dazu kam und was darauf folgte, soll hier erzählt werden, auf die Gefahr hin, daß es Leser geben wird, die nicht das natürliche Unbewußte in diesem Zug des Mannes sehen werden, der sein Leben lang ein Naturkind ohne Arg geblieben ist.

Während der Wahlkampagne, wo sein Bild im ganzen Land verbreitet wurde, erhielt er eines Tages einen Brief von einem jungen Mädchen aus einem kleinen Ort in Pennsylvania. In diesem Brief drückte sie ihre Begeisterung für die republikanische Sache aus, meinte aber, der verehrte Kandidat der Partei würde sich verschönern und vielleicht mehr Eindruck machen, wenn er sein kantiges Kinn und seinen langen Hals durch einen Bart verdeckte. Bärte waren damals dort drüben noch keineswegs verpönt und galten, wie anderswo, als ein männlicher Schmuck. — Lincolns Frau war einverstanden, und der Bart wuchs, so wie ihn jetzt jedes Kind in Amerika kennt. Den Heimatsort der Briefschreiberin hatte sich Lincoln gemerkt, und als auf der Reise von Springfield nach Washington der Zug mit dem neuen Präsidenten in dem Ort hielt und, wie überall, die ganze Bevölkerung am Bahnhof stand, um Lincoln zu sehen, da sagte er den guten Leuten, daß eine ihrer Mitbürgerinnen „schuld an seinem Bart" sei, und fragte, ob sie wohl unter der Menge

wäre. Hochrot bis über die Ohren meldete sich die kleine Politikerin und erhielt, unter jubelnden Zurufen der Menge, vom neuen Präsidenten einen herzhaften Kuß.

Dabei war Lincoln nichts weniger als einer jener Politiker, die absichtlich den einfachen Mann herauskehren, um sich volkstümlich zu machen. Er war die echte Verkörperung des Demos, des amerikanischen Demos jener Tage, im schönsten und höchsten Sinne des Wortes. Szenen wie die eben beschriebene oder wie die, wo er sich mit einem angesehenen Herrn von ungewöhnlicher Körperlänge, der für einen Gesandtenposten vorgeschlagen war, gleich nach der Vorstellung erst einmal Rücken an Rücken stellte, um zu sehen, wer von ihnen der längere sei, mögen dem Zeremoniell und der ,,Würde" des Präsidenten nicht entsprochen haben, sie waren bei ihm aber so selbstverständlich, daß eigentlich nur falsche Würde bei den anderen Beteiligten sich dadurch verletzt fühlen konnte.

Die große Anzahl der Anekdoten erklärt sich auch aus der großen Anzahl von Menschen, die Abraham Lincoln während seiner Präsidentschaft sah und sprach. Es ist natürlich übertrieben, wenn man sagt, daß jeder unionstreue Bürger im Laufe der vier Jahre des Krieges dem Präsidenten einmal die Hand geschüttelt habe, aber es beweist, daß Washington in jener schweren Zeit mehr als sonst der Wallfahrtsort für Tausende gewesen ist, die in irgendeinem Anliegen den ,,Vater Abraham" sprechen wollten. Und die gute Frau, die nach erfüllter Bitte strahlend zum Portier sagte: ,,Der Präsident soll häßlich sein? Er ist der schönste Mann, den ich je gesehen habe. Ich wußte ja, daß das nur eine gemeine Copperheadverleumdung war", hat in ihrer einfachen Art nur das ausgedrückt, was auch andere fanden, die in seiner Gegenwart die äußeren Züge des Mannes über die Seele vergaßen, die diese Züge belebte.

In jenen Jahren wurde das Vorzimmer im Weißen Haus nie leer. Außer den zahllosen Stellungsuchern, die für sich, einen Bekannten oder einen Verwandten gern irgendeinen großen oder kleinen Regierungsposten gehabt hätten, saßen da Leute, die oft von weither gekommen waren, um ihre Sorgen und Befürchtungen dem Präsidenten vorzutragen, ihm auch gute Ratschläge zu erteilen, ihm irgendeine Erfindung vorzuführen, deren Verwendung bei Armee oder Marine den Krieg unbedingt bald beenden würde. Dazu kamen

später die Mütter und Väter, die für ihre desertierten Söhne, die Frauen, die für ihre verurteilten Männer um Gnade baten. Das große Audienzzimmer im Weißen Hause sah täglich eine Ansammlung solcher Menschen, unter die Lincoln dann trat, mit jedem ein paar Worte wechselnd, hier zuhörend, dort eine Geschichte erzählend, die gerade auf den Fall des Betreffenden paßte und ihm oft

Executive Mansion,

Washington, August 21, 1863.

Hon. Sec. of State
Dear Sir:

Please send me a Commission for John N. Goodwin, now Chief Justice of Arizona, to be Governor of that Territory, in place of Hon. John A. Gurley, deceased.

Yours truly
A. Lincoln

Faksimile eines Briefes Lincolns an einen seiner Staatssekretäre

genug statt Antwort dienen mußte. Im Grunde genommen freute ihn dieser Kontakt mit Menschen, wenn es auch manchmal selbst ihm bei seiner vielen Arbeit und den mannigfachen Sorgen zuviel wurde.

Vor allem war es für ihn, der in den ganzen Kriegsjahren, außer manchmal in das Hauptquartier der Potomac-Armee, fast nicht aus Washington herauskam, eine Gelegenheit, mit dem einfachen Volk

draußen im Lande in Fühlung zu bleiben. Und es muß ihm nach all den Kritiken und Angriffen der politischen Zunft eine Freude und ein Trost gewesen sein, wenn ihm ein alter Mann aus dem New Yorker Oberland schlicht und einfach sagte: „Dort oben bei uns glauben wir an Gott und Abraham Lincoln", oder wenn ein alter Landprediger, den er nach seinem Anliegen fragte, zur Antwort gab: „Ich bin nicht gekommen, um irgendeine Gunst zu erbitten. Ich bin nur gekommen, um zu sagen, daß das treue Volk im Norden zu Ihnen hält und Sie auch weiter unterstützen will. Wir geben Ihnen alles, was wir haben, das Leben unserer Söhne, unser ganzes Vertrauen und unsere Gebete." Die Frage: „Was kann ich für Sie tun?" war die natürlichste bei diesen Audienzen. Als daher einmal ein wohlhabender Herr aus Boston, der zufällig in Washington weilte, bei dieser Gelegenheit gerne den Präsidenten zu Gesicht bekommen wollte, schrieb er auf die Visitenkarte, die er dem Diener gab, unter seinen Namen: „Hat kein Amt und wünscht keins." Lincoln ließ ihn sofort vor allen anderen vor, weil er dieses „Wundertier" sehen wollte. Überhaupt waren bei Lincolns Freude an Komik diese Audienzen eine Fundgrube für gute Geschichten, die er dann begeistert weitererzählte. So war einmal ein braver Farmer erschienen, der eine Geschützverbesserung ausgearbeitet hatte und bei Gelegenheit der Erklärung seiner Erfindung mit ernster Miene gesagt hatte: „Eine Kanone sollte überhaupt nicht ausschlagen dürfen, und wenn sie schon ausschlägt, müßte sie nach vorn ausschlagen." Lincoln mußte diese Geschichte natürlich sofort, und zwar im Englisch des biederen Landmanns erzählen. Bei all seiner Gutherzigkeit konnte er doch nie der Versuchung widerstehen, einen guten Witz anzubringen. Als man ihm einmal von dem wundervollen Begräbnis erzählte, das in Springfield einem wegen seiner Eitelkeit bekannten dortigen Politiker zuteil geworden war, sagte er: „Wenn Jim gewußt hätte, daß er ein so großartiges Begräbnis bekommen würde, wäre er längst gestorben."

Seine Gutherzigkeit Bittstellern gegenüber war aber doch eine seiner Haupteigenschaften und brachte Stanton und die Generale manchmal zur hellen Verzweiflung. Letztere erklärten, sie könnten unmöglich die Disziplin in der Armee aufrechterhalten, wenn Lincoln fortfahre, Deserteure zu begnadigen. Diesem dagegen fiel es

schwer, ein Todesurteil zu bestätigen, wenn er „durch einen einzigen Federstrich ein Menschenleben retten“ konnte. Hier war es wieder seine Art, sich in andere hineinzudenken, die ihn vom Verurteilen der Taten seiner Mitmenschen abhielt. „Wenn der Herrgott einem Menschen feige Beine gegeben hat, was kann der Mensch dafür, wenn sie mit ihm weglaufen?“ Und er hatte ein eigenes Fach für solche „Beinfälle“, und was darin lag, kam nie wieder in die Hände des Militärprofoßen.

Im Frühjahr 1862 starb sein dritter Sohn im Alter von elf Jahren. Der Tod war Lincoln sehr nahegegangen, und einmal, als er in Mac Clellans Hauptquartier während des Peninsula-Feldzugs mit einem Offizier zusammensaß und, wie er es oft tat, laut vorlas, diesmal aus Shakespeare, kam er an die Stelle des dritten Aktes im „König Johann“, wo Konstanze ihren Sohn beklagt:

> „Ich hört' Euch sagen, Vater Kardinal,
> Wir sehn und kennen unsre Freund' im Himmel; —
> Ist das, so seh' ich meinen Knaben wieder.“

da schloß er, wie jener Offizier später erzählte, das Buch und weinte in seine vorgehaltenen großen Hände aus Sehnsucht nach seinem verstorbenen Kind. War es da ein Wunder, daß er den Bitten von Vätern und Müttern nicht widerstehen konnte? Und je länger der Krieg sich hinzog, desto häufiger waren unter den Besuchern des Weißen Hauses Angehörige von durch Kriegsgerichte abgeurteilten Soldaten, bis solche Besuche fast zu einer täglichen Erscheinung wurden.

Ein alter Mann, dessen einziger Sohn vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden war, bat ihn einmal flehentlich, das Urteil nicht vollstrecken zu lassen und ihm sein einziges Kind zu erhalten. Lincoln hörte ihn an und zeigte ihm dann ein Telegramm, das er eben vom General Butler erhalten hatte und das lautete: „Bitte dringend, nicht in kriegsgerichtliche Verfahren einzugreifen; Sie werden jede Disziplin unter unseren Soldaten zerstören.“ Der alte Mann saß da, vom Schmerz übermannt. Da rief Lincoln plötzlich ganz laut: „Zum Kuckuck! Butler hin, Butler her, ich tu's“, und schrieb schnell ein paar Worte auf einen Zettel. Der alte Mann las: „Bis weitere Ordres von mir kommen, soll Job Smith nicht erschossen werden.“ Der alte Vater war enttäuscht und meinte traurig, das

sei ja keine Begnadigung; denn der Präsident könne schon in der nächsten Woche die Erschießung anordnen. Worauf ihm Lincoln sagte: ,,Mein guter Freund, ich sehe, daß Sie mich nicht gut kennen. Wenn Ihr Sohn nicht stirbt, bis von mir der Befehl kommt, daß er erschossen werden soll, dann wird er bedeutend älter werden als Methusalem.“ So brach auch bei Anlässen, die ihm selbst ans Herz griffen, sein Humor unwiderstehlich durch. Ein andermal, als ein junger Mensch, der gleichfalls zum Tode verurteilt worden war, weil er ,,ohne Urlaub“ nach Hause gefahren war, um sich durch Heirat die Braut zu sichern, die inzwischen beinahe einen anderen erhört hatte, meinte Lincoln, als er das Begnadigungsschreiben für den jungen Ehemann unterschrieb, zum Adjutanten: ,,Hoffentlich bereut er nicht schon in einem Jahr, daß ich ihn nicht habe erschießen lassen.“

Seine Gutherzigkeit entsprang nicht bloßer Weichheit. Es war Erinnerung eigener harter Jugend und Armut, wenn er die Bittsteller nicht abweisen wollte, ohne sie wenigstens angehört zu haben. ,,Ich weiß, wie mir an Ihrer Stelle zumute wäre“, pflegte er dann zu sagen. Das war es gerade, was das Volk fühlte und warum es an ihm hing, und nicht nur das Volk, auch die Soldaten. Schurz beschreibt den Eindruck der Nachricht von der Ermordung Lincolns auf die Truppen Shermans, dem er damals als Chef des Stabes zugeteilt war: ,,Das ganze Lager, das zwei Tage lang vom Jubel über den bevorstehenden Friedensschluß widerhallt hatte, verfiel in eine düstere Stille. Die Soldaten hatten große Achtung vor ihren bedeutenden Generalen und jubelten ihnen oft begeistert zu, aber ihren Präsidenten, ihren guten Vater Abraham, den liebten sie, den trugen sie im Herzen als persönlichen Freund und als Freund ihrer Angehörigen und ihrer Heimatstätte. Ihrem Zorn machten sie nicht in lautem Wut- oder Rachegeschrei Luft, sondern sie saßen, still vor sich hinbrütend, vor ihren Lagerfeuern und äußerten ihren Schmerz und ihre Wut nur durch grimmiges Murren.“

Die Stärke dieses unsichtbaren Bandes zwischen Lincoln und dem Volk haben die Politiker seiner Tage unterschätzt. Ja es gab Augenblicke, wo vor lauter öffentlicher Kritik Lincoln selbst zu zweifeln begann, ob ihm das Vertrauen der großen Masse noch gehöre, für deren glückliche Zukunft in einem Staat, ,,wo jeder seiner Arbeit Lohn frei genießen“ könne, er Tag und Nacht arbeitete. Das häu-

fige Echo, das sonst den populären Volksmann erfrischt, ihm Genugtuung ist und ihn zu weiterer Arbeit anfeuert, blieb aus, weil er es nicht zu wecken verstand. Er war eben kein Volksmann in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung. Lärmende Begeisterung zu entfachen, war nie sein Zweck. In seiner ganzen Laufbahn hatte er nicht eine einzige Rede gehalten, die man in diesem Sinne als leidenschaftlich bezeichnen könnte. Als der Krieg sich einem glücklichen Ende zuneigte, hätte er oft Gelegenheit zu „flammenden Ansprachen" gehabt. Die Bevölkerung der Hauptstadt hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, auf jede Nachricht eines größeren Sieges hin, vor den Fenstern des Weißen Hauses dem Präsidenten Ovationen zu bereiten. Da war er jedesmal in Verlegenheit, was er sagen sollte. Dankbarkeit, meinte er, sei das einzige Gefühl, dessen er bei solchen Gelegenheiten fähig wäre. Dankbarkeit nicht für die Huldigung, die ihm galt, sondern für den Sieg, der dem gemeinsamen Vaterland geschenkt war. Aber Freude auszudrücken auf Kosten eines geschlagenen Feindes, oder gar eine Triumphrede gegen ihn zu halten, das brachte er nicht fertig.

Als er vom Balkon des Weißen Hauses aus der Menge dankte, die gekommen war, ihm anläßlich seiner Wiederwahl eine Huldigung darzubringen, schloß er seine Ansprache mit den Worten: „Ich empfinde gewiß tief das Vertrauen und die Auszeichnung, die mir durch die Wiederwahl zuteil geworden ist, und bin dem Allmächtigen dankbar, daß er das Volk, wie ich glaube zu seinem Vorteil, so angeleitet hat; aber meine Befriedigung wird dadurch nicht größer, daß irgendein anderer vielleicht von diesem Ergebnis enttäuscht oder durch meine Wahl verletzt ist. Darf ich alle die, die nicht gegen mich waren, bitten, in diesem Geiste mit mir denen zu begegnen, die es waren?"

Hätte er gelebt, er hätte alles getan, um diesen Geist auch gegenüber dem geschlagenen Süden zu zeigen.

## ZWEITE PRÄSIDENTSCHAFTSWAHL

Der März 1864 war gekommen und damit das vierte und letzte Jahr des Präsidentschaftstermines. Der Krieg ging weiter. Grant, der nunmehr den einheitlichen Oberbefehl hatte, schlug sein Hauptquartier bei der Potomac-Armee auf, die unter Meade, dem Sieger

von Gettysburg, von neuem den Vormarsch gegen Richmond begann. Hier in Virginia zeigte sich wieder, wie sehr Lee als Feldherr auch Grant überlegen war. Es gelang Grant nicht, den General der Südstaaten zu einer offenen Feldschlacht zu zwingen, in der die Überzahl der Unionssoldaten ins Gewicht gefallen wäre, und er mußte sich damit begnügen, wie er selbst zugab, „immer und immer wieder gegen den Feind zu hämmern" und ihn durch Verluste zu schwächen und mürbe zu machen. Dabei waren seine eigenen Verluste bei den Stürmen auf Lees befestigte Stellungen sehr schwer, und er kam nur langsam und nicht ohne verschiedentliche empfindliche Rückschläge vorwärts. Richmond hat er auch in diesem Jahr noch nicht genommen. Ja im Laufe des Sommers gelang es einem von Lees Generalen sogar, noch einmal nach Norden durchzubrechen, und zwar durch das Tal des Shenandoah, das schon bei früheren Gelegenheiten das Ausfallstor nach dem Norden gewesen war. Wieder standen konföderierte Truppen in Maryland, Abteilungen der Rebellenarmee streiften bis in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt, und kaum sieben Meilen von Washington gingen Farmhäuser in Flammen auf.

Es war das letztemal, daß die Hauptstadt die Kriegsschrecken in nächster Nähe zu spüren bekam, aber es war damals eine recht ungemütliche Mahnung, daß der Feind noch lange nicht bezwungen war, und hatte seine Rückwirkung auf die politische Stimmung im Norden. Grant gab dem Reitergeneral Sheridan den Auftrag, das Shenandoahtal endgültig vom Feind zu säubern und für alle Zukunft für eine heraufziehende Armee unbenützbar zu machen. Damals begann bewußt die Methode, den Krieg für das betroffene Land — und er wurde von jetzt ab ausschließlich auf Rebellenboden geführt — so furchtbar zu machen, daß die Bevölkerung nach Frieden schreien würde. Sheridan hat sich seiner Aufgabe so gründlich entledigt, daß nach seinem eigenen Ausspruch selbst eine Krähe, die durch das Tal fliegen würde, sich ihren Proviant mitnehmen müßte.

Im Süden waren Sherman und Thomas von Chattanooga aus, wo sie in Winterquartieren gelegen, nach Osten vorgedrungen und trieben die Konföderierten unter Joseph Johnston immer weiter nach Georgia hinein, ohne sie allerdings jemals richtig stellen und schlagen zu können. Erst als Jefferson Davis Johnston seines Kommandos entsetzt und Hood an seine Stelle gesetzt hatte, mit dem Auftrage,



Die Generale Sherman (links), Sheridan (Mitte) und Grant

„den Feind zu schlagen", kam es zu mehreren größeren Schlachten, in denen Sherman Sieger blieb. Am 1. September eroberte er schließlich Atlanta, die Hauptstadt von Georgia. Damit hatte die Unionsarmee im Herzen der Konföderation einen festen Stützpunkt für künftige Operationen. Da versuchte Hood durch einen Einfall in Tennessee die Unionsarmee aus dem Süden wieder fortzulocken, wurde aber von einem Teil von Shermans Armee unter Thomas bei Nashville am 15. und 16. Dezember so vollständig geschlagen, daß seine Armee zersprengt wurde und nie wieder in die weiteren Operationen eingriff. Wenn man die Entfernung von Atlanta bis Nashville unweit der Grenze von Indiana auf der Karte verfolgt, wird man leichter einen Begriff der riesigen Entfernungen und der Schwierigkeiten bekommen, die eine Eroberung des konföderierten Gebietes selbst dann noch bot, als die Unionsarmeen schon weit in der Überzahl waren. Sherman selbst war in Atlanta geblieben und begann von dort im Spätherbst seinen berühmten „Marsch an das Meer" quer durch Georgia bis Savannah.

Strategisch war diese Expedition von geringer Bedeutung. Hier im Südosten standen keine nennenswerten Truppen der Konföderierten mehr. Der ausgesprochene Zweck Shermans war, auf die Moral der Südstaaten zu wirken, indem es einem Unionsheer gelang, unbehelligt durch die ganze Breite der Rebellenstaaten zu ziehen. Es wäre ihm vielleicht nicht gelungen, hätte nicht Grant im Norden durch seine fortwährenden Kämpfe Lee verhindert, einen Teil seiner Truppen nach dem Süden zu schicken. So erschien Sherman am 22. Dezember vor Savannah, das sich ihm ergab.

Der Eindruck, den dieser Zug einer feindlichen Armee mitten durch das Land auf die Bevölkerung der Südstaaten gemacht hatte, war niederdrückend. Shermans Veteranen aber sangen auf ihren späteren Zügen das Lied, das bald zum Trutzlied des ganzen Nordens wurde und dessen letzte Strophe lautet:

„So schufen wir der Freiheit eine Gasse durch das Land,
Fünfzig Meilen breit, dreihundert bis zum Strand;
Der Verrat floh vor uns, weil umsonst sein Widerstand, —
Während unsres Marsches durch Georgia!"

Die Gasse, die Shermans Soldaten gebahnt hatten, war eine Straße des Todes. Verbrannte Plantagen, meilenweit aufgerissene und un-

brauchbar gemachte Eisenbahnschienen, rauchende Häuser und verkohlte Obstgärten bezeichneten den Weg des Generals, dem das Volk das Wort in den Mund gelegt hat, daß „der Krieg die Hölle ist". Kein Wunder, daß man auch heute noch — während im Norden die Klänge des Rebellenliedes „*Dixie*" begeistertes Händeklatschen hervorrufen — im Süden die Melodie des „*Marching through Georgia*" nie zu hören bekommt.

Während sich im Frühjahr und Sommer diese Dinge auf den Kriegsschauplätzen vorbereiteten und abspielten, waren in Washington und im ganzen Norden die Gedanken der Politiker auf die bevorstehende Präsidentenwahl gerichtet. Die Wahlagitation der Demokraten war gegeben. Schon ins vierte Jahr dauerte der Krieg, den die bisherige Regierung, wie sie sich ausdrückten, angefangen hatte und ohne Erfolg weiterführte. Ein Ende war noch nicht abzusehen, statt dessen führte die Regierung im eigenen Land Krieg gegen die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes. Sie hatte das Standrecht über das Land verhängt, die Zwangsaushebung angeordnet und unzählige Bürger, die von ihrem staatsbürgerlichen Recht offener Meinungsäußerung Gebrauch gemacht hatten, ins Gefängnis geworfen. Lincolns Argument, er könne nicht Deserteure erschießen und diejenigen straffrei lassen, die die Kriegsmoral untergraben, fand bei ihnen wenig Verständnis. Sie nützten die begreifliche Kriegsmüdigkeit im Lande nach Kräften aus, um gegen die Republikaner und besonders gegen Lincoln zu hetzen. Auf der anderen Seite waren es die radikalen Republikaner, die gegen eine Wiederwahl Lincolns arbeiteten. Sie warfen ihm vor, daß er durch sein zaghaftes Vorgehen in den ersten Wochen nach seinem Regierungsantritt alles verdorben hätte und daß er auch jetzt nur halbe Maßregeln gegen die Sklaverei ergreife. Seine Rücksichtnahme auf die Randstaaten war ihnen besonders zuwider, und sie forderten vollständige und sofortige Abschaffung der Sklaverei im ganzen Gebiet der Union. Ihr Kandidat war General Fremont. Es war keine sehr große, aber eine sehr laute Gruppe. Sie erreichte, daß auch die vernünftigen Elemente der Partei, darunter angesehene Führer, an der Zweckmäßigkeit von Lincolns Wiederaufstellung als Parteikandidat zu zweifeln begannen. Eifrig wurde nach einem Ersatz gesucht; man dachte an Chase, der nur allzugerne einem solchen

Rufe gefolgt wäre, an General Butler, den Milizgeneral aus Boston, der den Begriff Konterbande zuerst auf die Negersklaven angewandt hatte, man dachte sogar an Grant. Dessen Auffassung war allerdings, daß die Wiederwahl Lincolns zur siegreichen Beendigung des Krieges ebenso notwendig sei wie sein eigenes Verbleiben bei der ihm gewordenen und noch unvollendeten Aufgabe. Sie deckte sich ganz mit Lincolns sehr vernünftiger Ansicht: „Wenn Grant Richmond genommen hat, dann kann er ruhig Präsident werden." — Er ist es später auch wirklich geworden.

Als daher am 8. Juni der republikanische Wahlkonvent in Baltimore zusammentrat, wählte er doch wieder Lincoln zum Präsidentschaftskandidaten der Partei. Nur die Delegation von Missouri hatte gegen ihn gestimmt. Die radikalen Elemente hatten begreiflicherweise in diesem Sklavenstaate die meisten Anhänger; denn sie hatten dort jahrelang unter der Arroganz und dem Terror der Sklavenhalterpartei zu leiden gehabt.

Lincoln gab sich über die Gründe, die zu seiner Wiederwahl geführt hatten, keiner Täuschung hin. In dem Schreiben, durch das er seine Nominierung annahm, heißt es: „Ich betrachte diesen Ruf zu einem zweiten Amtstermin keineswegs als ein meiner Person geltendes Kompliment, sondern nur als den Ausdruck des allgemeinen Urteils, daß ich vielleicht besser geeignet bin, ein schwieriges Werk zu Ende zu führen, als ein anderer, der für diese Aufgabe nicht so hart geschult ist wie ich." Wenn man aus diesen Worten eine gewisse Enttäuschung und vielleicht sogar das Gefühl ungerecht erlittener Kränkung herausliest, so sind diese Empfindungen nicht mehr als menschlich. Eine andere Natur wie Lincoln wäre sicher bitter geworden unter dem Eindruck der gegen ihn gerichteten Angriffe seiner eigenen Parteigenossen, die auch vor persönlichen und häßlichen Unterstellungen nicht zurückschreckten. So machten sie ihn nur traurig, weil er die Art solcher Menschen nicht begriff; aber sein persönliches Interesse kam für ihn erst in letzter Linie. Wir wissen von Schurz aus Gesprächen mit Lincoln zu jener Zeit, daß ihn der Gedanke quälte, ob wirklich ein anderer die schwere Aufgabe besser zu erfüllen vermöchte. Er hätte ihm gerne Platz gemacht. Mit seiner Aufstellung als Kandidat waren übrigens die politischen Sorgen Lincolns nicht vorüber; es wiederholte sich noch einmal,

was er nach seiner ersten Nominierung hatte durchleben müssen, nur in viel schwererer Weise.

Die Demokraten hatten ihren Wahlkonvent diesmal in Chicago abgehalten und General Mac Clellan als ihren Kandidaten aufgestellt. Das war eine Konzession an die doch starke Kriegseinstellung im Lande gewesen. Zugleich hatten sie aber in ihrem Wahlprogramm die Forderung aufgestellt, „daß, nachdem man vier Jahre lang den Versuch gemacht habe, die Einheit durch einen Krieg wiederherzustellen, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Freiheit und das öffentliche Wohl verlange, daß sofort Anstrengungen gemacht werden sollen, die Feindseligkeiten einzustellen, um durch einen Kongreß aller Staaten oder durch irgendein anderes friedliches Mittel sobald als angängig Frieden zu schließen und die Union auf bundesstaatlicher Grundlage wiederherzustellen".

Das waren gewiß sehr schöne und humane Worte, jedoch „Wiederherstellung der Union auf bundesstaatlicher Grundlage" war gerade, was Jefferson Davis nicht wollte. Aber die Unterstellung, daß Lincoln den Frieden nicht wolle und sich bietenden Friedensmöglichkeiten nicht nachging, war damit ins Volk getragen und begann ihre unheilvolle Arbeit.

Selbst wenn Jefferson Davis daran gedacht hätte, den Traum von einem unabhängigen Südstaat aufzugeben, und die Einheit durch Verhandlungen zusammengeflickt worden wäre, was wäre die Folge gewesen? Ganz abgesehen von dem Problem der Sklaverei, das von neuem hätte auftauchen müssen, wäre die Frage unentschieden geblieben, ob ein Bundesstaat das Recht habe, sich von der Union zu trennen. Verhandelte man diesmal über die Wiederherstellung der Union, so machte man diese Frage auch für alle Zukunft immer wieder zum Gegenstand von Verhandlungen. In dieser Frage konnte es nur eine Antwort geben, die auch schon der Demokrat Jackson gegeben hatte: „Das Recht der Sezession ist nicht diskutabel." Und dieses Nein mußte im Sommer 1864 noch ebenso erzwungen werden wie im Frühjahr 1861.

Trotzdem die Sachlage eigentlich ganz klar war, begann schon bald nach Lincolns Nominierung auch innerhalb der republikanischen Partei die Ansicht um sich zu greifen, daß man jetzt durch Verhandlungen Frieden haben könne. Männer, die sich noch vor

einem Jahr gar nicht radikal genug gebärden konnten, wie Horace Greeley, setzten Lincoln in Briefen und in der Öffentlichkeit zu und behaupteten, der Süden sei zum Frieden bereit. Lincoln bediente sich einer sehr einfachen Methode, um solche Leute eines besseren zu belehren: er erlaubte ihnen, sich mit den Führern der Konföderation in Verbindung zu setzen. Er ließ ferner offiziell erklären, daß „jeder Vorschlag, der die Wiederherstellung des Friedens, die Unversehrtheit des ganzen Gebiets der Union und die Aufgabe der Sklaverei umfasse und von oder mit Zustimmung einer Stelle kommt, die über die gegen die Union Krieg führenden Heere Gewalt hat, von der Regierung der Vereinigten Staaten angehört und überlegt" werden würde. Ferner, daß den Überbringern solcher Vorschläge hin und zurück freies Geleit zugesichert werde. Daraufhin erfolgte nichts, und die zwei „Unterhändler", für die sich Greeley eingesetzt hatte, zogen es vor, gar nicht erst nach Washington zu kommen.

Noch im nächsten Winter, als die Sache der Konföderierten für jeden nüchternen Beurteiler verloren scheinen mußte und tatsächlich nach wenigen Wochen zusammenbrach, gab der unbelehrbare Davis einem angesehenen alten Demokraten, dem Lincoln die Erlaubnis gegeben hatte, zu einer persönlichen Besprechung nach Richmond zu fahren, ein Schreiben für den Präsidenten mit, worin der „Präsident der konföderierten Staaten" seine Bereitwilligkeit ausdrückte, Verhandlungen „zwischen den beiden Staaten" zu eröffnen.

Das Geschrei der Demokraten, der Widerstand in den eigenen Reihen und vor allem die heftige persönliche Kritik an den Maßnahmen des Präsidenten von seiten einflußreicher republikanischer Führer erzeugten auch nach der Nominierung Lincolns eine solche Atmosphäre der Ungewißheit über den Ausgang der Wahl, daß, wie damals in Springfield, diesmal aber von einflußreicherer Seite, dem Präsidenten nahegelegt wurde, auf die Kandidatur zu verzichten und einem anderen Manne Platz zu machen. Die alten Namen, die man vor Baltimore verworfen hatte, tauchten wieder auf. Lincoln trug es, aber die Linien in seinen Zügen vertieften sich. Es kam der Augenblick, wo er selbst an seinen Wahlaussichten zu zweifeln begann. Daß es eine Krisenzeit war, beweist auch die Tatsache, daß jetzt zwei Mitglieder des Kabinetts aus der Regierung ausschieden,

der Finanzminister Chase und der Generalpostmeister Blair. Letzterer war Demokrat aus Missouri, daher auch den vernünftigeren Republikanern nicht unverdächtig und bei den Radikalen unbeliebt, eine Abneigung, die seine heftige Art der Polemik noch steigerte. Im Gegensatz dazu war Chase gerade beim radikalen Flügel der Partei beliebt. Seine Art politischer Mitarbeit mit seinem Chef haben wir kennengerlernt. Im übrigen blieb Blair dem Präsidenten persönlich treu ergeben, und Chase überwand seinen eigenen Ehrgeiz sogar so weit, daß er später in der Wahlkampagne für den offiziellen Kandidaten der Partei, also Lincoln, Wahlreden hielt.

In so einem trüben Augenblick gegen Ende August, da Lincoln wieder einmal an dem Erfolg der Republikaner bei der Novemberwahl zweifelte, ließ er sämtliche Kabinettsmitglieder ein Schriftstück unterzeichnen, das er ihnen aber nicht zu lesen gab. Daß sie es taten, zeigt, wie sehr sie sich daran gewöhnt hatten, Lincoln als ihren Meister anzusehen. Später, nach erfolgter Wahl, hat er es ihnen dann vorgelesen. Es enthielt das Versprechen, für den jetzt sehr wahrscheinlich gewordenen Fall einer Niederlage bei den Wahlen mit dem neugewählten Präsidenten in jeder Weise so zusammenzuarbeiten, daß in der Zeit zwischen der Wahl und dem Regierungsantritt im März die Entscheidung über die Sicherheit der Union schon fallen könne, damit der neue Präsident nicht, durch das Wahlprogramm der obsiegenden Partei gebunden, eine für die Union gefährliche Politik treiben müsse. Mit anderen Worten, er hatte beabsichtigt, Mac Clellan im Falle seiner Wahl bei seiner Liebe zur Union zu packen. Die Probe auf die Wirksamkeit dieses Appells zu machen, blieb ihm und dem Land erspart, was, nach der Skepsis zu schließen, mit der Seward und die anderen Kabinettsmitglieder den Plan bei seiner Eröffnung beurteilten, ein Glück für die Union war.

Je weiter es in den Herbst ging und je näher es an den Wahltag kam, desto mehr verbesserte sich mit der Kriegslage auch die Stimmung der Wähler für die bisherige Regierung. Ja ein Mann, der die Stimmung des Volkes so gut beurteilen konnte wie Schurz, (der übrigens seinen Abschied als Generalmajor nahm, um sich an der Wahlkampagne zu beteiligen,) behauptet in seinen Lebenserinnerungen, daß auch ohne die günstigeren Nachrichten von den verschie-

denen Fronten die große Mehrheit des Volkes ihren „Vater Abraham“ wiedergewählt hätte, und man ist geneigt, dieser Ansicht zuzustimmen. Als der Wahltag kam, zeigte es sich, daß bis auf New Jersey und zwei der Randstaaten, Delaware und Kentucky, die überwältigende Mehrheit der Staatenbevölkerung für ihn war. Lincoln war froh und dankbar. Für die Kraft demokratischer Institutionen und die Reife eines an Selbstbestimmung gewöhnten Volkes war es ein schöner Beweis. Dies drückte auch Lincoln in seiner schon angeführten Dankesrede an die Bürger von Washington aus: „Es ist bewiesen worden, daß eine Volksregierung eine Regierungswahl inmitten eines großen Bürgerkrieges aushalten kann. Bisher hat die Welt nicht gewußt, daß so etwas möglich war.“

Im Süden war es nicht versucht worden. Dort regierte Jefferson Davis von Anfang an wie ein unumschränkter Herrscher. Hätte er das Volk des Südens befragt, vielleicht hätte es sich schon früher seinem sicheren Schicksal unterworfen. Es hat auch im Süden unionstreue Elemente gegeben, und ihr Einfluß wäre bei freier Meinungsäußerung sicher gewachsen, besonders da vielen der dortigen Führer die Herzensgüte und Gerechtigkeitsliebe Lincolns sehr wohl bekannt war. Ein Beweis dafür ist der Ausspruch Alexander Stephens, des konföderierten Vizepräsidenten, den er bei Gelegenheit der Zusammenkunft mit Lincoln getan hat. „Ich habe Sie also dahin zu verstehen,“ fragte Stephens, „daß Sie uns als Rebellen betrachten, die eigentlich dem Strang verfallen sind?“ „So ist es“, sagte Lincoln. Darauf meinte Stephens: „Na, ich nehme an, daß das Ihre Ansicht eben sein muß. Aber, um ganz ehrlich zu sein, keiner von uns hat sehr Angst davor, gehängt zu werden, solange Sie Präsident sind.“

Diese Zusammenkunft fand in der ersten Februarwoche des neuen Jahres statt. Sie war dadurch zustande gekommen, daß Lincoln auf das vorhin erwähnte Schreiben von Jefferson Davis sich bereden ließ, dahingehend zu antworten, daß er, wie schon früher offiziell erklärt, bereit sei, mit Vollmachten versehene Unterhändler zu empfangen. Daraufhin erschienen in Grants Hauptquartier vor der von ihm belagerten Festung Petersburg, südlich von Richmond, drei Unterhändler, darunter Stephens. Erst sollten nur Grant und Seward mit den Abgesandten verhandeln, aber einem bei ihm sehr

natürlichen Gefühl folgend, beschloß Lincoln, selbst mit den Männern, von denen er Stephens ja gut kannte, zu reden, wenn möglich ihnen zuzureden. Die republikanischen Politiker und auch sonst manche Herren in Washington haben ihm diese „Würdelosigkeit" sehr übel genommen, und nach seiner Rückkehr verlangte der Kongreß genaue Rechenschaft über seine Beweggründe und was bei der Zusammenkunft alles verhandelt wurde. Die Zusammenkunft hatte, trotz der persönlich freundschaftlichen Art, in der Lincoln die Verhandlung führte, kein Ergebnis, konnte auch gar keins haben, da Lincoln von seinen bereits durch Grant schriftlich überreichten Bedingungen — Niederlegung der Waffen, Auflösung der Heere, Anerkennung der Union und der Aufhebung der Sklaverei — nicht abging.

Der Krieg mußte also weitergehen und noch mehr Blut fließen, bevor die Südstaaten sich in ihr Schicksal ergaben. Bereits hatte Jefferson Davis die Aushebung aller Siebzehnjährigen angeordnet, und der Kongreß in Richmond nahm sogar ein Gesetz an, wonach die Einreihung von Schwarzen in das Heer gestattet und zugleich allen Sklaven, die sich zum Heeresdienst an der Front meldeten, die Freiheit zugesagt wurde. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die Sache der Südstaaten verloren und auch das Schicksal der Sklaverei nicht mehr aufzuhalten war, hier war er gegeben.

Von Savannah begann in den ersten Wochen des neuen Jahres Sherman seinen Marsch nach Norden, um wenn möglich Richmond und Petersburg von Süden zu umfassen, mit dem langsam an den beiden Orten vorbei vorrückenden Grant Fühlung zu nehmen und so den Ring zu schließen. Am 17. Februar eroberte er Columbia, die Hauptstadt von South Carolina, und schon am nächsten Tag zog die Vorhut seiner Armee in das verlassene Charleston ein, von wo aus die Rebellion ihren Anfang genommen hatte. Joseph Johnston, der wieder an die Spitze der konföderierten Südarmee gestellt worden war, leistete kaum ernsthaften Widerstand, da ihm viel mehr daran lag, die Verbindung mit Lee herzustellen, bevor er von diesem abgeschnitten war. So vergingen noch die nächsten Wochen in fast täglichen heftigen Kämpfen sowohl um Richmond als in Nord-Carolina, wo Johnston von Sherman schließlich festgehalten wurde.

Es kam der 4. März, an dem Lincoln zum zweitenmal den Eid als Präsident der Vereinigten Staaten zu leisten hatte.

Die Rede, die er wieder von der Rampe des Kapitols aus hielt, die sogenannte zweite Antrittsrede, ist ebenso berühmt geworden wie seine Ansprache in Gettysburg. Er erinnerte noch einmal an die Entstehung des Bürgerkrieges, der dadurch unvermeidlich geworden sei, daß „die eine Seite lieber den Krieg führen als die Nation leben, die andere Seite lieber den Krieg aufnehmen als sie zugrunde gehen lassen wollte". Er versteht es nicht, wie jene anderen „die Hilfe des gerechten Gottes anzurufen wagen, damit sie ihr Brot auch ferner im Schweiße des Angesichts ihrer Mitmenschen essen können". Aber „laßt uns nicht richten, damit wir selbst nicht gerichtet werden". Denn für ihn ist der Fluch, den das Unrecht der Sklaverei auf das Land heraufbeschworen, ein Fluch, der beide Teile trifft, weil der Norden an dem Fortbestehen der Sklaverei auch seinen Teil habe. Noch sieht er den Fluch nicht vom Lande genommen, noch geht der Krieg weiter. Vielleicht liegt es im Willen der Vorsehung, ihn so lange fortgehen zu lassen, „bis aller Reichtum vertan ist, den zweihundertfünfzig Jahre unentlohnter Arbeit aufgehäuft hat, bis jeder Tropfen Blut, der durch die Peitsche vergossen ward, durch einen andern bezahlt ist, den das Schwert vergossen". Und die Schlußworte dieser großen Rede sind der schönste Ausdruck des Wesens dessen, der sie gesprochen:

„Mit Haß gegen niemanden, mit Mitgefühl für alle, mit Festigkeit im Recht, wie Gott uns gibt, das Recht zu erkennen, — so laßt uns weiter das Werk zu Ende führen, an dem wir arbeiten: die Wunden der Nation zu verbinden, für den zu sorgen, der die Schlachten gekämpft, für seine Witwe und seine Waisen; alles zu tun, wodurch wir einen gerechten und bleibenden Frieden erlangen können, unter uns sowohl als mit allen Völkern."

Jetzt, wo das baldige Ende des Krieges vorauszusehen war und ihm noch mehrere Jahre an der Spitze der Regierung bevorstanden, hatte er Zeit, sich mit Plänen zu beschäftigen, um im Geiste dieser Rede den Süden wieder aufzubauen und die Einheit auch wirklich innerlich wiederherzustellen. Er mochte wohl ahnen, daß er dabei auf Widerstände bei einem Kongreß stoßen werde, der zum größten Teil aus Republikanern bestand, die ihren Sieg würden ausnützen

wollen. Schon seine erste Anwandlung von Mitgefühl war am Widerspruch seines Kabinetts gescheitert, bevor er noch dazu gekommen war, seinen Plan dem Kongreß vorzulegen. Die Schilderungen Stephens von dem Elend in dem vom Krieg verheerten Süden hatten ihn gerührt. Er beabsichtigte nachträglich noch ein Gesetz einbringen zu lassen, um die Sklavenhalter durch Geld für den Verlust der Sklaven zu entschädigen, trotzdem ihr Anspruch durch die Nichtbeachtung der ersten Proklamation vom 22. September 1863 hinfällig geworden war. Alle Minister widersprachen, und er ließ den Plan fallen.

## DIE ERMORDUNG LINCOLNS

Die Lage Lees um Richmond war in den Wochen, die Lincolns zweitem Antrittstag folgten, immer verzweifelter geworden. Sheridan hatte ihm durch Gewaltmärsche den Rückzug nach Süden abgeschnitten. Es blieb ihm eigentlich nur der Ausweg, nach dem Westen in das virginische Gebirgsland zu entkommen. Selbst wenn er dies ernstlich versucht hätte und es ihm gelungen wäre, hätte es an dem Schicksal der Konföderation nichts mehr geändert. Noch einmal stand er mit seiner zusammengeschmolzenen, halbverhungerten und nur mehr schlecht ausgerüsteten Armee am 30. März und 1. April gegenüber der Übermacht in einer Schlacht, in der er geschlagen wurde.

Nun gab er Petersburg und die befestigte Hauptstadt preis. Mit der konföderierten Regierung und dem Kongreß verließ Jefferson Davis die Stadt und eilte in Johnstons Hauptquartier. Als dieser ihm auch keine Hoffnungen mehr machen konnte, ging er weiter südlich nach Florida. Es war um diese Zeit, daß Grant an Lincoln die Frage richtete, ob er versuchen solle, des Haupts der Konföderation habhaft zu werden, oder ob man Jefferson Davis außer Landes gehen lassen sollte. Lincoln gab seinen Wunsch, den Anstifter so viel Unglücks außer Landes zu wissen, in seiner charakteristischen Weise zu erkennen. Er erzählte lediglich seinem General die Geschichte eines Mannes, der durch einen Methodistenprediger vom Trunk bekehrt worden war. Einmal habe ihn wieder ein böser Durst geplagt, und da sei er in eine Wirtschaft gegangen und habe den Wirt um

eine Limonade gebeten und dann leise hinzugefügt: „Könnten Sie nicht ein wenig Whisky hineintun, ohne daß ich darum weiß?" Grant verstand. Erst nach Lincolns Tod wurde der Expräsident der Konföderation gefangengenommen und wegen Beteiligung an der Verschwörung gegen Lincolns Leben unter Anklage gestellt. Die Anklage war völlig ungerechtfertigt, und die unwürdige Behandlung, die dem Gefangenen jahrelang zuteil wurde, hat ihm in den Augen des Südens eine Gloriole gegeben, die der Verderber des Südens sicher nicht verdient hat. Lincoln hat auch hier weiser und gerechter gehandelt als die nach ihm.

Am 3. April rückten die Unionstruppen in Richmond ein. Lincoln, der in Grants Hauptquartier gewesen war, betrat am nächsten Tag mit seinem zwölfjährigen Jüngsten und nur von ein paar Matrosen begleitet die Stadt. Die Straßen waren wie ausgestorben. Als er erkannt wurde, drängten sich die zurückgelassenen Schwarzen um den Präsidenten und brachen in ein wildes Freudengeheul aus. Ihm selbst kamen vor innerer Bewegung die Tränen in die Augen. Er blieb noch mehrere Tage im Hauptquartier, während Grant mit dem Heer den sich zurückziehenden Konföderierten nachrückte. Dann kehrte er nach Washington zurück.

Dort erhielt er am 9. April, Palmsonntag, spät abends die Freudenbotschaft, daß Robert E. Lee sich mit seiner ganzen Armee Grant ergeben habe. Die Hauptstadt war wild vor Freude, als sie erfuhr, warum man sie am Montag frühmorgens mit Kanonenschüssen aus dem Schlaf geweckt hatte. Alles strömte nach dem Weißen Haus, um Lincoln zu sehen und sprechen zu hören. Er erschien, drückte seine Freude und Dankbarkeit aus und versprach für den nächsten Abend eine Rede.

Am nächsten Abend war die ganze Stadt illuminiert. Vom Balkon des Weißen Hauses aus sprach Lincoln zu seinen Mitbürgern. Wenn sie diesmal sicher eine Triumphrede erwartet hatten, wurden sie wieder enttäuscht. Nach ein paar Worten des Dankes und Glückwünschen an die Armee, an Grant und seine Generale, begann er in ernsten Worten die Frage der Rekonstruktion zu behandeln. Was ihn dazu getrieben, bei dieser Gelegenheit eine so nüchterne, fast trockene Ansprache zu halten, kann niemand sagen. Es beweist jedenfalls, daß ihn das Problem des Wiederaufbaus des Südens und

dessen verfassungsmäßigen Einbaus in die Union seit Wochen tief beschäftigte. Er hat damit dem Lande zugleich seinen letzten Willen in dieser Richtung kundgegeben. Es war seine letzte Rede.

Der Karfreitag war der 14. April, der Jahrestag der Übergabe von Fort Sumter an die Konföderierten. Lincoln sollte ihn nicht überleben. Im Fort Sumter, im Angesicht von Charleston, wurde an diesem Tag ein feierlicher Akt vorgenommen. Das Sternenbanner wurde hochgezogen, und Henry Ward Beecher hielt die Festrede. Er war Pastor und bekannter Kanzelredner und wie seine Schwester, die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte", seit langem in der Antisklavereibewegung tätig. Einer der ersten, die auf Lincoln aufmerksam geworden waren, hatte er den Springfielder Anwalt seinerzeit eingeladen, nach New York zu kommen. Lincolns Erfolg in Coopers Institut war somit halb sein Werk. Jetzt widmete er dem großen Präsidenten die folgenden schönen Worte:

„Wir bringen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten unsere ehrerbietigen Glückwünsche dar, weil Gott sein Leben und seine Gesundheit durch diese vier blutigen Jahre hindurch mit ihren nie dagewesenen Lasten und Leiden erhalten hat. Weil er ihm erlaubt hat, diese glückverheißende Bestätigung jener Einheit der Union zu erleben, auf die er mit so viel Geduld und so viel Starkmut gewartet, und für die er mit so selbstloser Weisheit gearbeitet hat."

In einer Kabinettssitzung in Washington besprach derweil Lincoln seine Pläne für die Wiederherstellung des Friedens und verfassungsmäßiger Zustände im Süden. Den Rachestimmen, die sich jetzt im Norden hören ließen, würde er kein Gehör geben. Gott sei Dank sei der Kongreß nicht versammelt. Die Rädelsführer der Rebellion würden hoffentlich das Land verlassen. Er habe keine Lust Henker zu sein, und außerdem sei genug Blut geflossen. „Wenn wir wirklich Frieden und Einheit haben wollen, müssen wir vom Vergelten absehen."

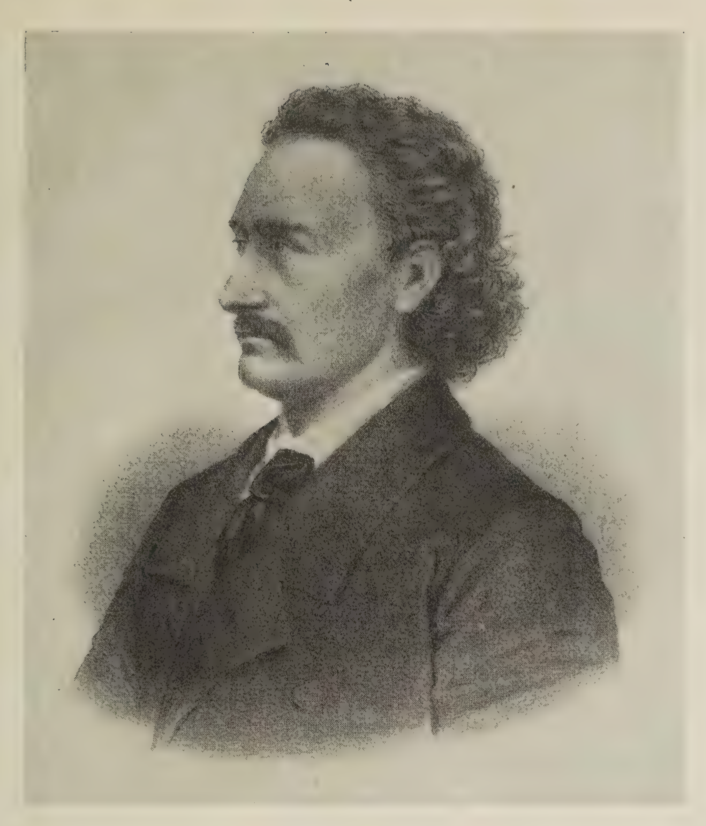
Grant, der nach Washington gekommen war, wohnte dem Kabinettsrat bei. Seit Tagen war keine Nachricht über das Schicksal von Shermans Armee gekommen, die noch im Felde gegen Johnston stand. Grant war beunruhigt, aber Lincoln ließ heute keine trüben Gedanken aufkommen. Außerdem habe er letzte Nacht wieder seinen alten Traum gehabt. Er sei auf einem großen Schiff gewesen, das in

pfeilgeschwinder Fahrt auf einen dunklen Streifen Land zufuhr. Bevor das Schiff das Land erreichte, sei er aufgewacht. Genau denselben Traum habe er vor den Siegen am Antietam, bei Murfreesborough, Gettysburg und Vicksburg gehabt. Auch Grants Bemerkung, daß die Schlacht bei Murfreesburg gar kein wirklicher Sieg gewesen sei, störte heute Lincoln nicht. In einer Beziehung behielt er recht. Am 27. April hörte man von Sherman. Die letzte konföderierte Armee unter General Joe Johnston hatte sich ihm ergeben.

Für den Abend hatten Lincoln und seine Frau den General Grant mit seiner Frau und noch ein paar Freunden zu einer Vorstellung in das Fordtheater eingeladen. Aber Grant verließ Washington noch im Lauf des Nachmittags, und Lincoln bat andere Bekannte in seine Loge. Da die Anwesenheit des Präsidenten durch die Presse bekanntgegeben worden war, war das Theater an diesem Abend voll besetzt. Kurz nach 10 Uhr, da aller Aufmerksamkeit auf die Bühne gerichtet war, erschien in der Tür der Proszeniumsloge, in der sich der Präsident mit seinen Gästen befand, ein junger Mensch, trat hinter den Präsidenten und schoß ihm auf Armeslänge eine Kugel in den Kopf. Lincoln fiel vornüber. In der allgemeinen Verwirrung, die im Augenblick entstand, gelang es dem Mörder über die Logenbrüstung auf die Bühne zu springen. Hier verfing sich einer seiner Sporen in dem Vorhang, er fiel schwer hin, wobei er sich den Knöchel brach, sprang aber wieder auf, stand einen Augenblick still, und ein blutiges Messer schwingend, mit dem er einen Offizier in der Loge verwundet hatte, rief er laut ins Theater hinein: „Sic semper tyrannis.“ Es war der Wappenspruch Virginias. Dann eilte er zum Bühnenausgang, schwang sich auf ein bereitstehendes Pferd und galoppierte durch die Nacht aus Washington hinaus.

Es gelang mit Mühe die aufgeregte Menge im Theater soweit zur Ordnung zu bringen, daß man den besinnungslosen Präsidenten über die Straße in ein Haus bringen und dort auf ein Bett legen konnte. Gegen morgen starb er, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, in Gegenwart seiner Frau, seines ältesten Sohnes Robert, Stantons und Senator Sumners.

Der Süden hatte, wie einer seiner Führer bei Empfang der furchtbaren Nachricht ausrief, seinen besten Freund verloren. Der Mörder,



Lincolns Mörder, John Wilkes Booth

ein junger Schauspieler namens John Wilkes Booth, hatte die Tat aus, wie er glaubte, vaterländischen Motiven begangen. Kurz bevor er nach mehreren Tagen, zu Tode gehetzt, in einem Heuschober von nachsetzenden Soldaten niedergeschossen wurde, hatte er noch ein Schriftstück zu seiner Verteidigung geschrieben, in dem er sich mit Brutus verglich. Die Wut im Norden war unbeschreiblich, aber die Ansicht, daß Lincoln ein blutdürstiger, harter Tyrann sei, hätte sich im Süden nicht ohne Schuld gewisser Leute im Norden verbreiten können. Ein Mitverschworener Booths, der in derselben Nacht ein Messerattentat auf den krank zu Bett liegenden Seward verübt hatte, noch ein zweiter Mitwisser und die Pensionsinhaberin, bei der die drei gewohnt, letztere wahrscheinlich unschuldig, wurden gehängt.

Über den Siegesjubel der Hauptstadt war plötzlich düstere Trauer geworfen. Tausende zogen an der aufgebahrten Leiche vorbei, um noch einmal ihren Präsidenten zu sehen, dann trat der Sarg mit Abraham Lincolns Leiche die Reise nach Springfield an, dieselbe Strecke, die der neugewählte Präsident einst genommen. Und wie damals stand die Menge an den Bahnhöfen, Kopf an Kopf, aber entblößten Hauptes und Tränen in den Augen. In Springfield, an der Seite seines dort liegenden kleinen Sohnes, wurde Abraham Lincoln beigesetzt.

## NACH LINCOLNS TOD

Über dem frischgeschaufelten Grab auf dem kleinen Friedhof in Springfield verlas einer der Teilnehmer an der Trauerfeier die zweite Antrittsrede des toten Präsidenten.

„Mit Haß gegen niemanden, mit Mitgefühl für alle, mit Festigkeit im Recht, wie Gott uns gibt, das Recht zu erkennen, — so laßt uns weiter das Werk zu Ende führen, an dem wir arbeiten."

Die Beerdigung hatte am 4. Mai stattgefunden. Am 26. Mai ergab sich in Texas die letzte noch kämpfende Streitmacht der Konföderierten dem Unionsgeneral Canby. Der Krieg hörte einfach auf. Ohne Verhandlungen, ohne Friedensschluß. Das „Werk", soweit es in der Niederwerfung des „bewaffneten Widerstandes gegen die Regierung der Union" bestand, war zu Ende geführt.

Das Werk, das jetzt begann, die Rekonstruktion, war nicht weniger schwierig. Und Lincoln, dem das Heilen mehr lag als das Verwunden, war tot. Selten ist einem Volke der Führer unzeitiger fortgenommen worden.

Der Süden, dessen Volk er stets als Teil des ganzen amerikanischen Volkes angesehen, über das zu triumphieren ihm die Freude am Sieg getrübt hatte, war durch den vierjährigen Krieg völlig ruiniert. Die Bevölkerung hatte ihr letztes Metallgeld der Regierung gegeben und dafür konföderiertes Papiergeld eingetauscht, das natürlich jetzt wertlos war. Die Sklaven waren ihren Besitzern ohne Entschädigung genommen. Es blieb den vormals Reichen oder Wohlhabenden nur ihr Besitz an Grund und Boden, ihr Mobiliar und ihr persönliches Eigentum. Selbst das war dort, wo der Krieg hingekommen, zum großen Teil verloren, soweit es Plantagenbesitz, in manchen Staaten ganz und gar vernichtet. Woher das Geld nehmen, um die niedergebrannten Gehöfte wieder aufzubauen und die jetzt freien schwarzen Arbeiter für ihre Arbeit zu entlohnen? Es vollzog sich im ganzen Süden eine Umschichtung der Gesellschaft, wie man

sie in Deutschland und Österreich nach dem verlorenen Weltkrieg erlebt hat. Man lebte vom Verkauf. Der Hunger trat in die Häuser der ehemals Reichen. Vornehme Männer und Frauen holten sich heimlich Essensrationen aus den Feldküchen der Besatzungsarmee, die in den Städten fast die gesamte Bevölkerung speisen mußten.

Zu der materiellen Not kam die seelische. Die gerechte Sache war unterlegen, die Freiheit war verloren. Dem Feind, den man auf den Schlachtfeldern hundertmal besiegt hatte, war man wehrlos ausgeliefert. Der Trost, den man in diesen Siegen suchte, erhöhte doch nur die Bitterkeit der jetzigen Lage. Die Unversöhnlichen wollten sich selbst nicht mit der Niederlage abfinden und sorgten dafür, daß auch die anderen es nicht taten. Carl Schurz, der im Sommer 1865 eine Beobachtungsreise durch den Süden machte, erzählt in seinen Lebenserinnerungen, wie man dort unten überall hören und lesen konnte, daß die Konföderierten nicht „besiegt" sondern „erdrückt" worden seien. Militärisch, so hieß es, hätte der Süden gesiegt, auf allen Schlachtfeldern hätten seine Soldaten die Unionstruppen siegreich geschlagen, vier Jahre lang hätten sie sich der Überzahl erwehrt. Nur die Übermacht an Menschen und Hilfsquellen wäre schuld daran, daß der Süden den „siegreichen Krieg" schließlich hätte einstellen müssen. Aber die Gelegenheit würde schon wiederkommen, die verlorene Freiheit wiederzugewinnen. Denn als erobertes Land betrachteten sie sich selbst, nicht als Teil einer gemeinsamen Heimat. Sie haßten die Union, die Einheit, die man ihnen aufgenötigt. Und während so der Südländer seiner ohnmächtigen Wut gegen die vermeintlichen Urheber all des Unglücks seines Landes, den Norden und seine Staatsmänner, Luft machte, hing er in irregeleiteter Loyalität an dem eigentlichen Urheber der furchtbaren Katastrophe, an Jefferson Davis, der — gefangengenommen und wegen Mitwisserschaft an Lincolns Ermordung (zu Unrecht) angeklagt — zum Märtyrer der gerechten Sache gestempelt wurde.

Nicht weniger unversöhnlich, aber politischer dachten andere Kreise des Südens, die innerhalb der wiederhergestellten Union den ehemaligen Einfluß der Südstaaten zurückgewinnen wollten, um auf diesem Weg die Folgen des verlorenen Krieges abzuschwächen und unschädlich zu machen.

Die einschneidendste Folge war die Befreiung der Sklaven. An der Tatsache selbst ließ sich nichts mehr ändern, ihre Verankerung im Fundamentalgesetz des Landes, der „Konstitution“, war nicht aufzuhalten und erfolgte ja auch noch im Dezember von Lincolns Todesjahr. Aber vielleicht ließ sich im eigenen Haus, in den einzelnen Bundesstaaten nämlich, auf gesetzgeberischem Weg die Negerfrage regeln. So tauchte, kaum war der „bewaffnete Widerstand“ beendet, die Frage der Sklaverei und mit ihr die der Staatensouveränität wieder auf.

Theoretisch war durch das Aufhören jenes Widerstandes der Zustand wiederhergestellt, wie er vor der „Sezession“ bestanden hatte. Man konnte einfach den Krieg als nicht gewesen ansehen und Regierung und Verwaltung der Union da wiederaufnehmen, wo sie durch den Afterkongreß von Montgomery und seine Folgen unterbrochen worden waren. Die Südstaaten wären nach dieser Theorie einfach automatisch wieder gleichberechtigte Mitglieder des Staatenbundes geworden, ihre Abgeordneten hätten ihre Plätze in Senat und Repräsentantenhaus wieder einnehmen können. Zu dieser Theorie neigten selbstverständlich alle heimlichen und offenen Freunde der Südstaaten und mehr oder weniger auch die Demokraten. Sonderbarerweise schien die Politik des republikanischen Präsidenten gleichfalls dieser Auffassung zuzuneigen.

Lincolns Nachfolger, der bisherige Vizepräsident Andrew Johnson, war seinerzeit auf dem republikanischen Parteikonvent in Baltimore als Vizepräsidentschaftskandidat hauptsächlich deshalb aufgestellt worden, um den unionstreuen Südstaatlern eine Vertretung in der Regierung zu geben. Er war der Geburt nach ein „armer Weißer“ aus Nord-Karolina und hatte in seiner Jugend das Schneiderhandwerk gelernt. Im Städtchen Greenville in Tennessee, wohin er verzogen war, brachte er es schon mit zwanzig Jahren zum Stadtverordneten, mit zweiundzwanzig zum Bürgermeister. Er war später zweimal hintereinander Gouverneur von Tennessee gewesen und ging 1857 als Senator nach Washington. Hier trat er in den Krisenjahren vor Ausbruch des Bürgerkrieges eifrig für die Union und gegen die Sklavenpartei ein und blieb, als einziger Südstaatensenator, nach dem Bruch der Sache der Union treu. Seinem Einfluß war es zu verdanken, daß die unionstreuen Elemente in Tennessee sich

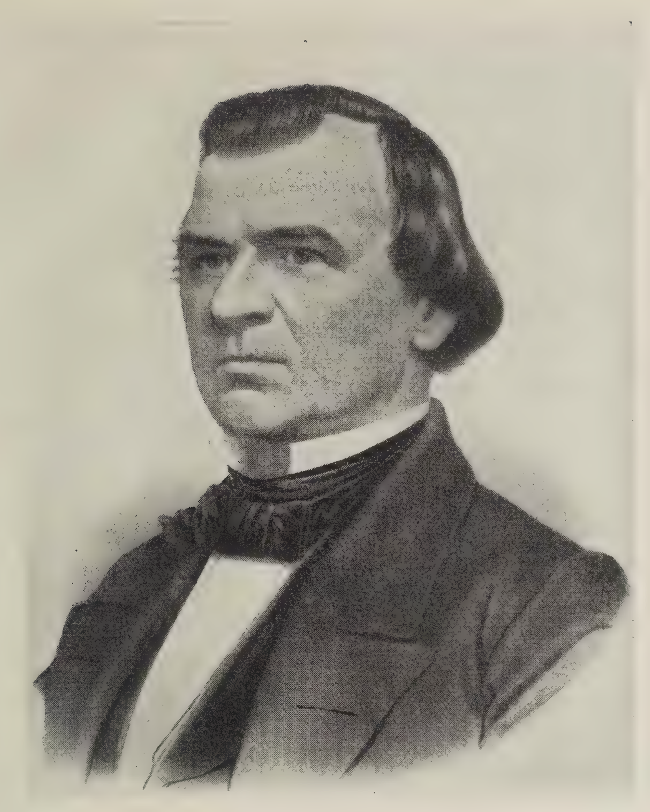
organisierten und viel zur Wiedergewinnung dieses Staates durch Unterstützung der Bundestruppen beitrugen. Lincoln hat ihn denn auch schon 1862 zum Kriegsgouverneur von Tennessee ernannt.

Oberflächlich gesehen, hatte also die Laufbahn dieses durch eigene Energie aus dem Volke hervorgewachsenen Mannes eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Werdegang seines Vorgängers. Leider aber fehlte ihm die innere Würde, die angeborene Herzenskultur und die erworbene Ausgeglichenheit Lincolns. Bei diesem war aus der Erinnerung an seine niedere Herkunft und die Mühsale seiner ersten Jahre ein Verstehen geworden, ein Mitgefühl für die Niedrigen und Schwachen, für das „einfache Volk", wie er es nannte; bei Johnson war eine bittere und reizbare Abneigung gegen die von Jugend auf Bessergestellten und die mühelos Erfolgreichen zurückgeblieben. So bekam sein Führertum einen demagogischen Einschlag, und seine Reden, in denen er immer wieder auf seine niedrige Herkunft und sein Schneiderhandwerk zurückkam, appellierten an Klassengegensätze mehr als an das gemeinsame vaterländische Gefühl auch des politischen Gegners. Und zu diesen Gegnern zählten auch bald mit wenigen Ausnahmen die republikanischen Vertreter im Kongreß.

Diese sträubten sich dagegen, den Rebellenstaaten, als wäre nichts geschehen, einfach wieder ihr Selbstbestimmungsrecht bei sich und ihr Mitbestimmungsrecht in der Bundesregierung einzuräumen. Schließlich war von jenen Staaten bewaffneter Hochverrat begangen worden, sie hatten sogar versucht, ihr Ziel, die Zerreißung der Union, durch Intervention europäischer Mächte zu erreichen. Ihr Vorhaben war nur durch größte Opfer in einem blutigen vierjährigen Krieg vereitelt worden. Mehr noch, als die Niederlage der Rebellion nicht mehr zweifelhaft gewesen, hatte ein fanatisierter Südländer die Mordhand an die Person des rechtmäßigen Präsidenten gelegt. Zum Hochverrat am Land war Mord am Repräsentanten des Volkes getreten.

So ist es erklärlich, daß die Sieger schon rein gefühlsmäßig für eine Ausnutzung ihres Sieges, wenn nicht gar für Rache, waren. Aber die herrschende Partei hatte auch sehr reale Gründe für ihr Vorgehen: die Stimmung des Südens nämlich, wie wir sie eben kennengelernt.

Gegenüber dem Verlangen des Präsidenten, die Rebellenstaaten ohne weiteres wieder an der gemeinsamen Regierung im Bundes-



Andrew Johnson

kongreß teilnehmen zu lassen, beschloß daher der Kongreß, in dem die Republikaner die Zweidrittelmehrheit hatten, die Zulassung der Rebellenstaaten von der Ratifizierung eines neuen Zusatzes zur Unionsverfassung abhängig zu machen. Dieses (vierzehnte) Amendment enthielt u. a. die Bestimmung, daß „keine Person, die an der Rebellion teilgenommen, auch wenn sie als Bundessenator oder Staatssenator den Treueid auf die Verfassung geleistet hatte", irgendein öffentliches Amt in der Union oder in einem Einzelstaate bekleiden dürfe.

Damit waren im Süden selbstverständlich eigentlich alle Personen von Ansehen und Einfluß von politischen Stellungen sogar in ihren eigenen Heimatstaaten ausgeschlossen. Da das Amendment außerdem die Bestimmung enthielt, daß jede in der Union geborene oder

naturalisierte Person zugleich Bürger „mit allen Rechten und Freiheiten“ auch in jedem Einzelstaat sei, so war hier schon die gesetzliche Grundlage gegeben, durch die später politische Ausbeuter und Glücksritter aus den Nordstaaten, die sogenannten *carpet-baggers*, zu allen großen und kleinen Ämtern und Posten in den Südstaaten gelangten. *Carpet-bag* hieß die damals gebräuchliche mit Teppichstoff überzogene Reisetasche, und der Spitzname deutet an, was jene landfremden Ehrenmänner alles „mitgehen“ ließen.

Noch eine weitere Bestimmung des 14. Amendments ist von Wichtigkeit. Sie besonders ist vom republikanisch-parteipolitischen Interesse eingegeben, aber da sich die Republikaner — und nicht ganz mit Unrecht — als allein sichere Verfechter des strengen Unionsgedankens fühlten, so kann man es verstehen, daß sie eine, wenn auch künstliche Niederhaltung der Demokraten für eine patriotische Notwendigkeit hielten.

Bisher wurden die Sklaven bei der Wahl von Abgeordneten zum Unionskongreß (1 Abgeordneter auf je 30 000 Einwohner) nur zu drei Fünftel gezählt. Jetzt, wo sie keine Sklaven mehr sondern Bürger, wenn auch ohne Wahlrecht, waren, konnte man diese Einschränkung logischerweise eigentlich nicht aufrechterhalten. Tat man es aber nicht, so wäre der Erfolg der gewesen, daß die kleine weiße Südstaatenbevölkerung durch die Abschaffung der Sklaverei einen erhöhten Einfluß im Bundeskongreß erhalten hätte, fußend auf eine zahlreichere, aber von jedem politischen Einfluß ausgeschlossene schwarze Bevölkerung. Daß der Süden auf diese Weise eine unverhältnismäßig große Anzahl von Demokraten, und nur Demokraten, in den Kongreß schicken würde, war demnach selbstverständlich. Dem schob man jetzt einen Riegel vor. Das Amendment bestimmte weiter, daß die Vertretung eines Staates im Kongreß in demselben Verhältnis verringert werden müsse, wie sich die Zahl der nicht wahlberechtigten männlichen Bürger zu der Summe aller männlichen Bürger des Staates verhalte.

Da außer in Tennessee die Südstaatenlegislaturen sich weigerten, das 14. Amendement zu ratifizieren, wurde das Gebiet der ehemaligen Konföderation einfach in Militärbezirke geteilt und durch von den Militärgouverneuren eingerichtete Staatenregierungen verwaltet. Diese Regierungen ratifizierten dann das 14. Amendment und später

auch noch das berühmte 15., das bestimmte, daß kein Bürger seiner Farbe wegen vom Wahlrecht ausgeschlossen sein dürfe. Damit hatten die Neger auch das letzte und wichtigste politische Recht erhalten. Als Neger konnte man es ihnen auch im Süden jetzt nicht mehr vorenthalten. Einschränkungen anderer Art, z. B. wegen Analphabetentums, blieben der Landesgesetzgebung allerdings noch offen.

All diese Gesetze sind im Kongreß durch die republikanische Mehrheit nur im heftigsten Kampf gegen den Präsidenten Johnson durchgedrückt worden. Dieser Kampf nahm mitunter sehr häßliche Formen an und erreichte seinen Höhepunkt, als gegen Johnson das in der amerikanischen Verfassung vorgesehene Absetzungsverfahren, allerdings erfolglos, eingeleitet wurde. So kam das vom Krieg und seinen Leidenschaften aufgewühlte Volk nicht zur Ruhe. Es wurde auch nicht besser, als General Grant zum Nachfolger Johnsons gewählt wurde. Zwar hörte der Streit zwischen Präsident und Kongreß auf, dafür feierte die schamloseste Parteiwirtschaft unter dem ehrlichen, aber politisch unerfahrenen General-Präsidenten wahre Orgien.

Darunter hatte besonders der Süden zu leiden. Die *Carpet-bagger*-Regierungen hausten schlimmer als in Feindesland, und die von den landfremden Politikern und Beamten irregeleiteten und mißbrauchten Neger glaubten sich den einheimischen Weißen gegenüber ungestraft alles herausnehmen zu können. Damals entstand im Süden der Geheimbund „Ku-Klux-Klan“, eine Art Feme, wodurch die Weißen des Südens, von der Regierung im Stich gelassen, sich selbst blutiges Recht verschafften. Fast zwölf Jahre dauerten diese Zustände. Erst im Jahre 1877, nach dem Ende von Grants achtjähriger Präsidentenschaft, als die allgemeine Mißstimmung mit der republikanischen Korruptheit beinahe einem demokratischen Präsidenten zum Siege verholfen, wurden die letzten Besatzungstruppen aus dem Süden zurückgezogen und hörte die Militärregierung auf.

Die Gegensätze, die die Leidenschaft des Krieges und der Nachkriegszeit zwischen Süden und Norden aufgerissen hatte, verschwanden trotz alledem sehr rasch. Das Land war weit und bot jedem wirtschaftliche Möglichkeiten und neue Existenz. Dazu kamen die

Tausende von europäischen Einwanderern, die nur das gemeinsame neue Vaterland kannten und deren Kinder in nie durch Zweifel verwirrter Loyalität zum amerikanischen Gesamtstaat und seiner Gesamtkultur heranwuchsen.

Dem Mann aber, der dem Land, dem George Washington die Unabhängigkeit erfochten, die Einheit gerettet hat, erhebt sich das schönste der vielen Denkmäler dort, wo er seine ersten Knabenjahre verbracht. Es ist eine Universität, durch Beiträge reicher Amerikaner gestiftet und erhalten, die der armen Bevölkerung der Berge das gibt, was der Knabe Lincoln entbehren mußte: Wissen und Bildung.

# PERSONENVERZEICHNIS

Adam, John Quincy 32, 35 f., 128.
Alexander II., Zar 120.
Anderson, Robert 41, 106 f.
Armstrong, Jones 39.
Ashmun 89 f.

Barnard, George G. 9 f., 50, 102.
Beauregard, G. T. 107.
Beecher, Henry Ward 165.
Beecher-Stowes, Harriet 61.
Berry 42.
Bismarck, Otto v. 123.
Black 93, 138.
Black Hawk 40.
Blackstone, William 39.
Blair 139, 159.
Booth, John Wilkes 167.
Breckinridge, John C. 90.
Brooks, Preston 74 f.
Brown, John 85 f.
Bryant, William 130.
Buchanan, James 73 ff., 91, 97, 103, 105 f., 138.
Buren, Martin van 18.
Burns, Robert 19.
Burnside, A. Everett 116, 141.
Bush, Sally, verw. Johnston s. Lincoln Sally.
Butler, Benjamin F. 149, 156.

Calhoun, John Caldwell 32, 36, 60 ff., 64, 91.
Cameron, Simon 87 f., 133, 138.
Canby, E. R. S. 169.
Cass, General 55 f.
Chase, Salmon P. 65, 87 f., 133, 137 f., 155, 159.
Choate, Joseph 9, 80.
Clay, Henry 31, 35 f., 39, 41, 54 f., 60, 64, 66, 86, 134.
Cobb 93.

Davis, Jefferson 41, 94, 102, 106, 152, 157 f., 160 f., 163, 170.
Douglas, Stephen A. 43, 61 ff., 71 f., 74 ff., 85 f., 90, 104.

Emerson, Ralph W. 130.

Farragut, David G. 114.
Floyd, John B. 91.
Fremont, John Charles 72, 88, 121 f., 155.

Georg III., König v. England-Hannover 143.
Gibbon, Edward 39.
Grant, Ulysses S. 112, 114, 118, 143 f., 151 f., 154, 156, 160 f., 163 ff., 175.
Greeley, Horace 124, 158.

Halleck, Henry W. 142.
Hamilton, Alexander 33, 35 f., 47 f.
Hanks, Dennis 14, 20.
Hanks, John 14, 37 f., 87.
Hanks, Joseph 12.
Hanks, Nancy s. Lincoln Nancy.
Hayns, Senator 32.
Hecker, Friedrich 108, 116.
Henry, Patrick 27, 96, 128.
Herndon 45, 56, 60, 66.
Hood 152, 154.
Hooker, Joseph 116 f., 132, 141 ff.
Houston, Samuel 53.
Hunter, General 124.

Jackson, Andrew 32, 34 ff., 37, 52, 59, 93, 105, 138, 157.
Jackson-Stonewall, Thomas 110, 114 ff.
Jefferson, Thomas 26, 31, 33, 36, 79.
Johnson, Andrew 171 f., 175.
Johnston, John 21, 37, 60.

Johnston, Joseph E. 109f., 152, 161, 163, 165f.
Johnston, Sally, geb. Bush, s. Lincoln Sally.
Jones 98.

Lee, Robert E. 109f., 114ff., 125, 142f., 152, 154, 161, 163f.
Lincoln, Mary 47ff., 59, 145, 166.
Lincoln, Nancy 12f., 14f., 21.
Lincoln, Robert 166.
Lincoln, Sally 15, 19, 21, 60.
Lincoln, Sarah 13, 21.
Lincoln, Thomas d. Ältere 12f., 21, 32, 60.
Lincoln, Thomas, d. Jüngere 13.
Lowell, James Russel 54, 130.

Mac Clellan, George B. 113ff., 126, 140, 149, 157, 159.
Mac Dowell 114.
Madison, James 79.
Matteson 71.
Maximilian, Erzherzog 123.
Meade, George 118, 151.
Monroe, James 52.
Morris, Robert 26.

Napoleon I. 142.
Napoleon III. 122.

Offut 37f., 40.
Owens Mary 46.

Pierce, Franklin 96.
Polk, James K. 54, 57.
Pope, General 114f., 125.
Potter 74f.

Roosevelt, Th. 9.
Rutledge, Ann 45.

Santa Anna, Antonio Lopez de 52.
Sargent 9.
Schiller, Friedrich v. 122.
Schurz, Carl 62, 74, 80, 88ff., 108, 123, 150, 156, 159, 170.
Scott, Dred 76f., 82, 103.
Scott, Winfield 54f., 61, 101, 106, 113, 142.
Seward, William H. 20f., 65f., 87f., 101, 106, 123, 133ff., 159f., 167.
Shakespeare, William 122, 149.
Sheridan, Philipp H. 144, 152, 163.
Sherman, William T. 144, 150, 152, 154, 161, 165f.
Shields 47, 70f.
Sigel, Franz 108.
Smith, Job 149.
Speed 44, 48f., 81, 120.
St. Gaudens 9.
Stanton, Edwin M. 138f., 140, 148, 166.
Stephens, Alexander H. 96, 99, 160, 163.
Stuart, James Br. 110, 115.
Sumner, Charles 65f., 74f., 166.

Taft, Charles P. 10.
Taney 103, 138.
Tarbell, Ida M. 9.
Tayer, Abbott H. 9.
Taylor, Zachary 41, 54ff., 58.
Thomas, George H. 152, 154.
Todd, Mary s. Lincoln, Mary.
Toucey 93.
Trumbull, Lyman 71.
Tyler John 53, 91.

Vallandigham 126.

Wade 74.
Washington, George 19, 23f., 79, 90, 96, 99ff., 176.
Webster, Daniel 32f., 39, 41, 61, 66, 86, 134.
Weed 88.
Welles, Gideon 139.
Whitman, Walt 130.
Wilmot, David 57.
Wilson, James 26f.
Wolfe, James 143.

# VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Abraham Lincoln im Jahre 1864. Nach einer Photographie . . . . . Titelbild
Das Lincoln-Denkmal in London von *Barnard*, dem Schöpfer der Lincoln-Statue in Cincinnati. Nach einer Photographie . . . . . . . . . . 8
Das Blockhaus bei Hodgensville (Kentucky), in dem Lincoln geboren wurde. Nach einer Photographie gezeichnet von O. Hundt . . . . . 13
Karte der Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika . . . 24/25
Henry Clay. Lithographie von Ch. Fenderich. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 35
John Caldwell Calhoun. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung (Verlag J. J. Weber), Jahrg. 1844 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 43
General Zachary Taylor. Lithographie von M. Alophe nach einer Daguerreotypie. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . 53
Stephen A. Douglas. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jg. 1860 . . . . 63
John Charles Fremont. Lithographie von S. W. Rowse. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . 73
Abraham Lincoln zur Zeit der Debatten mit Douglas (1858). Nach einer Photographie . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 79
Carl Schurz. Holzschnitt von H. S. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 89
James Buchanan. Stich von A. Weger. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 92
Jefferson Davis. Stich von Metzmacher. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 95
Das Kapitol in Washington. Nach einer Photographie . . . . . . . . . 103
Die Flagge der „Konföderierten Staaten". (Im roten Feld ein weißgebändertes, blaues, schräggestelltes Balkenkreuz mit 13 silbernen Sternen belegt). . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 107
Fort Sumter. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jg. 1861 . . . . . . . 109
Der Generalissimus der „Konföderierten Staaten", Robert E. Lee. Nach einer Heliogravüre. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek 111
General Winfield Scott. Stich von Weger. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 113
General George B. Mac Clellan. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jg.1862 115
General Joseph Hooker. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jg. 1863 . . 117
Die Proklamation der Sklavenbefreiung. Gemälde von M. S. Carpenter im Kapitol in Washington. Nach einer Photographie . . . . . . . . . 127
Das Weiße Haus in Washington. Nach einer Photographie . . . . . . . 131
William S. Seward. Anon. Lithographie. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 135
Salmon P. Chase. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jg. 1861 . . . . . 137

Simon Cameron. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jg. 1861 . . . . . . 139
Edwin M. Stanton. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jg. 1862 . . . . . 141
Faksimile eines Briefes Lincolns an einen seiner Staatssekretäre. Aus: E. Charavay, Lettres autographes composant la collection de M. Alfred Bovet, Paris 1885, S. 55 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 147
Die Generale Sherman, Sheridan und Grant. Aus: Leipziger Illustrierte Zeitung, Jg. 1865 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 153
Lincolns Mörder, John Wilkes Booth. Anon. Lithographie. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . 167
Andrew Johnson. Lithographie von Hecht. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 173

# INHALT


EIN VORWORT ÜBER EINEN KUNSTSTREIT . . . 7

JAHRE DER VORBEREITUNG

FRÜHE JUGEND . . . 11
DAS PROBLEM DER SKLAVEREI . . . 22
ALLERLEI SCHICKSALE . . . 37
VERLOBUNGEN UND HEIRAT . . . 45
ANWALT UND ABGEORDNETER . . . 50
DER BRUCH DES MISSOURI-KOMPROMISSES . . . 63
KAMPF MIT DOUGLAS UND PRÄSIDENTSCHAFTSWAHL . . . 77

DER FÜHRER SEINES VOLKES

INTERIM UND REGIERUNGSANTRITT . . . 91
DER BÜRGERKRIEG . . . 106
DIE SKLAVENBEFREIUNG . . . 120
DER PRÄSIDENT . . . 129
VATER ABRAHAM . . . 144
ZWEITE PRÄSIDENTSCHAFTSWAHL . . . 151
DIE ERMORDUNG LINCOLNS . . . 163

NACH LINCOLNS TOD . . . 169

*

PERSONENVERZEICHNIS . . . 177

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN . . . 179




# MENSCHEN VÖLKER / ZEITEN

EINE KULTURGESCHICHTE IN EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

MAX KEMMERICH

BAND I: HOMER UND SEINE ZEIT . . . VON THASSILO VON SCHEFFER

BAND II: FREIHERR VOM STEIN . . . . . . . . . VON RICARDA HUCH

BAND III: MACHIAVELLI . . . . . . . . . . . VON MAX KEMMERICH

BAND IV: ROBESPIERRE . . . . . . . . . . VON CARRY BRACHVOGEL

BAND V: LINCOLN . . . . . . . . VON ALBRECHT GRAF MONTGELAS

BAND VI: PARACELSUS . . . . . . . . . . . . . VON FRANZ SPUNDA

BAND VII: FRIEDRICH DER GROSSE . . . . . . . . VON H. F. HELMOLT

BAND VIII: LEIBNIZ . . . . . . . . . . . . . . VON ALFRED BRUNSWIG

BAND IX: JULIUS CÄSAR . . . . . . . . . . VON GUGLIELMO FERRERO

VERLAG KARL KÖNIG / WIEN UND LEIPZIG

